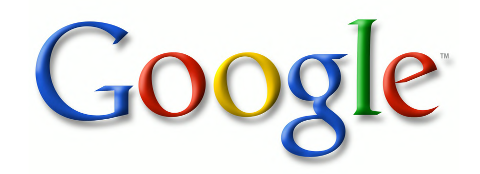



Google

Ethnographische Parallelen und Vergleiche

von

Richard Andree.




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1893

Ethnographische

Parallelen und Vergleiche

von

Richard Andree.

1.

Mit 6 Tafeln und 21 Holzschnitten.

Stuttgart.
Verlag von Julius Maier.
1878.



Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

Vorwort.

Wie die zahlreichen Beläge in den nachfolgenden Blättern beweisen, sind Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten in den Anschauungen und Gebräuchen räumlich weit von einander getrennter und ethnisch verschiedener Völker häufig so schlagend, dass man auf den ersten Blick an eine gemeinsame Abkunft oder Entlehnung solcher Vorstellungen und Sitten denken möchte. Es wird uns oft schwer zu glauben, dass ein Gebrauch, ein Aberglaube, ein Mythus, der in allen Erdtheilen identisch oder fast identisch auftritt, nicht der gleichen Wurzel entstammen und von einem Punkte aus zu allen damit bekannten Völkern gewandert sein solle. Je weiter und eingehender wir aber eine solche gleichartige Sitte oder Anschauung über die Erde zu verfolgen unternehmen, desto häufiger zeigt sich uns das unabhängige Entstehen derselben und wir gelangen zu dem Schlusse, dass zur Erläuterung derartiger Uebereinstimmungen, bei denen Entlehnung ausgeschlossen ist, auf die psychologischen Anlagen des Menschen zurückgegangen werden müsse.

Wie nicht geläugnet werden kann, dass allenthalben die körperlichen Eigenschaften und Thätigkeiten der Menschen die gleichen sind, dass sie in der gleichen Weise sehen, hören, schlafen, essen, so finden wir auch, dass ihre geistigen Funktionen überall in ihren wesentlichen Zügen dieselben sind, dieselben Grundformen zeigen, allerdings nach Race und natürlicher Umgebung variirend, aber dennoch trotz untergeordneter Abweichungen von demselben ursprünglichen Werthe und Gehalt.

Auch der Fortschritt in der Entwicklung des menschlichen Geistes er-

scheint uns in den verschiedenen Zeiten als ein nach gleichen Grundsätzen erfolgender. Die menschliche Natur zeigt sich allenthalben als dieselbe und Menschen wie Völker besitzen, wenn sie auf derselben gleichwerthigen Entwicklungsstufe angelangt sind, unabhängig von einander dieselben Ideen und technischen Fertigkeiten. Ueberall erscheint uns der zubehauene Feuerstein als die ursprüngliche Waffe oder das erste Geräth; die Anfänge der Töpferei, das Formen des plastischen Thons zu Urnen und Kochgeschirren sind allenthalben gleich; der Tumulus hat in Europa dieselbe Form wie in Nordamerika; der südamerikanische Sambaqui, der Muschelhaufen auf den Andamanen, die dänischen Kjökenmöddinger zeigen kaum Verschiedenheit; die Menhirs und Dolmen, welche indische Naturvölker noch jetzt errichten, weichen nicht ab von jenen, die in unserm Erdtheil als Zeugen längst dahingegangener Geschlechter übrig blieben. Von den mäandrischen Verzierungen auf den Urnen der südamerikanischen Indianer, der Griechen und Römer sprechend bemerkt schon Alexander von Humboldt (Ans. d. Nat. I. 284): „Die Ursachen dieser Aehnlichkeiten beruhen mehr auf psychischen Gründen, auf der innern Natur unsrer Geistesanlagen, als dass sie Gleichheit der Abstammung und alten Verkehr der Völker beweisen“ und er traf damit vor vielen Jahren, als die Anfänge einer Völkerpsychologie kaum vorhanden waren, das Richtige.

Es ist daher, wo wir solche Uebereinstimmungen finden, von vornherein zunächst an eine unabhängige Entstehung derselben, an eine generatio aequivoca zu glauben. Wenn der menschliche Geist überall derselbe und die gleichen Anlagen überall vorhanden sind, so folgt daraus, dass analoge Ideen, übereinstimmende Sitten und Gebräuche, gleichviel in welcher Gegend der Mensch auch lebt, von ihm erzeugt werden, dass eine Sitte, eine abergläubige Meinung des Eskimos in ihrer Wesentlichkeit dieselben sein können, wie die entsprechenden eines innerafrikanischen Negers, während die polare Umgebung des Einen, die tropische des Andern nur im untergeordneten Masse ändernd und örtlich färbend einzuwirken vermögen.

Der Volksaberglauben, die Geister und Zaubermittel, die Orakel und Omina, welche bei uns als Ueberreste der frühesten Kulturentwicklung unsres Geschlechtes fortbestehen, sind keine müssige Erfindung, sondern allgemeines Eigenthum der Menschheit, sie kennzeichnen die Stellung des Menschen gegenüber der Aussenwelt in jenem Zeitraume, in welchem ihm noch die wissenschaftliche Erfahrung über die Dinge und Ereignisse der Aussenwelt abgehen, wo der Naturmensch mit noch unentwickelten Geisteskräften der Welt gegen-

übersteht. Sie sind der Glaube des Nichtwissens, der allenthalben übereinstimmend sich zeigt und stets frische Nahrung in der Menschennatur findet.

Speke erzählt uns (Entdeckung der Nilquellen II. 250), dass die Wanjamuesi in Ostafrika neben ihren Hütten eine Winde von ausserordentlicher Grösse anpflanzen, die als ein glückbringendes Mittel gilt. Wer die Blume dieser Winde beim Suchen nach einem Schatze in der Hand hält, wird ganz sicher zu demselben geführt. Wer wollte nun hier annehmen, unsre deutsche Wünschelruthe und der sich daran knüpfende Aberglauben, dass man mit ihr Schätze, Erzadern, Wasserquellen finden könne, sei nach Afrika, nach einem erst vor einem Vierteljahrhundert von Europäern betretenen Lande gelangt? Und war unsre Wünschelruthe nicht auch schon im schlangenumwundenen Kerykeion des Hermes vorhanden? Dieser Zauberstab, der seinen Ausläufer in den eleganten Stäben unsrer Professoren der Magie hat, befand sich schon in den Händen Moses, welcher mit ihm Wasser aus dem Felsen Horeb schlug, was vor ihm bereits, wie die Denkmäler bezeugen, der Pharao Ramses II. vermochte (Brugsch, Aus dem Orient. II. 48). Poseidon that dies auf der Akropolis zu Athen, Dionysos zu Kyparissiä und nach nordischer Sage auch Baldr. Am Stabe, der als Scepter seine höchste Form erlangt hat, haftet eine besondre Kraft. Aarons Stab grünte, zum Zeichen, dass sein Träger von Jehova zum Priester erwählt sei; die Lanze Amphiaraons, des priesterlichen Helden, die ein Adler entführte und wieder fallen liess, grünte als Lorbeer wieder auf; die Lanze des Romulus, die dieser vom Aventin zum Palatin geschleudert, wurde zum Kornelkirschbaum; die Keule des Herakles, die er zu Trözen an ein Hermesbild gelehnt, zum Oelbaum. Ueberall dasselbe. Und wenn 1877 die Pelzmütze, die dem verstorbenen Schamyl gehörte und die einst vom Himmel herabfiel, von den Türken in den Kaukasus gebracht wurde, um die mohammedanischen Bergvölker gegen die Russen aufzustacheln, so wirkt sie wie das Labarum Konstantins, zu dem Inschrift und Zeichen ihm vom Himmel kamen, oder das als Heilspfand vom Himmel gefallene Palladium der Trojer.

Bei den hier mitgetheilten Beispielen wirken psychische Vorstellungen, aber auch auf dem Gebiete der Sitten und Gebräuche begegnen uns kaum minder schlagende Uebereinstimmungen. Unter den Begrüssungen, die so ausserordentlich mannichfach sind und keinem Volke ganz fehlen, wo Anspucken, Beriechen und Nasenreiben, Händedrücken und Hutabnehmen, Schosssitzen und Weinen eine Rolle spielen, findet sich eine vereinzelte Uebereinstimmung, die nur bei Mongolen und Neu-Caledoniern, also bei ethnisch

einander sehr entfernten Völkern, wiederkehrt. In Tibet, in Butan, im Lande der Tanguten und der Mongolei wird bei Begrüssungen, bei Glückwünschen etc. eine seidne Schärpe ausgetauscht, ja selbst Briefe werden in eine solche Schärpe gewickelt. Begegnen sich Personen von gleichem Range, so werden diese Schärpen ausgewechselt; nähert sich ein Höherer einem Niedern, so streckt er seine Hand aus, um von letzterem die Schärpe anzunehmen; einem Niedern wird sie, wenn er entlassen wird, von einem Bedienten umgehängt. Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, reichen sich diese Chadak genannten Schärpen, welche von verschiedener Grösse und Farbe sind und den Ausdruck der Geneigtheit, des Wohlwollens vertreten. (Sam. Thurner's Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama. Hamburg 1801. 269. — Prschewalski, Reisen in der Mongolei. Jena 1877. 346. 508.) Analog gebraucht nun der Neu-Caledonier seine Kata oder Glücksbinde, sie wird ausgetauscht, wenn zwei Personen einander begegnen und vertritt die Stelle unsrer Begrüssung. (Wood, Natural History of Man II. 208). Wer wird in diesem Falle an Entlehnung glauben dürfen?

Wenn, wie die zahlreichen im vorliegenden Buche mitgetheilten Beispiele lehren, oft die schlagendsten Uebereinstimmungen vorkommen und die geistige Einheit der Menschen bewiesen wird, so ist damit die Gleichwerthigkeit der einzelnen Racen und Stämme in Bezug auf Culturfähigkeit natürlich nicht behauptet; nur das ist richtig, dass Alle ohne Ausnahme einmal auf einer gleichen Culturstufe standen, die in der Zeit weit auseinander liegen kann. Schon durch das Untergehen, Verschwinden und Aufsaugen zahlreicher Völker wird die Entwicklung eines jeden bis zum Standpunkt unsrer am höchsten cultivirten Racen ausgeschlossen; aber die Einheit des menschlichen Geistes zeigt sich darum doch überall und auf deren Nachweis legen wir durch die Anhäufung der zahlreichen Beispiele in den Parallelen und Vergleichen Nachdruck.

Selbstverständlich wird auch nicht behauptet, dass Uebertragungen oder Entlehnungen von Sitten, Gebräuchen und Anschauungen von einem Volke auf das andre nicht stattgefunden hätten. Wo aber die Frage auftritt, ob etwas ursprünglich oder entlehnt vorhanden sei, da verlangen wir zunächst den historischen Nachweis, oder, wo dieser sich nicht führen lässt, zwingende Beweisgründe für das Vorhandensein der Entlehnung und müssen, so lange jene nicht erbracht sind, an der Ursprünglichkeit der Sitten und Anschauungen oder Traditionen festhalten. Allerdings ist stets darauf zu achten, dass das Ursprüngliche von dem Geborgten kritisch geschieden werde, um so

mehr heute, wo die modernen Verkehrsmittel alles durcheinander werfen und europäisches Wesen, europäische Anschauungen und Culturerrungenschaften über die ganze Erde verbreitet werden. Jetzt ist der letzte Augenblick für das Sammeln des Echten und Ursprünglichen gekommen und wie wir in unseren ethnographischen Museen noch die Geräthe, Waffen und Kleider der Naturvölker einheimsen, so müssen wir auch bestrebt sein, alles, was auf ihr Geistesleben sich bezieht, zu sammeln, ehe es vernichtet oder verfälscht ist.

Nicht im mindesten werden durch diese Auseinandersetzungen jene Traditionen berührt, die als Eigenthum eines grossen Stammes von Volk zu Volk innerhalb des Stammes erbend und mit den Wanderungen dieser Völker von einem Erdtheil zum andern getragen werden. Theodor Benfey, Max Müller u. a. haben uns gezeigt, wie sanskritische Märchen sich über Europa verbreitet haben, selbst unser im Kiffhäuser schlummernder Kaiser Rothbart hat sich, nach Friedrich Spiegel, als Held Sam der Zendavesta entpuppt und doch ist auch auf diesem Gebiete Vorsicht von Nöthen wie unsre durch Wilhelm Schröder's Bearbeitung zu grosser Beliebtheit gelangte Geschichte vom Swinegel und Hasen beweist, die sich in Südafrika wiederholt als Wettkampf zwischen Strauss und Schildkröte (Bleek, Reineke Fuchs in Afrika 25) und in Südamerika zwischen Schildkröte und Reh spielt (Couto de Magalhaes, O Selvagem. Rio de Janeiro 1876. I. 185. Jauti Çuaçu, Schildkröte und Reh, in Tupi und Portugiesisch); Jülg wies nach, wie eine Menge einzelner Züge und Erzählungen in der Odysee in dem mongolischen Heldengedichte Thaten des Bogda Gesser Chans einander decken und doch haben ~~Hellenen~~ Mongolen und Griechen nicht von einander geborgt. Wo, wie hier, trotz der wunderbarsten Uebereinstimmung die ursprüngliche Echtheit verbürgt ist, darf an eine Entlehnung nicht gedacht werden und es darf hier so wenig Misstrauen aufkommen, wie gegenüber vielen anderen Uebereinstimmungen in den Thierfabeln verschiedener Völker, denn Wesen und Neigungen der Thiere sind sich gleich, so, dass wenn sie in der Fabel geschildert werden sollen, sich nothwendigerweise Analogien ergeben müssen. So decken sich der deutsche Reineke, der japanische Fuchs, der nordamerikanische Coyote vielfach in der Vorstellung der Völker und den von diesen Thieren erzählten Geschichten.

Entstehen aber für den Beurtheiler auch zweifelhafte Fälle, in denen er über die Ursprünglichkeit einer Vorstellung oder Sitte nicht sicher ist, so erhält er ein Correctiv für die Echtheit, wenn er dasselbe Beispiel an möglichst vielen räumlich getrennten Orten nachzuweisen vermag. Nur ein weiter Blick über das ganze grosse Gebiet, ein fortgesetztes Sichten und

Sammeln bewahrt vor allzuschnellen Schlüssen über verwandtschaftliche Beziehungen der Völker, so verlockend diese auch manchmal erscheinen mögen, wie denn da, wo beispielsweise Beschneidung und Sündfluttradition zusammen vorkommen, auf Abstammung von den alten Juden geschlossen wurde, ohne dass man bedachte, wie jene beiden sich weit über unsre ganze Erde nachweisen lassen und häufig zusammentreffen müssen.

Unausgesetztes Sammeln und Sichten ist daher die Hauptsache um zur Klarheit zu gelangen. Je mehr die Beispiele sich häufen, desto reiner und übereinstimmender wird das Bild der Völkerpsyche sich vor unsern Augen darstellen. Am meisten geleistet hat vor allen Forschern auf diesem Gebiete Adolf Bastian, dem durch seine Weltwanderungen und kolossalen Studien in übersprudelnder Weise der vergleichbare Stoff zufloss, kaum minder auch E. B. Tylor, der lichtvolle und elegante britische Forscher. Einen bescheidenen Beitrag in verwandter Richtung sollen auch die vorliegenden Blätter liefern, bei denen ich ein anderes Verdienst als das des ordnenden Sammlers nicht beanspruche.

Leipzig.

Dr. Richard Andree.

Inhalt.[1]

---

[1]) Die mit einem * versehenen Abhandlungen waren bereits früher, wenn auch in theilweise anderer Gestalt, gedruckt. Der Nachweis darüber ist bei jeder einzelnen Abhandlung mitgetheilt.

Verzeichniss der Holzschnitte und Tafeln.

Tagewählerei,

Angang und Schicksalsvögel.[1])

Tagewählerei. „Tagewähler“ nennt die Lutherische Bibelübersetzung (5. Mose 18, V. 10) diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. „Ihr sollt nicht auf Vogelgeschrei achten und Tage wählen“, gebietet Mose (III. 19, V. 26), und erwähnt damit eine der ältesten Arten des Aberglaubens, welche bis zum heutigen Tage sich erhalten hat und in ihrer universellen Verbreitung als ein Zeugniss für die Einheit des menschlichen Geistes dasteht. Auch Hesiod kennt schon die Tagewählerei und lehrt, an welchem Tage Knaben, an welchem Mädchen zu guter Vorbedeutung geboren werden und an welchen sie sich verheirathen sollen [2]). Bei den alten Römern wurde im ganzen Mai, als einem Unglücksmonat, keine Ehe eingegangen, sowie dies auch von den Feralien und den drei grossen Unglückstagen, dem 7. Mai, 8. Juli und 8. November, galt, an welchen die Unterwelt offen stand. An den eigentlichen schwarzen Tagen aber, wozu alle postriduani oder unmittelbar auf die Kalenden und Idus folgenden Tage gehörten, wagte man nicht einmal den Todten zu parentiren [3]). Bei unseren Vorfahren lässt sich die Tagewählerei schon in alten Zeiten nachweisen [4]). Mittwoch und Donnerstag, als den Hauptgöttern Wuotan und Donar geheiligt, galten als besonders günstige Tage, während Dinstag und Freitag Unglück bringend waren. Der Aberglaube, dass an Letzterem kein neues Werk begonnen, keine Reise angetreten werden solle, hat sich bis auf den heutigen Tag überall erhalten und nur ungern verlässt an diesem Tage der deutsche Matrose den sichern Hafen, da er für den Erfolg

[1]) Mitth. der anthropol. Ges. in Wien. VI. 1876.
[2]) Bastian, Mensch in der Geschichte. III. 207.
[3]) Sepp, das Heidenthum. Regensburg 1853. II. 359.
[4]) Grimm, D. M. [4]. 662.

der Fahrt fürchtet. Montag und Freitag sind in Westfalen Unglückstage. An ihnen soll man nicht auf Reisen gehen. Die Schulen auf dem Lande fangen dort nach alter Sitte am Dinstage an. Dinstag und Donnerstag sind glückbringende Tage, an welchen Hochzeiten geschlossen werden. Am Mittwoch gehen die Dienstboten nicht gerne zu, weil sie alsdann nicht lange bei der neuen Herrschaft bleiben werden [1]).

Im Elsass z. B. knüpft sich an jeden Wochentag ein besonderer Aberglauben [2]). Der Sonntag gilt als glücklicher Tag, an welchem keine Handarbeit verrichtet werden darf. Der Montag ist gleichgiltiger Natur, günstig zum Reisen und namentlich zum Heiraten ist der Dinstag. Auch der Donnerstag ist zu denselben Zwecken gut, doch etwas weniger als der Dinstag. Am Samstage wird gewöhnlich keine neue Arbeit begonnen, sondern die angefangene zu Ende gebracht; die Weiber beeilen sich, ihre Kunkeln abzuspinnen, denn schon Moscherosch sagt: „Welche Magd des Samstags ihre Kunkel nicht abspinnt, dieselben Fäden bleichen sich nimmer weiss.“ Ungünstige Tage sind der Mittwoch und Freitag. Der Erstere wird im Elsass nie zur Hochzeit oder Kindtaufe gewählt; weit schlimmer aber noch ist der Freitag, an dem überhaupt kein Geschäft von Bedeutung, keine Reise, kein Einziehen in eine neue Wohnung vorgenommen werden soll. Est ist der Haupttag der Hexen und alle bösen Geister sind an ihm losgelassen. Und so ähnlich in allen deutschen Gauen und bei den übrigen germanischen Völkern. An einem Freitage soll man nichts anfangen, sonst hat man kein Glück (Niederösterreich) [3]). „In Letzlingen habe ich diesmal nicht so gute Jagd gemacht, als vor drei Jahren; es war Freitag,“ schreibt Bismarck an seine Gemalin [4]). Ein altes englisches Manuscript erklärt drei Tage im Jahre für besonders gefährlich, nämlich den letzten Montag im April, den zweiten Montag im August, den letzten Montag im December. Alte englische Kalender verzeichnen genau die perilous days, an welchen keine Reise unternommen, keine Hochzeit gefeiert, kein wichtiges Werk ausgeführt werden darf, während anderseits die glücklichen Tage angemerkt sind, an denen — wie bei uns — „gut Ader lassen ist.“ Im nördlichen England ist vollständig wie bei uns die Abneigung vorhanden, am Freitag irgend etwas

---

[1]) H. Hartmann, Bilder aus Westfalen. Osnabrück 1871. 136.
[2]) Stöbers Alsatia. 1851. 103.
[3]) Zeitschrift für deutsche Mythol. IV. 147.
[4]) Bismarckbriefe. Bielefeld und Leipzig 1876. 36.

Wesentliches zu unternehmen und ein Sprichwort sagt: „Friday's moon, come when it will, comes to soon" [1]). Im Jahre 1840 berechnete man, dass Freitags die Omnibus in Paris nur 35—40 Francs einnahmen gegen 65—70 an anderen Tagen, aus dem einfachen Grunde, weil es unheilbringend erschien, an jenem Tage zu fahren [2]). Die Römer hielten den Monat Mai für eine ungünstige Zeit zum Heiraten. Malum mense Maio nubere. Und dieser Monat ist auch bei den Bewohnern der Montagne noire, an der Grenze der Departements Tarn und Aude als unpassend zum Heiraten verrufen, denn sie sagen, es sei unschicklich, sich in der Zeit zu verheiraten, wo die Esel verliebt seien. Wer Kinder haben will, darf sich an keinem Freitag trauen lassen [3]).

Tagewählerei geht auch durch die slavische Welt. Bei den Bulgaren sind Dinstag und Freitag Unglückstage. An beiden tritt man keine Reise an, beginnt kein wichtiges Geschäft und verlobt sich nicht, denn sonst würde ein Theil bald verwitwet sein. Am Vorabend des Freitags dürfen die Frauen auch nicht spinnen, da dieses den Augen nachtheilig wäre. Von den Monaten ist es der Februar, in dem man sich durchaus nicht verloben darf [4]). Die heidnischen Letten verwarfen den Montag bei ihren Geschäften als unglücklich und sahen den Freitag als glückbringend an. Was recht glücklich vollendet werden sollte, musste an drei Freitagen hintereinander unternommen werden [5]).

Vielleicht hängt kein europäisches Volk mehr an Tagewählerei, als das russische. Am Montag und Freitag tritt der Bauer keine Reise an. Wenn es auch gegen sein eigenes Interesse ist, so wirft doch unter keiner Bedingung der Fischer vor einem bestimmten Tage sein Netz aus, gleichviel ob die Zeit dazu nun günstig oder ungünstig ist. Kein Mensch berührt einen Apfel vor dem 6. August (Verklärung Christi), gleichviel ob die Frucht reif ist oder nicht. Werden Lämmer vor dem im Kalender (als Wurfzeit) bezeichneten Tage geboren, so besteht der Glaube, dass sie nie das Alter der Hämmel erreichen. Nur an zwei bestimmten Tagen im Jahre, von denen einer in den Juli, der andere in den Januar fällt, entwöhnt die russische Bauers-

1) R. Chambers, The book of days. London und Edinburgh 1869. I. 2.

2) Ausland 1840. 1075.

3) Ausland 1840. 168.

4) Kanitz, Donaubulgarien. I. 68.

5) Paulus Einhorn, Wiederlegunge der Abgötterey vnd nichtigen Aberglaubens. Riga 1627. 5.

frau ihr Kind [1]). Nach Sjögren nennen die Liwen Kurlands den 17. Januar Tunnutag; an ihm kochen sie Schweinsköpfe, welche frühmorgens gegessen werden. Aber an diesem Tage gehen sie nicht fischen und es wird nicht gesponnen, damit die Schweine nicht krank werden oder die Netze nicht reissen, und so ähnlich an vielen anderen Tagen [2]).

Die finnischen Völker Russlands sind voller Tagewählerei. Montag und Freitag sind ohne Gedeihen und Segen; am Weihnachtstage darf das Vieh den Stall nicht verlassen, weil es sonst während des nächsten Tages beständig kränkeln würde; am Stefanstage muss aus gleicher Vorsicht den Pferden ein Silberstück in ihren Trinkeimer gelegt werden; am Georgentage darf nicht gelärmt werden, weil sonst der Blitz in das Haus schlagen würde, und am Tage der Hauptfasten unterlässt man das Anzünden von Licht oder Feuer, da sonst das Haus ein Raub der Flammen wird. Tscheremissen und Wotjaken haben sogar eine Unglücksstunde an jedem Tage, die von 11—12 Uhr, während der man nichts beginnt, was von Bedeutung ist oder missglücken könnte [3]). Mittwoch und Freitag sind bei den Wotjaken Unglückstage, an denen sie kein Geschäft beginnen. Vor dem Eliastage (20. Juli) mähen sie kein Heu, da sonst der Hagel ihre Saaten vernichten wird [4]). Bei den Esten auf Oesel ist der Donnerstag der bevorzugte und heilige Tag; an ihm allein heiratet man, verrichtet man keine Arbeiten und schickt man das Vieh nicht zur Weide [5]). Am 23. April darf der Este kein Holz hauen, weil sonst die Wölfe den Holzhauer fressen [6]). Der Freitag ist auch nach estnischem Glauben ein Unglückstag; die Esten heiraten an ihm nicht und beginnen keinerlei wichtiges Geschäft [7]).

Bei den Albanesen sind der 9., 19. und 29. jedes Monats und der Dinstag jeder Woche Unglückstage. An diesen Tagen unternimmt man nichts bedeutendes wie eine Reise oder Hochzeit [8]).

Asien. Genau wie wir in Europa, haben auch die Araber, wenn auch mit einigen Abänderungen, gewisse Tage, welche auf die von

---

1) Herbert Barry, Ivan at home. London 1872. 76.

2) Denkwürdigkeiten der russ. geogr. Ges. Weimar 1849. 539.

3) Globus X. 203. 204.

4) Ausland 1841. 1063. 1064.

5) J. B. Holzmayer, Osiliana. Dorpat 1872. 66.

6) Ausland 1840. 445.

7) Joh. Wolfg. Boecler, der einfältigen Ehsten abergläubische Gebräuche. Riga s. a. (17. Jahrh.) 29.

8) v. Hahn, Albanes. Studien. Jena 1854. I. 157.

ihnen vorgenommenen Geschäfte einen glücklichen oder unglücklichen Einfluss ausüben. Als unglückliche Tage gelten: der Sonntag, weil er der Todestag des Propheten ist, der Montag, der Donnerstag, weil an ihm eine Menge Heilige den Märtyrertod erlitten. Ganz besonders unglücklich aber sind der Sonnabend und der letzte Mittwoch des Monats Saffer. Jedoch sind unter diesen Tagen einige, welche für gewisse Verrichtungen glückbringend sind; so der Sonntag zur Vollziehung der Ehe und der Donnerstag zum Aderlass. Fällt einer dieser unglücklichen Tage in die Zeit der Beiramsfeste, so wird er zu einem glücklichen. Der erste Tag eines Monats, möge er heissen wie er wolle, und der Freitag werden als glücklich betrachtet. Letzterer, weil er der Sabbath der Mohammedaner ist, weshalb er auch den Beinamen El Fadileh (der vortreffliche) erhalten hat. Alle übrigen Tage sind indifferent [1]). Glückliche und unglückliche Tage werden in Persien von den Astrologen vorausbestimmt und in den Tafeln des berühmten Astronomen Chadsche Nässir aus Märageh befinden sich diejenigen Tage verzeichnet, an welchen es gut ist Ader zu lassen, zu baden, zu heiraten u. s. w. Jeder Tribus hat seine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage [2]).

Sehen wir uns weiter in Asien um, so finden wir unter den Hindus, dass der Mittwoch (boodh) ungeeignet für das Beginnen eines Geschäftes ist; was am Mittwoch angefangen wird, kann nie vollendet werden. Den Freitag aber betrachten sie als den glücklichsten Tag, um etwas zu unternehmen, da jedes an diesem Tage begonnene Werk ihrem Glauben nach unbedingt günstig ausfällt. Besonders glückbringend gilt in dieser Beziehung der 10. Tag jedes Monats [3]). Ein am Vollmonde, Neumonde oder am 3. Tage nach Vollmond geborenes Kind gilt bei den Badagas in den Nilgerris für unglücklich und die am Donnerstag oder Sonnabend geborenen Kinder dürfen die Erntefestceremonien nicht vollziehen [4]). Auch die mongolischen Völker haben Tagewählerei. Die Tibetaner setzen unbedingtes Vertrauen in glückliche und unglückliche Tage, welche von den Astrologen bestimmt werden, und nach denen sie sich in den kleinsten Angelegen-

---

[1]) Von Wrede in Haxthausen, Transkaukasia. I. 35. Lane, Moderne Egyptians, London 1856. I. 358. Zahlreiche Bemerkungen über an bestimmten Tagen auszuführende Dinge enthält der arabische Kalender für Aegypten, wobei auch das Aderlassen nicht vergessen ist. Klunzinger, Bilder aus Oberägypten, Stuttgart 1877. 127.

[2]) Polak, Persien. I. 288. 347.

[3]) Ausland. 1874. 946.

[4]) Jagor in Zeitschrift für Ethnologie. 1876. Verhandlungen (201).

heiten richten. Selbst Samuel Turner fand es für angemessen dem herrschenden Aberglauben im Lande zu fröhnen und seine Reise stets nur an einem glücklichen Tage anzutreten. Er besass einen tibetanischen Kalender, dessen Hauptverdienst in der Aufzählung der glücklichen und unglücklichen Zeiten bestand [1]).

In Siam giebt es besondre Leute, die Modu, welche sich damit beschäftigen, die geeigneten Tage für das Scheeren des Haupthaars, den Antritt einer Reise etc. zu bestimmen [2]). In Birma scheint eine ähnliche Klasse von Wahrsagern zu existiren; dort unternimmt Niemand einen Hausbau, eine Reise oder ähnliches, ohne einen Kundigen zu befragen, welcher zu diesem Beginnen einen glücklichen Tag oder Stunde auswählt. Freitag ist auch hier der Unglückstag, an dem keinerlei Geschäft begonnen werden darf [3]).

Gerade so halten es die Japaner, die auch an glückliche und unglückliche Tage glauben. Die letzteren sind auf einer Tafel verzeichnet, die, schon seit langer Zeit vorhanden, sich in allen japanischen Haus- und Reisebüchern befindet und den Wahrsager Abino-Sei-Mei zum Verfasser hat. Es gewährte den in Wien auf der Weltausstellung befindlichen Japanern eine grosse Freude, dass die Kaiserin von Oesterreich zuerst am 5. Mai, einem Glückstage, die Brücke überschritt, welche zu dem kleinen Tempel führte, in dem auf der Wiener Weltausstellung 1873 die Nachahmungen der japanischen Reichskleinodien aufbewahrt waren [4]).

Tagewählerei herrscht auch bei den Chinesen und die Bootsleute auf den Jang-tse-Kiang treten ihre Reise nur an „glücklichen" Tagen an [5]), und dass die Todas in den Nilgerris fest an glückliche und unglückliche Tage glauben, versichert uns Ross King [6]).

Afrika. Bei den Sklavenjägern am weissen Nil und Gazellenstrom darf am Mittwoch und Sonnabend, als Tagen unglücksvoller Vorbedeutung, keine Reise angetreten werden [7]), während Marno erwähnt, dass auch der Freitag (Jom el gumma) als Unglückstag dort gelte, wie bei uns [7]).

---

1) Samuel Turner's Gesandtschaftsreise durch Bootan und Thibet. Hamburg 1801. 362.

2) Bowring, Siam. London 1857. I. 138.

3) Mackenzie, Burmah and the Burmese. London 1853. 74.

4) E. von Kudriaffsky, Japan. Wien 1874. 42.

5) Cooper, Travels of a Pioneer of Commerce. 54.

6) Journal of Anthropology Nr. 1, Juli 1870. 33.

7) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. 53.

7) Marno, Reise im Gebiete des blauen und weissen Nil. Wien 1874. 322.

Am unteren Niger hält der König von Idda, wie wir durch den schwarzen Bischof Crowther wissen [1]), an besonderen glücklichen und unglücklichen Tagen fest. Der Cyclus der Wochenrechnung besteht dort aus vier Tagen, von denen der erste ein Markttag und jeder zweite ein Unglückstag für den Ata (König) ist, wenn er an diesem Fremde empfängt. Die Reihenfolge ist: Eke, Markttag, unglücklich; Ede glücklich; Afo unglücklich; Uko glücklich. Es folgt dann wieder der Markttag. Diese Art der Wocheneintheilung ist durch ganz Joruba bis Ibara und Ibo gebräuchlich. Ausser diesen glücklichen und unglücklichen Tagen haben die Schwarzen von den Mohammedanern den Freitag als Unglückstag angenommen. So häuft sich zuweilen eine Reihenfolge von schlimmen Tagen, an denen der Ata für alle Fremden unsichtbar bleibt. In Bambarra ist der Freitag ein Unglückstag, so sehr, dass ein König daselbst alle seine an einem Freitag geborenen Söhne umbringen liess [2]).

Auf Madagaskar dehnen sich die Unglückstage zu förmlichen Unglücksmonaten aus, unter deren Druck die gesammte Bevölkerung zu leiden hatte. In diese Classe gehören die Monate März und April, die letzte Woche in jedem Monat, ferner Alle Mittwoche und Freitage in jedem Jahr. Früher wurden Kinder, die an Unglückstagen dort geboren waren, umgebracht und die Verringerung der Bevölkerung war aus diesem Grunde keine kleine, da fast die Hälfte des Jahres für unglücklich galt [3]).

Südsee und **Amerika.** Endlich fehlt die Tagewählerei nicht in der Südsee und Amerika. Wenn die Nuforesen (Papuas von Doreh) eine Reise unternehmen wollen, so lassen sie sich erst wahrsagen, welcher Tag dazu am geeignetsten sei. Sie kauen ein Gemisch von Kalk, Betel und Gambir und spucken das Gemisch auf die Hand. Aus der Richtung, wohin die Spritzen des Speichels fallen, wissen sie, welche Leute mitgehen und an welchem Tage sie ausziehen

---

[1]) Globus. VIII. 90.

[2]) M. Park's zweite Reise. Sondershausen und Nordhausen 1821. 315.

[3]) Rochon, Reise nach Madagaskar. Deutsch von Georg Foster. Berlin 1792. 68. Wie die madagassischen Monate und Tage sich mit den unsrigen decken, führt der Verfasser nicht an. — „Man erstaunt, wenn man sieht, dass ein halbcivilisirtes, gutmüthiges Volk ein Kind blos deshalb umbringt, weil es an einem unglücklichen Tage geboren wird.“ Fressange in Neueste Beiträge zur Kunde der Insel Madagaskar. Weimar 1812. 160. — Bei den Sakalaven heissen die Unglückstage, an denen nichts unternommen wird, Fati. Macé Descartes, Hist. et Géogr. de Madagascar. Paris 1846. 298.

dürfen [1]). Die letzten fünf Tage im Jahre hiessen bei den alten Mexikanern nemontemi, unglückliche Tage; Knaben, die an denselben geboren wurden, nannte man nemoquichtli, „unglücklicher Mann", und Mädchen nenciuatl, „unglückliches Weib" [2]).

Angang. Eine ganz ähnliche Bedeutung wie die Tagewählerei hat der „Angang", der nicht minder weit verbreitet ist. Thier, Mensch, Sache, auf die man Frühmorgens, wenn der Tag noch frisch ist, beim ersten Ausgange oder Unternehmen einer Reise stösst, bezeichnen Heil oder Unheil und mahnen das Begonnene fortzusetzen oder wieder aufzugeben. Grimm [3]) theilt eine Anzahl Beispiele aus dem classischen Alterthum und deutschen Mittelalter mit. Auch noch heute ist der Glaube daran bei unserem Landvolke allgemein verbreitet; eine Heerde Schafe bringt Unglück, eine Heerde Schweine Glück, oder umgekehrt, und als ein Nachhall des Angang-Glaubens mag es angesehen werden, wenn wir an einen bleich oder erschreckt Aussehenden die Frage richten: „Was ist dir begegnet?" Das deutsche Sprichwort sagt:

Eine Spinne am Abend
Ist erquickend und labend;
Eine Spinne am Morgen
Bringt Kummer und Sorgen.

Dazu vergleiche man das französische Araignée du matin chagrin; Araignée du soir — espoir! Und nach A. de Gubernatis herrscht im Toskanischen der Aberglaube, dass eine am Abend gesehene Spinne nicht verbrannt werden darf, da sie Glück bringe, während sie am Morgen gesehen, verbrannt werden müsse, ohne dass man sie anrührt [4]). Der Bergmann von Cornwallis wendet sich mit Schrecken ab, wenn er auf dem Wege zur Einfahrt in die Grube einer alten Frau oder einem Kaninchen begegnet [5]). Ein altes Weib gilt nirgend für glückbringend. Wenn die Brautleute in Böhmen beim Ausgange aus der Kirche einem alten Weibe, einer Katze, einem Hasen oder einer Schnepfe begegnen, so bedeutet das Unglück in der Ehe. Sehen sie aber Schwalben, Rothkehlchen oder Tauben, so werden sie glücklich sein [6]).

---

[1]) van Hasselt in Zeitschrift für Ethnologie. VIII. 187.

[2]) Bancroft, Native Races of the Pacific States. II. 275.

[3]) D. M. [1] 649.

[4]) Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Leipzig 1874. 466. Auch in Böhmen bedeuten Spinnen Vormittags Unglück, Nachmittags Glück. Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 608.

[5]) Tylor, Anfänge der Cultur. I. 120.

[6]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 916.

Wenn in Niederösterreich Jemandem in der Früh zuerst ein altes Weib in's Haus kommt oder begegnet, so bedeutet das nichts Gutes, und ein Hase, der früh über den Weg läuft, deutet auf Unglück für den Tag [1]). Wenn einem Jäger ein altes Weib früh Morgens begegnet, so soll er nur wieder heimgehen, denn er hat eine schlechte Jagd; begegnet ihm aber ein schönes Mädchen, so hat er eine gute Jagd (Schwaben) [2]). In Bologna ist es von der höchsten Wichtigkeit, was für Personen man beim ersten Ausgange am Neujahrstage zuerst antrifft. Ein Mann bringt Glück, zwei bringen noch mehr; am besten ist es, man begegnet gleich dreien auf einmal. Sind sie jung, sieht man es lieber, als wenn sie alt sind; das Alter hat selbst nicht mehr Glück genug, um viel abgeben zu können [3]). Begegnen die Esten auf Oesel einem Schwein, so ist dies ein gutes Zeichen; kommt ihnen eine trächtige Sau entgegen, so bedeutet es geradezu Glück. Die Begegnung eines Hasen, der von vorne kommt, zeigt Neuigkeiten an; läuft der Hase von rechts nach links über den Weg, so steht ein Unglück bevor [4]). Freund Lampe erscheint überhaupt mehrfach als Unglücksbote; läuft er in Böhmen in's Dorf, so brennt es bald in diesem [5]). Wenn dem Letten auf der Reise ein Hase begegnet oder wenn ihm ein Weib entgegenkommt, wenn er aus dem Hause tritt, so begegnet ihm den Tag über nichts Gutes und er kehrt um [6]). Auch dem Albanesen ist es von böser Vorbedeutung, wenn ihm, beim Antritte einer Reise, ein Hase quer über den Weg läuft. Die Begegnung eines Fuchses oder einer Schafheerde gilt für nichts Gutes, von Ziegen aber für übles Omen [7]).

Sehr ausgebildet ist der Glaube an die Bedeutung des Angangs bei einigen asiatischen Völkerschaften. Wenn die Landdajaks sich auf die Reise begeben und in ihrer Nähe einen Hirsch schreien hören, so kehren sie um, da dieses als übles Zeichen gilt [8]). Auch direct mag dem Menschen durch die Begegnung mit Thieren Unheil zugefügt werden. Wenn ein Kamtschadale im Frühjahre die erste Bachstelze sieht und sie anruft, „so bekommt er einen gründigen Podex" [9]).

---

1) Zeitschrift für deutsche Mythologie. IV. 30.
2) Daselbst IV. 48.
3) Ausland 1872. 572.
4) J. B. Holzmayer, Osiliana. Dorpat 1872. 44.
5) Grohmann, Aberglauben. Nr. 375. 376.
6) Paulus Einhorn a. a. O. 16.
7) v. Hahn, Albanes. Studien. I. 157.
8) Spenser St. John, Life in the Forests of the far East. London 1862. I. 192.
9) Steller, Kamtschatka. 275.

Am vielseitigsten ausgebildet ist aber wohl der Angang bei dem drawidischen Volke der Kolhs in Ostindien. Wenn bei ihnen die auf Brautschau Ausziehenden das Geschrei eines fliegenden Eichhornes hören, gehen sie nicht weiter, denn dann wird die Ehe unglücklich. Hören sie ein Kalb, das nach der Mutter blökt, ohne dass diese antwortet, so werden dem neuen Paare alle Kinder sterben. Fliegt ein Geier über ihren Weg, so bedeutet dies Unglück für die junge Frau; kräht eine Krähe auf einem Baumwollbaum, so wird die junge Frau krank; schreit ein Urig-Vogel ihnen auf einem Dornstrauch sein urig-urig entgegen, so wird die junge Frau ein ulat-bagh (Menschtiger); fällt ein Zweig ohne sichtbare Ursache auf ihren Weg, so sterben die Eltern bald nach der Geburt des ersten Kindes. Sitzt ein Vogel auf einem Ebenholzbaum, so wird die Braut ein Zankteufel. Wohlstand bedeutet es, sobald gewisse Vögel sich auf den Asan-Baum (Terminalia tomentosa) setzen, oder eine Schlange den Weg kreuzt; ist aber sogar ein Trupp Affen sichtbar, so zeigt das Reichthum an [1]). Noch mehr hierüber erfahren wir durch Oberst Dalton. Findet der Kolh eine todte Maus auf dem Wege, so muss diese erst untersucht werden. Sitzen Ameisen und Fliegen an dem Cadaver, so kann er seinen Weg fortsetzen, da dieses als gutes Zeichen gilt, sind aber gar keine Insekten an dem Thiere zu finden, so kehrt der Kolh um. Unglück bringt es, wenn man einen Habicht auf einen Vogel stossen sieht, oder auf Weiber trifft, welche Zeug waschen. Dagegen bedeutet ein Leichenzug oder eine Kuh, die ihr Kalb säugt, Glück. Sieht der Kolh an der Strasse einen Baum fällen und er kann noch vor dessen Sturz die Stelle passiren, so ist alles gut. Fällt aber der Baum vor ihm über die Strasse, so bedeutet das Unglück. Weiber mit vollen Wassertöpfen beim Eingange des Dorfes sind ein gutes, mit leeren ein schlechtes Omen [2]).

Wenn bei den Kechuas in Peru zwei Liebende auf ihrem Wege einer Schlange oder Ratte begegnen, so bedeutet es Scheidung [3]). Begegnet dem auf der Reise befindlichen Kahn der Nuforesen (Papuas von Doreh) auf dem Meere ein todter, treibender Fisch, oder springt vor dem Kahne plötzlich ein Fisch aus dem Wasser, so kehren sie um, da dies böse Vorzeichen sind [4]).

In Sansibar gilt das Begegnen von einer ungeraden Anzahl

---

[1]) Nottrott, Die Gossnerische Mission unter den Kolhs. Halle 1874. 85. 136.

[2]) Transact. Ethnol. Soc. VI. 27. (1868.)

[3]) Globus. XXVIII. 302.

[4]) Zeitschrift für Ethnologie. VIII. 187. (1876.)

Menschen für unglücklich, während eine gerade Zahl Glück bedeutet. Stolpert man beim Angange, so muss man umkehren [1]). Sieht ein Basuto (Südafrika) eine Blindschleiche am Wege, so kehrt er um, da ihm sonst Unglück begegnet [2]).

Was die Araber betrifft, so finden wir bei ihnen gleichfalls zahlreiche Formen des Angangs. Ein im religiösen Sinne Unreiner (niggis) bringt der Person Unglück, die am Morgen zuerst von ihm begrüsst wird und der Zustand eines Kranken verschlimmert sich, wenn er sich diesem naht. Wrede sah einen Haufen Beduinen, die auf einen Raubzug ausgezogen waren, nach einer Viertelstunde zurücklaufen, weil eine Schlange vor ihnen über den Weg gekrochen war. Ebenso unheilverkündend ist es, wenn am Morgen, bevor man sich gewaschen hat, etwas zerreist oder zerbricht, oder wenn Jemandem beim ersten Ausgange ein Raubvogel entgegenfliegt. Fliegt aber der Vogel vor ihm her, so wird es als ein gutes Omen angesehen [3]).

Schicksalsvögel. Wir sehen hier schon die Vögel in ihrer Beziehung zum Angang eine wichtige Rolle spielen. Und in der That ist der Schicksalsvogel nur eine andere Form des Angangs, aber die am feinsten durchgebildete. „Das hat mir ein Vogel gesungen“, heisst es bei uns, das Schreien des Kautzes (Leichenhühnchens) deutet auf Tod [4]), weissagend ist der Ruf des Kukuks im Frühjahr, Rabe und Krähe [5]) sind Schicksalsvögel ersten Ranges. Wichtig erscheint die Richtung des Fluges der Vögel, ob er von der rechten oder linken kommt, ebenso ob ihre Stimme rechts oder

---

[1]) Journ. Antropol. Institute. I. CXLVIII.

[2]) Allgem. Miss.-Zeitschrift, Febr. 1876. 85.

[3]) Von Wrede in Haxthausen, Transkaukasia. I. 35.

[4]) In der Schweiz heisst die Eule Wiggli und das aargauische Volk sagt:

wenn dir d' Wiggli schreit
wirsch bald ûsse trait.

In den 1646 zu Zürich erschienenen Reimen zu „Gwerb's Leuth und Vychbesegnen“ heisst es:

Wann durch den dünnen Luft ein schwarzer Rabe fleucht,
Und kraket sein Geschrey, und wann des Eulen frauwe
Ihr Wiggen-gwige heult: sind Losungen sehr rauhe.

Dafür nagelt sie der Bauer an's Scheuerthor, wo sie Gespenster abhält. Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend, deuten in Aargau die Reihe der schwarzen Leichengänger an. (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. Berlin 1867. I. 155.)

[5]) Schon Walter von der Vogelweide (Lachmann 94) singt:

Gerne slief ich iemer dâ
Wan ein unsaeligiu krâ

links ertönt. Wenn in Schwaben ein Käuzchen oder ein Kägersch (Elster) in der Nähe des Hauses krächzen, so bedeutet dies Unglück oder Tod im Hause. Und in Niederösterreich sagt man, dass der Kranke stirbt, an dessen Haus ein „Wichtel" schreit [1]). Dem Lesachthaler in Kärnten bedeuten viele Raben Unglück [2]). Die Elster ist in Westfalen Unglücksvogel; wo sie schreit, entsteht Zank unter den Nachbarn und Viehsterben. Wo das Käuzchen (Leichhuhn) gegen die erleuchteten Scheiben einer Krankenstube mit den Flügeln schlägt, muss der darin liegende Kranke bald sterben [3]). In Böhmen heisst es: Wenn ein Rabe auf der linken Seite vorbeifliegt, so schlage man einen andern Weg ein, sonst bringt es Unglück. Krächzende Dohlen und Raben, die über das Haus ziehen, verkündigen Unglück; die Nachteule verkündigt durch ihr Schreien am Fenster des Kranken dessen Tod und ebenso der Steinkauz (kulich), der sein poid', poid' (komm', komm') dem Kranken zuruft [4]). Bei den Wenden der Lausitz hat die Nachteule insofern glückliche Bedeutung, als ihre Ankunft bei einer Wohnung der darin befindlichen Schwangern eine glückliche Niederkunft verheisst [5]). Nach dem Aberglauben der heidnischen Letten verkündigt das Geschrei der Raben und Krähen den Tod guter Freunde und Krieg, das Gekrächze der Eulen Seuchen und Feuerschaden, während das Geschrei des Hegsters (Elster) Gäste verkündigt [6]). Auch in Albanien stehen die Schicksalsvögel in besonderer Beziehung zu den Schwangeren. Das Krähen des Hahnes oder Krächzen des Raben bedeutet die Geburt eines Knaben. Die Eule dagegen verkündigt der Schwangeren ein Mädchen und dem Hause, auf welchem sie sitzt und schreit, einen Todesfall [7]). In der Montagne noire (zwischen den Departements Tarn und Aude in Süd-Frankreich) begegnet dem Unglück, welchem eine Elster über den

---

Diu begonde schrîen.
Daz alle krâ̂n gedien
Als ich in des günne!
Sie nam mir michel wünne
Vor ir schrien ich erschrac
Wan daz dâ nicht steines lac,
Sô waer ez ir suontac.

[1]) Zeitschrift für deutsche Mythol. IV. 47. 30.
[2]) Das. III. 29.
[3]) H. Hartmann, Bilder aus Westfalen. Osnabrück 1871. 178.
[4]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 446. 448. 453. 462. 463. 464.
[5]) Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden. II. 258.
[6]) Paulus Einhorn a. a. O. 9.
[7]) v. Hahn, Albanes. Studien. I. 158.

Weg fliegt; dieser Vogel um ein Haus fliegend bedeutet einen Todesfall in demselben. Krächzen der Raben und Elstern am frühen Morgen bedeutet dort Unglück [1]). Dem Bretagner sind Eulen- und Krähengeschrei sowie das Begegnen einer Elster üble Zeichen. Allgemein ist dort der Glaube, dass jedem Hause zwei Krähen zugewiesen sind. Wenn das Haupt einer Familie im Sterben liegt, setzen sich die Unglücksvögel auf's Dach, beginnen zu schreien und hören erst wieder auf, wenn die Leiche hinausgeführt ist. Dann verschwinden sie und lassen sich niemals wieder sehen [2]). Weitverbreitet ist bei uns, in Italien und Russland der Aberglauben, nach welchem eine Henne, welche wie ein Hahn kräht, von der schlimmsten Vorbedeutung ist und es ist allgemeine Ueberzeugung, dass sie sofort getödtet werden muss, wenn man nicht bald sterben will. Kräht in Böhmen eine weisse Henne, so wird Jemand im Orte sterben; kräht eine rothe, so wird es brennen; kräht eine schwarze, so werden Diebe den Ort plündern. Einer krähenden Henne hackt die Hausfrau gleich den Kopf ab [3]). Derselbe Glaube existirt auch in Persien und das arabische Sprichwort sagt: „Wenn eine Henne kräht, so soll sie geschlachtet werden" [4]), und „Gallina cecinit" wird in Terent. Phormio IV. 4, 30 unter anderen üblen Zeichen für die Hochzeiter genannt.

Wie der rechtsfliegende Reiher den alten Griechen glückverheissend war, ersehen wir aus der Ilias (zehnter Gesang):

Da flog ihnen zur Rechten, gesandt von Pallas Athene
Nahe dem Weg, ein Reiher; sie sahen ihn nicht mit den Augen
Wegen der düsteren Nacht; doch ward sein Rauschen vernommen.
Ueber das Zeichen erfreut, rief laut zu Pallas Odysseus etc.

Asien. Dass die alten Juden auf Vogelgeschrei achteten, geht aus 3. Mose 19, V. 26 hervor. Auch die heidnischen Araber beachteten den Vogelflug; Zeger und Hijavet sind zwei fast gleichbedeutende Ausdrücke dafür. Zeger wird gebraucht, wenn man mit einem Stein nach dem Vogel wirft und ihm zuschreit. Fliegt er dann zur rechten Hand, so ist es ein gutes, zur linken Hand ein böses Zeichen. Hijavet

---

[1]) Ausland 1840. 176.

[2]) Das. 1843. 886. 893.

[3]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 532. 540. In der Slovakei bricht man einer krähenden Henne die Füsse und wirft sie lebend in den Fluss. Das nennt man čertovi poslat, dem Teufel opfern. Das. Nr. 542.

[4]) Gubernatis a. a. O. 556. Wenn eine Henne kräht, so bedeutet dies bei den Esten auf Oesel den Tod eines Familiengliedes, wesshalb man solche Hennen sogleich schlachtet. (Holzmayer a. a. O. 42.)

ist allgemeiner die Deutung der Namen aufstossender Vögel, ihres Niederlassens, ihrer Rufe [1]).

In Siam kommt die Krähe aus dem Walde hervor, um Neuigkeiten zu berichten und so sagen die Siamesen, dass sie Nachrichten bringe, wenn sie ihr Krächzen hören. Sie werfen dann einen buntgefärbten Reisklumpen auf das Dach und wenn die Krähe davon frisst, hat sie wahr gesprochen, folgt aber ein Unfall, so war sie eine „Krähe böser Vorbedeutung“ [2]). Setzt sich in Indien eine Eule, als Vogel böser Vorbedeutung, auf die Hütte eines Eingebornen, so wird diese niedergerissen [3]).

Durchziehen die Dajaks nächtlicher Weile das Dschungel und hören sie einen Habicht, eine Eule, einen kleinen Frosch schreien, so folgt Krankheit. Hört man das Schreien der beiden ersteren vor sich, so ist es ein böses Zeichen und man kehrt um. Sie befragen stets die Vogelstimmen, ehe sie eine Reise antreten, oder den Platz zum Bau eines Hauses feststellen. Die Dajaks bezeichnen drei Vögel als ominös: den Kuschah, Kariak und Katupung. Für diese sind Bambusgerüste vor dem Dorfe errichtet und dorthin begibt sich der Wanderer, um ihre Stimmen zu hören. Hört er den Kuschah oder Katupung zur rechten, zur linken oder in der Front, so darf er auf keinen Erfolg seiner Reise hoffen; wird aber der Schrei zur rechten gehört und zur linken beantwortet, so mag der Reisende in Frieden gehen. Das Omen des Kariak ist aber noch wichtiger. Hört man es zur rechten, so ist es gut; zur linken, so folgt ein kleines Uebel. Von hinten gehört aber bringt es Krankheit und Tod [4]).

Den Chinesen ist die Elster von guter Vorbedeutung, die Krähe von schlimmer. Auch bei ihnen ist die Eule Todesvogel [5]).

Afrika. In Afrika dasselbe. Dass die Wanika (Ostafrika) auf Vogelgeschrei und Vogelflug achten, namentlich wenn sie eine Reise unternehmen wollen, berichtet Krapf [6]). Auf Speke's Marsch durch Usui flog ein Vogel, Chorigota genannt, über den Weg. „Seht das gute Zeichen, nun ist unsere Reise sicher vom Glücke begleitet!“ rief einer seiner Leute aus. In Karagwé gilt nach demselben Gewährsmann das Bellen des Fuchses für ein Unglückszeichen; ausser-

---

[1]) Grimm, D. M. [1] 659.
[2]) Bastian, Siam. 222.
[3]) Journ. Anthropol. Institute. IV. 281. (1875.)
[4]) Spenser St. John a. a. O. 192.
[5]) Bastian a. a. O. 222.
[6]) Reisen in Ostafrika. I. 240. 334.

dem gibt es dort noch viele andere Thiere, namentlich Vögel, die Glück oder Unglück bedeuten [1]). Nach Livingstone werden in Kasembe Bachstelzen nicht beunruhigt, weil der Tod das Dorf heimsuchen würde, wenn man sie tödtet; dasselbe ist mit den Whydafinken der Fall [2]). In Altcalabar bezeichnet der Schrei des grossen Eisvogels Unglück oder Glück, je nachdem man ihn von links oder rechts hört [3]). Auch der Bornuaner glaubt fest an die ominöse Bedeutung von Vogelflug und Vogelstimmen [4]). In Dahomé spielt die Krähe (Afusonkou, Corvus senegalensis) eine böse Rolle; sie gilt als Menschenfresser, als böser Geist und kann reden. Die Egbas sagen, dass kein Regen falle, wenn sie ihre Eier legt, und wenn sie sich in Schaaren versammelt, droht Krieg. Desgleichen ist die Eule von übler Vorbedeutung, ein Aze-che oder Kannibale, welcher die Feinde tödtet und verzehrt [5]). Eine Krähe zur linken Seite des Weges bedeutet in Sansibar Unheil [6]). Von den Nubanegern (Südosten von Kordofan) schreibt Ignaz Pallme: „Setzt sich des Nachts eine Eule auf irgend ein Haus und lässt ihren traurigen Ruf daselbst ertönen, so ist dieses ihnen ein sicheres Zeichen, dass Jemand im Hause in kurzer Zeit stirbt; noch mehr Eindruck macht aber auf diese armen Geschöpfe ein Rabe, wenn solcher in ein Dorf geflogen kommt — denn die Ankunft eines Raben ist ein bestimmtes Zeichen, dass die Türken kommen, um sie auszuplündern" [7]).

Wenn ein Bogos sich auf die Reise macht, sucht er im Zwitschern der Vögel deren Verlauf kennen zu lernen. Ein gewisser Vogel, zur rechten des Reisenden pfeifend, bedeutet gefahrlose Rückkehr, zur linken Gelingen des Vorhabens. Ein anderer Vogel verkündet dem Wanderer Unglück oder Tod und bestimmt ihn meistens, die Reise zu verschieben. Der Schrei der Hyänen wird, wenn in gerader Zahl, als schlimmes, wenn in ungerader Zahl, als gutes Vorzeichen betrachtet. Der Schrei des Schakals bedeutet kommendes Unglück [8]).

Amerika. Nicht der geringste Unterschied in Amerika. Die Araukaner betrachten es als ein gutes Omen, wenn ein weisser Adler

---

1) Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. I. 217. 266.
2) Petermann's Mitth. 1875. 104.
3) Burton, Wit and Wisdom from West Africa. 381.
4) Transact. Ethnol. Soc. II. 335.
5) Burton, A Mission to Gelele, King of Dahomé. London 1864. II. 247.
6) Journ. Anthrop. Institute. I. CLVIII.
7) Ausland 1842. 562.
8) Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. Winterthur 1859. 90.

zur rechten auffliegt. Dieser Adler, Namcu, steht mit dem höchsten Wesen in Verbindung und Reuel Smith [1]) hörte, wie einer seiner Begleiter den Adler folgendermassen anrief: „O Namcu, grosses Wesen, sieh auf uns nicht mit deinem linken, sondern mit deinem rechten Auge, denn du weisst ja, dass wir arm sind! Wache über unsere Weiber und Kinder, beschere uns Glück und gestatte uns sicher in die Heimat zurückzukehren.“ In Beziehung zum Bösen steht dort ein kleiner schwarzer Spottvogel; hört man seine Stimme zur Linken, so ist sicher etwas Schlimmes im Anzuge. Vernimmt der Patagonier den Ziegenmelker (night-jar) über seinem Lager oder Toldo schreien, so bedeutet dieses Krankheit für die Insassen [2]). Singt der Huyachu-Vogel (ein Würger, Thamnophilus) dem Kechua zur rechten Seite des Weges, so hat er Glück in der Liebe, Unglück, wenn er zur Linken singt [3]).

Während in Chile dem Weissen wie dem Indianer die Eule ohne jede Vorbedeutung ist, fürchten beide einen kleinen Ziegenmelker, den Chinchon. Er soll ein Bote der unterirdischen Mächte an ihre lasterhaften Verbündeten unter den Menschen sein und von diesen beauftragt werden, das unsichtbare Gift der Seuchen und des Todes auf den gehassten Feind herabzuträufeln. Auch glaubt der Indianer, dass die Seelen seiner Vorfahren in den Chinchon gebannt seien [4]).

Bei den Mesayas am Amazonenstrom gilt der grüne und rosenfarbige Buêquê-Vogel (Trogon Curucu) als der sichtbare Repräsentant des höchsten Wesens. Fängt er beim Aufbruche der Krieger an zu singen, so ist dieses ein übles Zeichen und der Kriegszug unterbleibt [5]).

Die alten Mexikaner horchten auf den Schrei der wilden Thiere, auf den Gesang der Vögel, das Krächzen der Eule; sie beobachteten, ob ein Wiesel ihren Pfad kreuzte, ob ein Kaninchen vor ihnen in seine Höhle sprang und zogen daraus ihre Schlüsse auf die Zukunft. Bei allen Stämmen vom Fraser River bis zum St. Lorenz, die der Naturforscher Lord besuchte, galt die Eule als übler Schicksalsvogel. Ihr am Tage zu begegnen und ihr Geschrei zu hören war unheilbringend [6]).

---

[1]) Edmond Reuel Smith, The Araucanians. New-York 1855. 271.
[2]) Journ. Anthropol. Institute. I. 203. (1872.)
[3]) Globus. XXVIII. 302.
[4]) E. Pöppig, Reisen in Chile etc. I. 361.
[5]) Marcoy im Tour du Monde. Bd. 15. 137. (1867.)
[6]) Bancroft, The Native Races of the Pacific States. III. 128.

Südsee. Um unseren Rundgang um den Globus zu vervollständigen, führen wir noch an, dass bei melanesischen wie polynesischen Völkern sich gleichfalls die Schicksalsvögel nachweisen lassen. Die Papuas von Doreh auf Neu-Guinea deuten den Vogelflug und die Vogelstimmen für gut oder schlecht [1]), namentlich ist (den Nuforesen von Doreh) das Schreien des weissen Papageis von übler Vorbedeutung [2]), und die Maoris halten es für unglücklich, wenn eine Eule während der Berathung schreit, während ein Kriegsrath in seiner Siegeszuversicht bestärkt wird, wenn ein Habicht über ihn hinfliegt. Ein Vogelflug nach der rechten Seite des Kriegsopfers ist günstig, wenn die Dörfer des Stammes in jener Richtung liegen, zeigt aber das Omen in die Richtung des Feindes, so muss man den Krieg unterlassen [3]).

Wenn die Samoa-Insulaner auf einen Kriegszug gehen und der schwarze Matuu genannte Storch fliegt vor ihnen in der Richtung des eingeschlagenen Weges hin, so ist dieses ein gutes Zeichen; fliegt er aber umgekehrt, so wird dies als böses Omen ausgelegt [4]).

Auf den Tongainseln zeichnet sich der Tschikota genannte Vogel durch einen eigenthümlichen Flug aus; er stösst mit lautem Geräusch plötzlich nieder und diese Bewegung wird als Warnung vor einem Unglück angesehen. Ein Kriegszug unterbleibt, wenn dieser Vogel beim Abmarsche plötzlich unter die Krieger stösst [5]).

Sicher genügen die angeführten Belege, um die völlige und überraschende Gleichartigkeit der Anschauung aller Völker in Bezug auf das hier behandelte Thema darzuthun.

---

[1]) Finsch, Neu-Guinea. 106.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. VIII. 187. (1876.)

[3]) Tylor, Anfänge der Cultur. I. 119.

[4]) Ch. Wilkes, United States Exploring Expedition (in one volume). New-York 1851. 205.

[5]) Mariner, Tonga Islands. 3. ed. Edinburgh 1827. II. 189.

Einmauern.

Europa. Durch das ganze Mittelalter und herab in die neueste Zeit geht überall die Sage von unschuldigen Kindern, welche in die Fundamente der Häuser eingemauert, von Mörtel, der mit dem Blute von Knaben angemacht, von einzigen Söhnen der Baumeister, welche lebend in die Schlusssteine der Brückenwölbungen eingemauert wurden. Die solchergestalt Geopferten sollten vor allem den Bauten Stärke und Dauerbarkeit verleihen; Festungen werden dadurch unüberwindlich, Mauern, die sonst einzustürzen drohen, halten nun aus und die Seele des Eingemauerten dient als treuer Wächter des Baus, sorgt dafür, dass er nicht zu Grunde gehe durch den Drang der Wogen, die Erschütterung der Erdbeben, die Gewalt der Feinde [1]. Es wird von freiwilligen und gezwungenen Opfern berichtet und noch bis in die neueste Zeit beschäftigt sich bei uns damit die Sage, während in weiter Verbreitung anderwärts der Brauch noch in voller Kraft und Barbarei lebt. Massenhaft strömen hier uns die Belege, oft von überraschender Aehnlichkeit, zu. Wir geben zunächst, was Jacob Grimm darüber zusammengestellt hat.

In der Ringmauer des Schlosses Reichenfels ist ein Kind lebendig eingemauert worden: ein vorragender Stein bezeichnet die Stelle; wollte man ihn herausreissen, würde die Mauer allsogleich einstürzen. Um Kopenhagen sollte ein Wall aufgeführt werden, so oft man ihn begann, sank er wieder ein: da nahmen sie ein kleines unschuldiges Mädchen, setzten es an einen Tisch auf einen Stuhl, gaben ihm Spielzeug und Esswaaren. Während es nun vergnügt spielte und ass, bauten zwölf Meister eine Wölbung über ihm und warfen unter Musik und klingendem Spiel einen Wall auf, der seit der Zeit unverrückt gestanden hat. Noch rührender ist eine serbische Sage von Skutaris

---

[1]) „Die priesterliche Idee, worauf der Gebrauch sich stützt, ist, dass der ewige Vater seinen eigenen Sohn als Grundstein der Schöpfung unterlegte, um den Untergang des Weltbaus in den Wässern des Verderbens zu verhindern und durch den Tod des Unschuldigen die Wuth der Mächte der Hölle, denen Gewalt gegeben ist zu schaden, aufzuhalten.“ (Sepp, Heidenthum. II. 153.)

Erbauung: Drei Jahre bauten dreihundert Meister vergeblich an dem Grund der Feste; was sie bei Tage aufgemauert hatten, riss die Vila Nachts wieder ein. Endlich verkündigte sie den Königen, nur dann werde der Bau halten, wenn man zwei leibliche, gleichnamige Geschwister in den Grund lege. Nirgends waren sie aufzufinden. Da verlangte die Vila von den drei Ehefrauen der Könige die, welche nächsten Tags den Meistern das Essen hinaustragen werde, in den Grund gemauert. Als des jüngsten Königs Gattin, ohne von diesem Rathschluss zu ahnen, das Essen hinausbringt, werfen die dreihundert Meister Steine um sie her und fangen an sie einzumauern; auf ihr Flehen lassen sie eine kleine Oeffnung, an der sie noch lange Zeit ihren Säugling stillte, den man ihr täglich vorhielt. — Zur Zeit, da die Slaven an der Donau eine neue Stadt anlegen wollten, sandten die Häupter des Volks, nach altheidnischer Sitte, Frühmorgens vor Sonnenaufgang, Männer aus, welche den ersten Knaben, der ihnen begegnen werde, nehmen und in den Grund des Baues legen sollten. Von diesem Knaben (serb. dijete) erhielt die Stadt den Namen Detinez. Auch in Merlin's Geschichte wird erzählt, wie König Vortigern einen festen Thurm bauen lassen wollte, der immer wieder einstürzte, ehe er vollendet war. Die Weissager erklärten, der Thurm werde nicht stehen, bevor der Grundstein mit eines Kindes Blute benetzt sei [1]). Nach litauischem Glauben wohnt in einem Hause stets Friede und Eintracht, wenn man beim Bau desselben in das Fundament einen Hund vergrub [2]). In Schottland herrscht der Glaube, dass die Pikten, denen die lokale Legende Bauten aus vorhistorischem Alterthum zuschreibt, die Grundsteine derselben in Menschenblut gebadet hätten; ja die Legende erzählt sogar, dass St. Columba es für nöthig hielt, St. Oran lebendig unter den Fundamenten seines Klosters zu begraben, um die Geister des Bodens auszusöhnen, welche bei Nacht das zerstörten, was man über Tag gebaut hatte [3]). Um den Dammbruch des Nogatstromes (1463) wieder herzustellen, rieth ein Unbekannter, einen lebenden Menschen hineinzustürzen, worauf die Bauern einen Bettler betrunken machten und dann dort begruben [4]). In Rom fand sich im Kapitol ein begrabenes Menschenhaupt, obwohl Numa einen Zwiebelkopf zu substituiren gesucht hatte [5]). Als in Rom sich zwei

---

[1]) Grimm, D. M. [1] 665.

[2]) Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870. 106.

[3]) Tylor, Anfänge der Cultur. I. 104.

[4]) Bastian, Der Mensch in der Geschichte. III. 104.

[5]) Bastian, Vorstellungen von der Seele. Berlin 1875. 42.

Vestalinnen unzüchtig vergangen hatten, wurden, um die Götter zu versöhnen, „nach den Schicksalsbüchern einige ausserordentliche Opfer angestellt. Darunter wurde auch ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin auf dem Ochsenmarkt unter der Erde in einem ausgemauerten Raum eingesenkt, welcher schon vorher durch Menschenopfer — durchaus kein römischer Gottesdienst — befleckt war“ [1]).

Im südlichen Georgien liegt Suram mit einem uralten Schlosse, an dessen Südwestseite man über dem Abgrunde eine wie mit dem Felsen verwachsene Mauer kühn emporstehen sieht. Anfangs war alle Mühe umsonst, diese Mauer zu bauen; was am Tage erbaut, stürzte in der Nacht wieder ein und nun erkannte man, dass ein Zauber hier hinderlich sei. Ein um Rath gefragter persischer Priester erklärte: Nur dann würde die Mauer vollendet werden können, wenn der einzige Sohn einer Witwe lebendig unter dem Fundamente begraben würde. Der Knabe fand sich und die Mauer wurde über ihm vollendet. Aber nie ist sie trocken geworden, stets ist sie an der Oberfläche feucht, von den Thränen der unglücklichen Mutter. Im Volksliede hat sich das Zwiegespräch zwischen der Witwe und ihrem Sohne Zurab erhalten: „Wie steht's mit dir, lebst du noch, mein geliebter Sohn?“ — „Ach Mutter, jetzt bin ich bis zum Knie eingemauert.“ — Dieselbe Frage. „Ach Mutter, jetzt steigt die Mauer schon bis zum Gürtel — bis zur Brust — bis zum Hals.“ Endlich ruft sein letzter Schrei: „Wehe, Mutter, es ist zu Ende“ [2]).

Wenn auch bei uns schliesslich nur die Sage mit dem fürchterlichen Gebrauch des Einmauern sich beschäftigt, so wird doch wohl, bei der allgemeinen Verbreitung desselben, anzunehmen sein, dass er bei uns einmal wirklich existirte, wie er heute noch in Afrika, Asien und der Südsee zu Hause ist und ausgeführt wird.

Afrika. In Galam hat man früher vor dem Hauptthore der Stadt bisweilen einen Knaben und ein Mädchen lebendig begraben, um die Stadt dadurch uneinnehmbar zu machen, und ein tyrannischer Bambarra-König hat dieses Opfer einst im grossen Massstabe aus-

---

[1]) Livius. XXII. 57.

[2]) v. Haxthausen, Transkaukasia. I. 136. Hier die überraschende Parallele aus Thüringen. Um Burg Liebenstein fest und uneinnehmbar zu machen, kaufte man ein Kind von seiner Mutter und mauerte es ein. Es ass Kuchen, während die Maurer bei der Arbeit waren, und rief aus: „Mutter, ich sehe dich noch“; und etwas später: „Mutter, ich sehe dich noch ein wenig,“ und als sie den letzten Stein auflegten: „Mutter, jetzt sehe ich dich nicht mehr.“

führen lassen. Aehnliche Opfer werden bei der Gründung eines Hauses oder Dorfes in Gross-Bassam oder Joruba gebracht und kommen auch in Dahomé vor [1]). Der Name Dahomé (Bauch des Da) wird vom Könige Da von Abomé abgeleitet, den Tacoondu, der Gründer des Dahoméreiches, mit aufgeschnittenem Bauch unter dem neu zu erbauenden Palaste vergrub [2]). Wenn der Bau des Palastes für den neuen Fürsten der Dschagas (Westafrika) begonnen wurde, bedurfte er des Bluts, um den Grund zu befestigen. Einem Menschen wurde das Haupt an der Stelle abgeschlagen, wo der Bau sich erheben sollte; der Dschaga schritt vier mal durch den Strom des warmen, der Wunde entquellenden Blutes und das Werk konnte beginnen [3]).

Asien. Aeltere Reisende erwähnen häufig, dass, wenn in Siam ein neues Stadtthor erbaut wurde, darunter drei Menschen eingemauert wurden, ein Gebrauch, der jetzt abgekommen ist [4]). Auch viele buddhistische Klöster Siams und Kambodia's sind auf darunter eingegrabenen Menschenknochen begründet. Die Sao Chedi (Pfeiler der Pagoden) eines Klosterhofes bei Bangkok, fand Bastian in dieser Art errichtet, „um die Dämone (Phi) von dem Kloster abzuwehren", und auch bei der Erbauung von Lawek in Kambodia fanden derlei Menschenopfer statt, „durch welche diese Stadt ihre eine Zeit lang unüberwindliche Stärke erhalten haben sollte" [5]). An jedem Eckthurme der jungen Stadt Mandale in Birma steht ein niedriger Kuppelstein und dort, sowie unter dem Thron und den Thoren sind beim Bau menschliche Schlachtopfer begraben worden, damit sie, in Dämone verwandelt, treue Wacht halten. Damals wurden Leute bestimmter Namen, die unter bestimmten Constellationen und an bestimmten Tagen geboren waren, gesucht, besonders solche, deren Ohren nicht durchbohrt waren oder junge Mädchen. Niemand wagte auszugehen und als die Regierung, um Leute herbeizuziehen, Schauspiele aufführen liess, waren keine Zauschauer da. Der König war gegen diese grausame Ceremonie, aber die Minister setzten es durch, dass man den von Alters her heiligen Gebrauch bewahrte [6]). Als die Millanaus an der Redjangmündung (Borneo) ihr grösstes Haus

---

[1]) Waitz, Anthropologie. II. 197.
[2]) Bastian, Kambodja. 281.
[3]) Bastian, San Salvador. 152.
[4]) Bowring, Kingdom and people of Siam. I. 140.
[5]) Bastian, Kambodja. 15. 18. 281.
[6]) Bastian, Birma. 91.

bauten, wurde für den ersten Pfosten ein tiefes Loch gegraben, ein lebendes Sklavenmädchen als Opfer für die Geister hineingestellt und unter dem niedergelassenen Pfosten zermalmt [1]). Als Radschah Sala Byne das Fort von Sialkot erbaute, stürzte die Grundlage der südöstlichen Bastion so oft ein, dass er sich schliesslich an einen Wahrsager wandte, der ihm versicherte, dass sie niemals halten würde, wenn nicht das Blut eines einzigen Sohnes hier vergossen würde. So geschah es mit dem einzigen Sohne einer Witwe [2]) — genau so wie es in Georgien verlangt wurde.

Südsee. Während ich Beläge aus Amerika nicht beizubringen vermag, liegen sie wiederum aus der Südsee vor. Fare no Oro, das Haus des Gottes Oro auf Huahine (Gesellschaftsinseln), war auf zahlreichen Pfosten erbaut, die beim Aufrichten alle durch lebende Menschen getrieben worden waren [3]), und John Jackson sah, wie beim Bau einer Häuptlingswohnung auf Rewa (Fidschi-Inseln), nachdem die Löcher für die Grundpfosten gegraben waren, in jedes derselben ein Sklave stieg, der lebendig mit Erde überschüttet wurde und auf dem man dann die Pfosten errichtete. Und so wie die Häuptlingshäuser auf Menschenopfern erbaut wurden, so benutzte man auch lebende Sklaven als Walzen beim Stapellaufe der Kriegskähne. In beiden Fällen haben die Fidschi-Insulaner die Vorstellung, dass die hierbei verwendeten Sklaven immerdar entweder das Haus oder das Kanoe über der Erde oder dem Wasser aufrecht erhalten [4]).

Stellvertretung. Mildert sich die Sitte, aber bleibt die Anschauung von der Nothwendigkeit des Opfers beim Bau zum Schirm und Schutze des letzteren, dann tritt substituirend für den Menschen das Thier als Schlachtopfer ein, oder statt dessen ein lebloser Gegenstand, wie der leere Sarg. Damit die Kirche unverrückt stehen sollte, mauerte man nach dänischen Ueberlieferungen unter dem Altar ein Lamm ein, auf jedem Kirchhof aber, bevor eine Leiche eingesenkt wurde, grub man ein lebendiges Pferd ein [5]). Als der Gouverneur von Elbassan in Albanien 1850 eine neue Brücke über den reissenden Arçen bauen liess, wurden, um den Neubau gegen die Gewalt des Stromes fest zu machen, zwölf Schafe geschlachtet und deren Köpfe

---

1) Spenser St. John, Life in the Forests of the far East. I. 35.

2) Bastian, Der Mensch in der Geschichte. III. 107.

3) Wood, Natural History of Man. II. 409.

4) J. Elphinstone Erskine, Journal of a cruise among the Islands of the western Pacific. London 1853. Appendix A.

5) Grimm, D. M. [1] 665.

unter die Fundamente der Pfeiler gelegt. In den Dörfern um Antiwari wird beim Fundamentlegen eines Hauses ein Hahn geschlachtet und unter die erste Steinlage gelegt [1]). Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig wird die Mumie einer Katze aufbewahrt, die man 1874 beim Abbruche des 1635 erbauten Elbthorthurmes zu Aken über dem Portale eingemauert fand. Als ein Quop-Dajak einen Flaggenmast bei seinem Hause errichten wollte, wurde in das Loch, welches den Mast aufnehmen sollte, ein lebendes Huhn gebracht und unter dem Maste opfernd zerquetscht [2]). Als man im Januar 1877 bei einem Bau auf die Grundmauern des ehemaligen Kunstpfeiferhauses in Berlin stiess, welches im 16. Jahrhundert errichtet worden war, fand man darin das Gerippe eines Hasen und ein Hühnerei, die dem märkischen Museum übergeben wurden [3]). Das Ei, welches den Lebenskeim enthält, wird auch allein den lebenden Thieren substituirt. Als man den Schornstein eines adligen Hauses zu Altenhagen abbrach, fanden sich im Fundamente Eierschalen eingemauert. Ein eingemauertes Ei fand sich auch, als ein Loch in's Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iserlohn gebrochen wurde [4]). Auslaufend klingt noch an diesen Brauch an, wenn die Kolhs in Ostindien unter Hermurmeln von Gebeten Reis in die vier Löcher legen, welche den Umriss des zukünftigen Hauses andeuten [5]).

[1]) v. Hahn, Albanesische Studien. Jena 1854. I. 160.

[2]) Spenser St. John, a. a. O. I. 35.

[3]) Berliner Tageblatt, 24. Januar 1877.

[4]) Zeitschrift für deutsche Mythol. III. 51.

[5]) Nottrott, Die Gossnersche Mission unter den Kolhs. Halle 1874. 107.

Hausbau.

Wahl der Baustelle. Die Wahl des Ortes, auf welchem ein neues Haus erbaut werden soll, ist von der grössten Wichtigkeit; das Wohl und Wehe der Bewohner, ihr ganzes Glück in der Zukunft hängen von einem günstigen Platze ab, der frei von üblen Einflüssen sein oder, waren solche vorhanden, davon vor der Ausführung des Baues befreit werden muss. Wenn die Maravis (westlich vom Niassasee) ihren Wohnort nach einer bisher unbewohnten Stelle hin verlegen wollen, befragen sie zuerst die Muzimos (Geister), indem sie unter einem Baume einen kleinen Haufen Mehl legen. Ist dieser während 24 Stunden unverändert geblieben, so nehmen sie an, dass die Muzimos den Ort verworfen haben; ist er dagegen zerstört, so haben die Muzimos davon gegessen und die Wahl des Platzes gebilligt [1]). Als Ladislaus Magyar in einer schönen Gegend in Bihé sein Haus erbauen wollte, bemerkte man ihm, dies ginge nicht an, da an jener Stelle vor einigen Jahren ein Hexenmeister hingerichtet worden sei und deshalb die bösen Geister (Kilulu) ihn in seiner Ruhe stören und in Todesgefahr bringen würden. Erst nachdem ein Kimbanda (Hexenmeister) den Ort entzaubert hatte, konnte der Hausbau erfolgen [2]). Nie baut der Kolh (in Ostindien) ein Haus, ein neues Dorf, eine Dreschtenne, ohne die Ojha oder Omina zu befragen. Ist das Haus fertig, so nimmt er Kohlen und Erde vom Heerde, mischt sie und malt damit einen Zauberkreis auf die Flur. In diesen stellt er ein Ei und auf das Ei einen gespaltenen Zweig vom Belbaume. Das Ei wird dann gekocht und von all denen, die das Haus bewohnen sollen, verzehrt [3]).

Material. Ist die Stätte zum Bau gewählt und gut befunden worden, so kommt es auf das Material an. Genaue Vorschriften darüber hat das Deitton genannte birmanische Werk [4]). Balken,

---

[1]) Monteiro, Zeitschrift für Erdkunde. VI. 283. Berlin 1856.

[2]) L. Magyar, Reisen in Südafrika. I. 209.

[3]) Dalton in Transact. Ethnolog. Soc. New Series VI. 33.

[4]) Description of the Burmese Empire. Compiled from native documents by the Rev. father Sangermano. Translated from his Ms. by W. Tandy. Rom 1833. 111.

gleich breit an der Spitze und an der Basis, werden in Birma „Männchen“ genannt; die an der Basis dicker als am obern Ende sind: „Weibchen“; „Neutra“ jene, die in der Mitte am stärksten. Liegt aber die grösste Dicke am obern Ende, so nennt man sie „Riesen“. Ein Balken, der beim Fällen vom Boden zurückgeprallt, heisst „Affenholz“. Wer nun in einem aus „Männchen“-Holz gebauten Hause lebt, wird an allen Orten, zu allen Zeiten, unter allem Umständen glücklich sein; ist das Haus aber aus neutralem Holze erbaut, so ist fortgesetztes Elend sein Loos; ist es aus „Riesen“-Holz, dann stirbt er bald.

Reinigung von Geistern. Das fertige Haus muss von Geistern gereinigt werden, damit diese den Einziehenden nicht schaden. In Joruba müssen die erste Nacht im neuen Hause zwei Sklaven schlafen, um den Zauber des bösen Geistes Akalascho zu brechen; dann wird ein hufeisenförmiges Eisen über der Thür befestigt, damit kein neuer feindlicher Geist einziehe [1]). In Hawaii wurde vor dem Einziehen das Haus durch eine Menge Ceremonien von bösen Geistern gereinigt. In Nukahiwa oder am Calabar wird kein neues Haus bezogen, ehe es nicht der Priester eine Zeit lang bewohnt hat, um mit dem dort schon eingenisteten Dämon ein Abkommen zu treffen, und dem Eigenthümer wird dann die Art der Gelübde und Opfer mitgetheilt, bei deren regelmässiger Beobachtung der Dämon sich verpflichtet hat, die Hausgenossen in Ruhe zu lassen. Als ein Bürger von Magdeburg wegen des gespenstischen Polterns im Hause, das sich nach dem Tode seines Kindes hörbar machte, von den Pfaffen Messen und Vigilien für das Seelchen halten liess, rieth ihm Luther, solche zu unterlassen und mit seinem Hofgesinde zu glauben, dass es der Teufel sei [2]). Um die Lemuren zu bannen, unternahmen die römischen Hausväter am 9., 11. und 13. Mai eigenthümliche Sühngebräuche. Sie gingen um Mitternacht barfuss vor die Thür des Hauses, wuschen dreimal die Hände im fliessenden Quell, drehten sich und nahmen schwarze Bohnen in den Mund. Diese warfen sie hinter sich und sprachen dann neunmal, ohne sich umzusehen: „Diese gebe ich euch, mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen.“ Man glaubte, die Geister sammelten unterdessen die hingeworfenen Bohnen. Darauf schlug man eherne Becken zusammen und rief wieder neunmal: „Hinaus, ihr Geister des Hauses.“ Jetzt waren die bösen Hausgeister

---

[1]) Bastian, Geogr. und Ethnolog. Bilder. 183.
[2]) Bastian, Mensch in der Geschichte. II. 89.

gebannt [1]). Bezieht man in Goldap (Westpreussen) ein neues Haus, so muss man die Vorsicht beobachten, vor dem Einzuge einen Hund oder eine Katze auf eine Nacht in dasselbe einzuschliessen. Unterliesse man dies, so werde gleich im ersten Jahre der Wirth oder die Wirthin sterben, nun fällt das Thier dem Tode zum Opfer [2]).

Verlassen des Hauses nach dem Tode des Insassen. Der allgemeine Gebrauch, die Hütte nach dem Tode eines Insassen zu verlassen oder zu zerstören, der sich bis zum Verlassen und Zerstören eines ganzen Dorfes, einer Stadt steigert, hängt zusammen mit dem Glauben an die Wiederkehr des Geistes des Verstorbenen in seinen alten Wohnsitz. Der Todte führt im andern Leben die Geschäfte weiter, welche er hier auf der Erde betrieben und gebraucht dazu alles irdische Geräthe; daher auch die Mitgabe aller möglichen Werkzeuge und Waffen beim Begräbniss. Er kehrt wieder in sein altes Heim zurück, wo natürlich seine Geistererscheinung die Ueberlebenden quält, die, um dem vorzubeugen, lieber die Hütte verlassen oder zerstören, wie sie denn überhaupt oft das ganze Andenken an den Todten gerne vernichten, so dass selbst dessen Name der Vergessenheit anheimgegeben, geändert oder nicht mehr genannt wird. (Siehe den Abschnitt über Personenamen.) Diese allgemein verbreitete Anschauung erkennt man z. B. recht deutlich bei den Coras, einem wilden Stamme Mexiko's. Der Verstorbene wird dort in seinen Mantel gehüllt mit Bogen und Pfeilen begraben. All sein Hab und Gut legt man alsdann vor die Thür seines Hauses, damit er es dort bei seiner Wiederkehr findet, ohne die Schwelle zu überschreiten. Besass der Verstorbene Vieh, so steckt man ihm auf Pfählen hin und wieder ein Stück Fleisch (substituirend) hin. Fünf Tage nach dem Todesfall muss ein Beschwörer den Schatten bannen [3]).

Asien. Wenn ein Aïno stirbt, wird sein Haus entweder verbrannt oder verlassen. Holland fand auf Jeso ein verlassenes Haus, in welchem seit dem Tode des Besitzers nichts angerührt worden war. Seine Netze, Kochtöpfe, Hausgeräthe, die doch für die Nachbaren von grossem Werthe sein mussten, waren völlig intakt, hatten aber schon lange so gelegen [4]). Bei den wilden Mantras auf der malayischen Halbinsel wird das Haus des Verstorbenen von den

---

[1]) Ovid, Fasti. 5. 420—444.
[2]) Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. 106.
[3]) Bancroft, Native Races of the Pacific States. I. 640.
[4]) Journ. Anthropol. Instit. III. 238.

Ueberlebenden verlassen and generally the entire village emigrates [1]). Die Kamtschadalen bauten sogleich eine neue Jurte und verliessen die alte, sowie Jemand darin gestorben. Um der nicht aufhörenden Arbeit zu entgehen, warfen sie die gefährlich Kranken schliesslich vor die Hütte, wo sie von den Hunden gefressen wurden. Ursache dieses Hauswechsels war die Furcht vor dem unterirdischen Geiste Haetsch, der einst durch das Rauchloch in eine Wohnung hineingesprochen, in der alsdann die meisten Insassen starben [2]). Die alten Mongolen rissen die Zelte ihrer verstorbenen Offiziere ein und vernichteten dieselben. Auch die heutigen Mongolen pflegen, wenn ein Chan oder seine vornehmste Gemahlin stirbt, ihre Wohnungen zu verlassen, die Häupter der Stämme aber ihr ganzes Lager zu verändern. Die Telenguten, ein Stamm der Oelöt, zerstörten die Hütten der Verstorbenen [3]).

Afrika. Die Thüren des königlichen Palastes von Kaarta in Nordwestafrika, durch welche der König zu gehen pflegte, wurden nach dessen Tode vermauert [4]). In Dahomé, Joruba und an der Goldküste begräbt man die Verstorbenen im Hause und verschliesst alsdann den betreffenden Raum [5]). Die Bubis auf Fernando Po verlassen ihr Dorf, sobald ein Todesfall in demselben stattfindet und siedeln sich an einem andern Orte an [6]). Bei den Loangonegern wird nach einem Todesfalle die Hütte des Verstorbenen dem Verfall überlassen und wenn ein Prinz stirbt, das ganze Dorf verlegt [7]). Jeder neu auf den Thron gelangende Kazembe erbaut nach dem Tode seines Vorgängers eine neue Stadt. Die letzten sieben Kazembe haben ihre sieben Städte innerhalb sieben englischen Meilen von der durch Livingstone besuchten erbaut [8]). Ganz so machen es die Muata Jamvos. Die Haupt- und Residenzstadt wechselt bei jeder neuen Thronbesteigung, da nach dem Tode des Königs die alte Kipanga (Hof) niedergerissen wird. Kabebe, wohin Graça in den vierziger Jahren vordrang, lag 1½ Meilen von dem 1876 durch Pogge erreichten Mussumba; Lumbatta, wo der Vorgänger des jetzigen

---

1) Bourien in Transact. Ethnolog. Soc. New Series III. 82.
2) Steller, Kamtschatka. 271. Krascheninnikow, Kamtschatka. Lemgo 1766. 267.
3) Pallas, Neue Nordische Beyträge. III. 301.
4) Waitz, Anthropologie. II. 195.
5) R. Burton, Mission to Gelele. II. 2.
6) Bastian, San Salvador. 320.
7) Bastian, Loangoküste. I. 164.
8) Petermann's Mittheilungen. 1875. 104.

Königs residirte, eine viertel Meile westlich davon und Quizememe zwei Meilen nördlich davon [1]). Cameron fand im Kannibalenlande Manjuema (westlich vom Tanganjikasee) ein verlassenes Dorf, dessen ehemalige Bewohner, einer allgemein verbreiteten Sitte gemäss, wegen des Ablebens ihres Häuptlings fortgezogen waren und ein neues Dorf gebaut hatten [2]). Die Wanika in Ostafrika ändern gerne ihre Wohnsitze, wenn ihnen irgendwo ein Unfall zugestossen ist. Stirbt einer, so wird die Hütte gewöhnlich verlassen oder zerstört und anderswo neu aufgebaut, weil sie glauben, am Unglücksort sei kein guter Koma (Geist eines Verstorbenen) [3]).

Amerika. Bei dem Tode eines Inka wurden seine Schlösser verlassen; alle seine Schätze — mit Ausnahme dessen, was zur Leichenbestattung gebraucht ward — seine Geräthe und Kleidungsstücke blieben so liegen, wie er sie hinterlassen hatte, und seine zahlreichen Wohngebäude wurden auf ewig geschlossen. Der neue Herrscher musste sich alles zu seinem Haushalte neu anschaffen. Dies gründete sich auf den Volksglauben, dass die Seele des verstorbenen Herrschers nach einiger Zeit wiederkehren werde, um seinen Körper auf Erden neu zu beleben; man wünschte, dass er alles, woran er im Leben gewöhnt gewesen, zu seinem Empfange bereit finden möge [4]). Die alten Peruaner beerdigten häufig die Todten in ihren Hütten und verliessen dann dieselben [5]). Der Coroado in Brasilien begrub in seiner Hütte und steckte dieselbe alsdann in Brand. Dann wurde der alte Wohnsitz verlassen und ein neuer aufgesucht [6]). Die Hütte der Macusis, in welcher ein Todter liegt, wird, wenn auch nicht unmittelbar nach der Beerdigung, sicher aber bald darauf von den Bewohnern verlassen [7]). Die californischen Indianer verbrennen die Todten mit allem Eigenthum; selbst der Wigwam eines hervorragenden Mannes wird nach dessen Tode verbrannt [8]). Die Pimas in Neu-Mexiko zerstören ausser dem Haus auch die übrige Habe des Verstorbenen [9]). Stirbt bei den wilden Wulwas in Centralamerika der

---

1) Pogge im Globus. XXXII. 28.
2) Cameron, Quer durch Afrika. Deutsche Ausgabe. I. 296.
3) Krapf, Reisen in Ostafrika. Kornthal 1858. I. 225.
4) Prescott, Eroberung von Peru. Leipzig 1848. I. 24.
5) v. Tchudi, Peru. II. 393.
6) v. Eschwege, Journal von Brasilien. Weimar 1818. 199. 200.
7) Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. I. 422.
8) St. Powers, The Californian Indians in Overland Monthly. June 1874. 536.
9) Bancroft, Native Races of the Pacific States. I. 555.

Mann, so begräbt ihn die Frau mit aller Habe und verbrennt die Hütte, und umgekehrt. Eine Zeitlang legt der überlebende Theil Maiskolben auf das Grab des Todten [1]).

Der Brauch ist auch bei Melanesiern nachweisbar. Die Papuas an der Ostspitze Neu-Guineas reissen die Hütten, in welchen ein Todesfall stattfand, nieder und lassen nur die Pfähle mit der Plattform stehen, auf welcher die Leidtragenden sich gelegentlich versammeln [2]).

Sündenbock.

Der Sündenbock, welchen die alten Juden beim jährlichen Versöhnopfer in die Wüste jagten [3]), hat heute noch bei verschiedenen Völkerschaften seine Parallelen. Bei der Todtenfeierlichkeit der dravidischen Badagas in den Nilgerris, die ihre Leichen verbrennen, werden zwei Büffelkälber herangebracht und angebunden. Auf das eine derselben legt man alle Sünden des Verstorbenen und seines ganzen Geschlechts, lässt es dann los und jagt es spornstreichs in die Wüste Im Leichensermon werden alle Sünden des zu Verbrennenden aufgeführt und dann gerufen: „Unter des Büffels Fuss sollen sie fallen.“ Das Büffelkalb wird losgelöst und rennt unter dem betäuben den Geschrei der Versammlung „hinweg, hinweg“ wie rasend davon [4]).

Bringen die Katschinzen Südsibiriens dem guten Geiste Kudaï ihre Opfer dar, so führen sie ein weisses Pferd heran, waschen es mit Milch und Wermut und jagen es dann unter grossem Geschrei der Versammelten davon. Schliesst dieses Pferd, welches Isyg oder Isik (auf tatarisch Sünde) heisst, sich an eine fremde Tabune an, so bedeutet dies Glück [5]). Es wird also wohl die Vorstellung herrschen, dass die eigene Sünde dem lieben Nachbar zugeschickt worden ist. — Wenn bei den Miaotse in China der älteste Sohn des Hauses

[1]) Jul. Fröbel, Seven years' travel in Central-America. London 1859. 137.
[2]) Comrie im Journ. Anthropol. Instit. VI. 109.
[3]) 3. Mos. 16. 10.
[4]) K. Graul, Reise in Ostindien. Leipzig 1854. I. 296. 298.
[5]) Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1875. 25.

sieben Jahre alt geworden ist, so findet die Ceremonie statt, welche man den „Teufel austreiben" nennt. Der Vater macht einen Strohdrachen, welcher den bösen Geist vorstellen soll, besteckt ihn mit fünf verschiedenfarbigen Fahnen und lässt ihn in der Wüste steigen. Wie der Sündenbock soll der Drache alles Böse mit sich nehmen [1]. — Um sich von der herrschenden „Peste" zu befreien, beluden 1857 die Aymara-Indianer ein Llama mit den Kleidern der Angesteckten, besprengten sie mit Branntwein und jagten das Thier in's Gebirge, in der Hoffnung, dass es die Krankheit wegführen würde [2].

Die Vorstellung ist hier überall dieselbe. Man hofft sich durch das in die Wüste gejagte Thier von körperlichen oder geistigen Krankheiten (Sünden) zu befreien, die jenes, auf das durch irgend eine Ceremonie die Fehler, Sünden, Unreinlichkeiten, Krankheiten übertragen sind, mit fortnimmt.

Wer im Böhmerwald das Fieber hat, geht vor Sonnenaufgang in den Wald, sucht ein Schnepfennest, nimmt ein Junges heraus und behält es drei Tage bei sich. Nach drei Tagen lässt er die Schnepfe im Walde wieder los; alsogleich verliert er das Fieber [3]. In Bonny, Nigerdelta, binden sich Kranke ein lebendiges Hühnchen auf dem Herzen fest; schreit das Thier und schlägt mit den Flügeln, so betrachtet man dies als ein günstiges Symptom, weil es die Essenz der Krankheit an sich zieht und dadurch Schmerzen leidet [4]. Der englische Bauer verfährt in derselben Weise. Er näht einen lebenden Mistkäfer in ein Leinwandsäckchen und hängt ihn seinem am Keuchhusten leidenden Kinde um den Hals, damit der Käfer die Krankheit an sich ziehe [5]. Im Voigtlande hält man Kreuzschnäbel, weil sie die Krankheiten „anziehen", und in verschiedenen Gegenden verschenkt man Blumen, die in Krankenzimmern standen, in der hässlichen Absicht, dass der Empfänger die Krankheit mit übernehme. Es ist nicht zu verkennen, dass die Schnepfe in Böhmen, das Hühnchen am Niger, der Mistkäfer in England, der Kreuzschnabel im Voigtlande andere Formen des jüdischen Sündenbockes sind. Fehlt ein Thier, auf das man Sünde oder Krankheit übertragen kann, so begnügt man sich mit dem blossen Verwünschen in ein fremdes Land, wohin auch noch unser „Ich wollte, du wärest wo der Pfeffer wächst"

---

[1]) Ausland 1872. 117.
[2]) Journ. Ethnolog. Soc. II. 237. (1870.)
[3]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 1173.
[4]) Bastian, Geogr. und Ethnolog. Bilder. Jena 1873. 165.
[5]) Anthropol. Review. V. 318. (1867.)

zu rechnen. Der sibirische Bauer ruft bei der Beschwörung des kalten Fiebers die Heiligen an mit den Worten: „Und du, heiliger Vater Sisinie, verscheuche die beiden Töchter des Herodes und treibe sie in die wasserlose Wüste." Ein auf Papier geschriebener alter Fiebersegen sagt:

Febris, fubris, fabris, transi in Calabris,
Linquas me in pace, sic gaudeo in thorace.

Die Finnen schicken die Pest auf einem Wagen oder Pferde nach Norden, nach Norwegs Bergen, nach Lappmarks Wald [1]).

Nach der Auffassung der Naturmenschen kann das körperliche Wohlbefinden nur durch das Eintreten fremder Stoffe in den Körper gestört werden und darum besteht auch einer der Hauptkunstgriffe der Schamanen, Regendoctoren oder Medicinmänner in dem Heraussaugen eines fremden Stoffes, eines Steines, Splitters, ja selbst Wurmes oder Käfers aus dem erkrankten Körper. Die eingedrungenen fremden Substanzen müssen auf die eine oder andere Weise wieder entfernt werden, soll der Mensch gesunden. Es ist dies eine Vorstellung, der auch jener bekannte Schuster Lampe in Goslar huldigte, der alles Fremde durch Purgirmittel austrieb, während Pastor Boll im Württembergischen, den Schamanen gleichend, durch die Macht seines Gebetes viele Ellen Draht aus dem Gehirn eines Erkrankten hervorgelockt hat. Der fremde, die Krankheit verursachende Stoff wird aber nicht blos materiell gedacht, er wird zum bösen Geiste, zum Krankheitsdämon, der im Menschen steckt und ausgetrieben und auf Thier, Mensch oder Baum übertragen werden muss.

Gespaltene Bäume. Man heilte früher bei uns, indem man Kinder oder das Vieh durch ausgehöhlte Erde oder einen gespaltenen Baum gehen und kriechen liess. Die Krankheit wird dadurch auf den im Baume wohnenden Genius übertragen. Noch im vorigen Jahrhundert wurden bruchleidende Kinder in England durch gespaltene Eschen hindurchgezogen [2]). Nach Magdeburgischem Glauben wird ein krankes Kind geheilt, wenn es zwei Brüder durch einen von ihnen gespaltenen Kirschbaum durchziehen. Wer durch die Löcher der Eiche bei Wittstock kroch, wurde gesund. Auf Rügen wird ein Kind mit Bruchschaden bei Sonnenaufgang durch einen gespaltenen jungen Eichbaum dreimal hindurchgezogen und dieser wieder zusammengebunden [3]). In Wehlau (Prov. Preussen) sucht man, wenn Kna-

[1]) Bastian, Mensch in der Geschichte. II. 91.
[2]) Grimm, D. M. [1] 677.
[3]) Bastian, Mensch in der Geschichte. III. 89.

ben die Keile (Hodenvergrösserung) haben, eine armsdicke Eiche im Walde, spaltet den Stamm und zieht das kranke Kind dreimal durch den Spalt, der dann wieder verkeilt wird. Wie der Baum zusammenwächst, schwindet die Krankheit [1]). Der Tscheche sagt: Wenn das Fieber kommt, raufe dir ein Büschel Haare aus, reisse ein Stückchen vom Kleide ab, stecke die Sachen in das Loch einer weissen Weide und treibe einen Hagedornkeil hinein; so muss das Fieber aufhören [2]). Diese Anschauung ist keineswegs auf die europäischen Völker beschränkt. Wenn Krankheit in den Dörfern östlich vom Niassasee herrscht, so kriechen die Neger unter einer gekrümmten Ruthe hindurch, deren beide Enden in die Erde gesteckt sind, waschen sich dort mit Medicin und vergraben diese sammt dem bösen Einfluss [3]). Der Kamtschadale muss sich reinigen, wenn ein Todesfall in seiner Familie vorgekommen ist. Er geht in den Wald, haut verschiedene Wurzeln ab, aus welchen er einen Ring flicht, kriecht zweimal durch denselben hindurch und schleudert ihn gegen Westen wieder in den Wald zurück. Aehnlich die Koriaken, welche nach einem Todesfalle, um sich zu reinigen, zwischen zwei in die Erde gepflanzten Stangen hindurchgehen, wobei sie der Schamane mit einem Stocke schlägt und den Tod beschwört, sie nicht auch hinwegzunehmen [4]).

Der Process des Uebertragens der Krankheit auf den Baum lässt sich aber noch vereinfachen; man weist sie einfach dem letzteren durch einen Spruch zu. Erkrankt dem Landmanne in der Montagne noire (an der Grenze der Departements Tarn und Aude in Südfrankreich) ein Stück Vieh oder verschlimmert sich ein Geschwür durch Würmer, dann sucht er Attich (Sambucus ebulus) auf dem Felde, dreht ein Büschel davon in der Hand, macht eine Verbeugung und sagt: „Guten Morgen, Herr Attich, wenn du die Würmer nicht da wieder wegnimmst, wo sie sind, so schneide ich dir die Füsse ab“ [5]). Bei uns heisst es: Wer vom kalten Fieber genesen will, gehe Frühmorgens zu einem alten Weidenbaume, knüpfe drei Knoten in einen Ast und spreche dazu: Goe morgen, olde, ik geef oe de Kolde, dann kehre er um und laufe, ohne sich umzusehen, fort [6]).

Weit verbreitet ist in Deutschland der Glaube, dass Fieber in

---

[1]) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870. 68.
[2]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 1160.
[3]) Letzte Reise von David Livingstone. Hamburg 1875. I. 83.
[4]) Krascheninnikow, Kamtschatka. Lemgo 1766. 268. 282.
[5]) Ausland 1840. 172.
[6]) Grimm, D. M. [1] 679. Aehnlich in Böhmen, Grohmann Nr. 1161.

Gersten- oder Buchweizenkörner übergehen könne, wenn diese mit dem Körper des Kranken in Berührung gebracht und dann ausgesäet werden; verfaulen die Körner in der Erde, so stirbt der Quälgeist mit; gehen sie zu Halmen auf, so steckt das Fieber in diesen, denn selbst bei ruhiger Luft zittern diese Halme beständig in Fieberschauern [1]).

Verknoten. Man beachte die oben erwähnten Knoten, durch deren Knüpfung die Krankheit, der böse Dämon gebannt, gleichsam festgebunden werden. Als Rohlfs seine grosse Reise von Tripolis nach Lagos antrat, sah er, wie ein Kameltreiber mit seinen hinter den Rücken gelegten Händen einen Knoten in einen Halfahalm schlang. Er knotete damit seine Rückenschmerzen in die Halfa fest und das Mittel half auf der Stelle [2]). In der Provinz Preussen verknotet man die Warzen; man zählt sie und macht so viel Kreuzknoten in einen Zwirnfaden, als man Warzen fand. Der Faden wird hierauf stillschweigend unter einer Dachtraufe vergraben; so wie der Faden verfault, verschwinden auch die Warzen [3]). Die Kamtschadalen machen Knoten in Riemen oder Faden, um die Schwangerschaft zu hintertreiben [4]). Die Tahitier schreiben innerliche Schmerzen Dämonen zu, die in ihnen sind und ihre Eingeweide in Knoten binden. In Folge ähnlichen Glaubens mögen die Lappländer unter gewissen Umständen keine Knoten in ihre Kleider binden [5]). Die Zauberer der Lappen verstanden es auch die Winde in Riemen zu knoten, welche sie den Seefahrern für Geld anboten; es entstand mässiger oder starker Wind, oder Sturm, je nachdem sie den 1., 2. oder 3. Knoten lösten [6]).

Ueberschreiten. Zahllos sind die Formen, welche der Aberglauben, stets sich gleichbleibend, ersonnen hat, um Uebel, Krankheiten, Sünden von sich ab und auf andere zu wälzen. Ein Sündenbock ist leicht gefunden. Nur eine eigenthümliche Form will ich hier noch erwähnen. Als von Wrede über die Beine eines am Boden liegenden Arabers schritt, überhäufte ihn dieser mit Vorwürfen, da er hierdurch alle Krankheiten Wrede's, gegenwärtige und zukünftige, auf sich übertragen bekommen habe. Um die Sache auszugleichen, legte sich nun Wrede auf den Boden, der Araber schritt über ihn

---

[1]) Wuttke, Aberglauben §. 493.
[2]) Rohlfs, Quer durch Afrika. I. 40.
[3]) Frischbier, Hexenspruch. 93.
[4]) Steller, Kamtschatka. 349.
[5]) Tylor, Researches. 133.
[6]) Joh. Schefferi, Lappland. 1675. 161.

hinweg und war zufrieden, nun seine Krankheiten auf den Fremdling übertragen zu haben [1]). Wenn man in Böhmen über ein auf der Erde liegendes Kind schreitet, und schreitet nicht wieder zurück, so wächst das Kind nicht mehr [2]). In Griechenland bringt es Unglück, wenn Jemand über ein schwangeres Weib steigt; er öffnet damit den Neraiden den Weg. Um dem bösen Einfluss vorzubeugen, muss er wieder zurücksteigen [3]). Umgekehrt steigt bei den Esten der Mann über das Weib hinweg, wenn die Entbindung nicht rasch genug erfolgt, weil auf diese Weise Beschleunigung erfolgt. Dagegen lassen die Esten Niemand über ihren Gürtel steigen, weil sie sonst krätzig oder aussätzig werden und — was derselben Vorstellung entspringt — sie achten darauf, dass nichts über den Kopf des Kindes hinweggereicht werde, weil sie glauben, das Wachsthum des letzteren werde dadurch behindert [4]).

Der Gegenstand, auf welchen die Krankheit übertragen werden soll, wechselt aber noch mehr; auf das Thier, den Baum folgt der Stein. Zu Tyana in Kappadocien, woher Appollonius, der Philosoph und Wunderthäter, stammt, stand eine Säule, zu welcher das Volk wallfahrtete und zugleich mit Nägeln sein Fieber hineinschlug. In einer der Moscheen Kairo's stehen zwei Säulen eng beieinander, wer es vermag, zwischen ihnen hindurchzukriechen, der verliert seine Krankheit an die Säulen. J'ai vu des Arabes s'écraser pour tâcher de passer entre les deux colonnes, erzählt Ch. Texier [5]).

---

[1]) v. Wrede, Reise in Hadhramaut. Braunschweig 1870. 265.

[2]) Grohmann. Nr. 798.

[3]) Ploss, Das Kind. I. 9.

[4]) Joh. Wolfg. Boecler, Der einfältigen Ehsten abergläubische Gebräuche s. a. (17. Jahrh.) 15. 42. 19.

[5]) Revue orientale et américaine, tome V. 45. 1860.

Böser Blick.

In der Redensart „ein vernichtender Blick“, „ein niederschmetternder Blick“ ist es ausgedrückt, welche Macht und Kraft im menschlichen Auge liegt. Wie der imponirende Blick geistig hervorragender Menschen dem tiefer Stehenden das Gefühl seiner Nichtigkeit beibringt, ihn gleichsam moralisch schädigt, so kann auch leicht die Vorstellung Platz greifen, dass mit solchem Blicke eine Schädigung an Gesundheit, Eigenthum und Leben verknüpft sei. Im Fortgange dieses Glaubens werden dann besondere Personen mit dem so schädigenden Blicke ausgerüstet gedacht und diejenigen, welche sich dadurch bedroht wähnen, suchen nach Schutz- und Abhilfmitteln gegenüber der zauberischen Einwirkung.

Wir begegnen diesem Aberglauben schon im Anbeginne der Geschichte und sehen ihn mit überraschender Uebereinstimmung bei den verschiedensten Völkern durch den Lauf der Jahrhunderte sich bis auf die Gegenwart fortpflanzen. Seinen geographischen Mittelpunkt hat er in den Gestadeländern des Mittelmeers, von wo aus er sich concentrisch über die angrenzenden Erdtheile verbreitet. Ob derselbe auch in Australien und Polynesien vorkommt, vermag ich nicht zu belegen.

Amerika. Keinenfalls ist dieser Aberglaube in Amerika so verbreitet, wie in der alten Welt, da die Beweise dafür mir nur sehr vereinzelt zugingen, indessen sowohl aus dem Norden als aus dem Süden. Die alten Indianer Nicaraguas glaubten an Leute mit tödtlichem Blicke, welche namentlich Kindern gefährlich waren [1], und ebenso wird das böse Auge bei den Araukanern erwähnt [2].

Bei den Semiten findet sich dieser Aberglaube bereits im neuen Testament angedeutet. Christus selbst glaubte an das „Schalksauge“,

---

[1]) Transact. of the American Ethnological Society, vol. III. 142. New-York 1853.

[2]) Reuel Smith, The Araucanians. New-York 1855. 230.

wie Luther übersetzt [1]). „Es kommt von innen heraus und macht den Menschen gemein.“ So steht es denn auch noch heute felsenfest im Glauben der Araber, der, wie wir sehen werden, bis in die feinsten Einzelheiten, z. B. in der Anwendung der Schutzmittel, übereinstimmt mit jenem auf der Balkanhalbinsel.

Um sich und die Ihrigen gegen den bösen Blick zu schützen, wenden die Araber mancherlei Mittel an: so z. B. befestigen sie auf den Köpfen ihrer Kinder geschriebene Amulete, kleine weisse Porzellanschnecken und kleine mit Stückchen Knoblauch, Weihrauch, Alaun und Salz gefüllte Säckchen. Ganz besonders schützend sind Säckchen, welche mit Staub oder Erde vom Grabe des Propheten gefüllt sind, sowie auch das Besprengen mit dem Wasser des heiligen Brunnen Zemzem in Mekka. Ueber die Hausthüren hängen sie ganze Knoblauchbüschel, sowie Säckchen mit Alaun, Salz und Weihrauch. Besonders über die Eingänge neuer Häuser wird eine ganze Aloepflanze aufgehangen, weil man glaubt, dass der Prophet dadurch veranlasst werde, dem Hause einen Besuch abzustatten. Die Beduinen hängen, um ihre Kamele vor dem bösen Blick zu bewahren, denselben allerlei auf dem Wege gefundene Sachen an, wie Stücke von alten Sandalen, Kleidern, Hufeisen u. s. w.

Vermuthet ein Araber, dass irgend Jemand, trotz seiner Vorsicht, auf ihn oder auf seine Kinder einen bösen Blick geworfen hat, so glaubt er ihn unwirksam zu machen, indem er ein Stück Alaun von der Grösse einer Walnuss auf glühende Kohlen legt und drei Fatha (einleitendes Kapitel des Koran) sowie dreimal das letzte Kapitel des Koran betet. Den so gebrannten Alaun stösst er dann zu Pulver, vermischt ihn mit irgend einer Speise und giebt dieselbe einem schwarzen Hunde zum Fressen. Hiermit glaubt er den Zauber vernichtet zu haben, denn seine aufgeregte Einbildungskraft lässt ihn in dem durch die Hitze zu allerlei phantastischen Formen aufgeschwollenen Alaun die Züge dessen erkennen, der auf ihn und die Seinigen den bösen Blick geworfen hatte. Andere verbrennen in solchen Fällen ein Stückchen von der Kleidung dessen, der dem Einflusse des bösen Blickes ausgesetzt gewesen ist, mit etwas Alaun und Salz und beten dreimal die Fatha. Von den Frauen wird oft ein anderes Mittel angewandt; sie nehmen ein Stückchen Papier und durchstechen es mehrere Mal mit den Worten: „Dies sind die Augen desjenigen, der mich beneidet und deshalb einen bösen Blick auf mich geworfen

---

[1]) Marcus VII. 22.

hat", worauf sie es verbrennen. Hinter einer Person, die in dem Rufe steht, mit dem bösen Blicke begabt zu sein, wirft man zur Vorsicht irgend ein irdenes Geschirr entzwei [1]).

Der heutige Aegypter sucht von der Geburt seiner Kinder an schon die Folgen eines bösen Blickes abzuwenden und wiederholt die Schutzmittel dagegen in allen wichtigen Phasen seines Lebens. In Oberägypten darf selbst der Vater sein eigenes neugeborenes Kind bis zum siebenten Tage nicht sehen, da er möglicherweisse gegen seinen eigenen Willen dem zarten Sprössling durch den Blick Schaden zufügen könnte [2]). Dem heranwachsenden Kinde hängt der Fellah als Amulet gegen den bösen Blick Thierzähne um den Hals und um eine Braut dagegen zu feien, wird sie vor der Hochzeit mit Salz bestreut [3]).

Hamilton sah in Siwah jedes Haus gegen den bösen Blick durch einen irdenen Topf geschützt, der im Feuer gut geschwärzt und mit der Oeffnung abwärts über der Thür oder an einer Ecke eingemauert war. In Verbindung hiermit standen nicht selten Schenkelknochen aus irgend einem Theile des Gebäudes hervor. „Dies, schreibt Hamilton, fiel mir besonders auf, da derselbe abergläubige Brauch einst in England herrschte. Dieser und ähnliche Gebräuche wurden vom Concil zu London (etwa 1075) verboten" [4]).

P. Ascherson fand in Gräbern der ägyptischen Oase Dachel Stengelstücke einer sehr giftigen Asklepiadee, der Calotropis procera, und dieselben Stengel sah Schweinfurth in Bündeln an Häusern der Oase Chargeh als Schutzmittel gegen den bösen Blick aufgehängt, daher es nahe liegt, einen ähnlichen Zweck bei dieser in Gräbern sonst nicht bekannten Beigabe zu vermuthen [5]).

Die zur Hochzeit geschmückte Tripolitanerin macht, um sich vor dem bösen Auge zu schützen, das Chamza, welches darin besteht, die Hände mit der nach aussen gekehrten Handfläche vor sich zu halten. Zu demselben Zwecke hängen an ihren Zierrathen eine Menge runder Spiegelchen nebst goldnen Chamzas, welch letztere eine Hand vorstellen sollen, aber eher wie ein kleiner Kamm mit fünf langen Zähnen aussehen. Diese zwei Gegenstände bilden über-

---

[1]) v. Wrede in Haxthausen, Transkaukasia. I. 33. und Lane, Modern Egyptians. London 1846. I. 89. 198. 341. II. 277.

[2]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten. Stuttgart 1877. 182. 383.

[3]) v. Kremer, Aegypten. I. 59. 151.

[4]) J. Hamilton, Wanderings in North Africa. London 1856. 258.

[5]) Verhandl. der Berl. Ges. für Anthropol. 1875. 58.

haupt einen Lieblingsstaat der Frauen in Tripolis und Tunis. Hierauf geht die Mutter zur grösseren Sicherheit gegen den bösen Blick zweimal mit einem brennenden Lichte um die Braut herum [1]).

Bei den Negern. So geht mit ähnlichen Vorstellungen dieser Aberglauben durch Afrika, wo er sich mindestens bis in die Breite des Aequators verfolgen lässt, so dass wir ihn bei den semitischen und hamitischen Bewohnern so gut wie bei den Negern finden. Der Nubier glaubt, dass selbst ein starker Baumast durch den bösen Blick gebrochen werden könne [2]) und die Bogos schützen gleich den ägyptischen Fellahs ihre Kinder durch Amulete gegen denselben [3]).

Die Krüge, in welchen das für den König von Wadai bestimmte Wasser gebracht wird, werden stets mit Stoffen umhüllt, damit kein unberechtigter oder böser Blick sie treffe, wie auch der Brunnen selbst, aus dem das Wasser geschöpft wird, mit Zeugeinfriedigung versehen sein soll. Die Frauen und Mädchen, welche das Wasser holen, werden von Eunuchen escortirt und wehe demjenigen, welcher ihnen begegnet und nicht sofort niederhockt und sie mit abgewendetem Blicke vorüberziehen lässt [4]). In Bornu sind es die ernsten und zurückhaltenden Mekari, die, aller Zauberei verdächtig, auch durch den bösen Blick Unheil stiften [5]).

Der Häuptling Pongo in der Landschaft Usinsa verhüllte vor Speke sein Gesicht, damit dessen „böser Blick" ihn nicht behexe [6]). — Beim Könige von Uganda fand derselbe Gewährsmann eine eigene von Frauen geübte Würde, welche sich auf die Abwendung des bösen Blickes bezieht. Diese Abwenderinnen, Wabandwa genannt, müssen stets zugegen sein, wenn der König Audienz ertheilt [7]). In Sierra Leone dagegen befestigen die Schwarzen kleine Schellen an die Fussknöchel ihrer Kinder, um den bösen Blick abzuhalten [8]), und in Camarun beten die Kinder jeden Morgen zu der durch eine Kalabasse repräsentirten Gottheit Obu, welche die Macht hat, vor dem bösen Blick zu schützen [9]).

---

[1]) Ausland 1848. 760.

[2]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. II. 424.

[3]) Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. 90.

[4]) Nachtigal in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. II. 145. (1875.)

[5]) Zeitschrift der Ges. für Erdkunde. XII. 73. (1877.)

[6]) Speke, Entdeckung der Nilquellen. I. 194.

[7]) Speke, a. a. O. I. 281.

[8]) Transact. Ethnol. Soc. New Series II. 326. (1863).

[9]) Bastian, Geogr. und ethnogr. Bilder. Jena 1873. 145.

Asien. Anderseits durchzieht dieser Aberglaube Asien. Bei den Persern heisst der böse Blick sehr u dschadu, baecht oder baed mezer [1]) und mit der ersteren Benennung, nämlich sihr, wird er auch von den Hindus bezeichnet und die Zigeuner haben dasselbe Wort mit der Sache nach Europa gebracht [2]). Nach afghanischem Glauben schadet der böse Blick namentlich Wöchnerinnen und Nackten oder Leuten, die im Dunkel der Nacht draussen sind. Durch Blei, welches man in Oel giesst, erkennt man den Uebelthäter, da das Blei dessen Gestalt annimmt. Je älter und gläubiger der mit dem bösen Blick Behaftete wird, desto mehr verliert sein Auge die unheilvolle Kraft [3]).

Indien war schon in früher Zeit fruchtbarer Boden für diesen Aberglauben. In einem Spruche des Atharva Veda auf das Heilkraut Jangida wird diese Pflanze angerufen, den grausen Blick (ghoram čaxuḥ) durch Gegenzauber unschädlich zu machen [4]).

Die eingemauerten Asceten, welche Ibn Batuta (14. Jahrh.) zu Gwalior kennen lernte, besassen die Gewalt, durch den bösen Blick Menschen in Leichen zu verwandeln, bei denen dann kein Herz mehr gefunden wurde [5]).

Nicht fremd ist dieser Glauben den dravidischen Aboriginern Indiens. Die Kolhs bringen auf ihrem Hause das Abbild eines Fisches an, um sich vor dem bösen Blick zu schützen [6]).

After the child is born (bei den Todas in den Nilgerris) it is not allowed to be seen by any-one but its parents for some weeks, at the end of which time it is duly named and presented in public. Ross King [7]) fügt den Grund dieses Gebrauchs nicht hinzu, doch dürfte derselbe wohl in der Furcht vor dem bösen Blick gesucht werden, wofür die oben angeführte Analogie aus Aegypten spricht. Nach Prschewalski glauben auch die Mongolen am Kuku-nor an den bösen Blick [8]). Da die Tataren glauben, dass es Leute gebe, deren böser Blick den Bienenstöcken schadet, so hängen sie an denselben einen Pferdekopf, einen Fuss oder andere Knochen auf, damit das Auge zuerst auf diese Dinge falle, wodurch der schädliche Einfluss

---

[1]) Polak, Persien. I. 222.

[2]) Ausland 1874. 23.

[3]) Nach Thorburn, Globus XXXI. 333.

[4]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 1116.

[5]) Ausland 1859. 1092.

[6]) Transact. Ethnol. Soc. New Series VI. 33. (1868.)

[7]) The Aboriginal tribes of the Nilgiri hills. Journal of Anthropology. July 1870. 33.

[8]) Reisen in der Mongolei. Jena 1877. 384.

des zauberischen Anblickens abgelenkt wird [1]), wie in Siwah (S. 37). Von den Magyaren wird der Augenzauber mit den Worten szemely meg verni, d. i. mit den Augen schlagen, bezeichnet [2]).

Griechen und Albanesen. Bei den alten Griechen war der Glaube an den bösen Blick, durch den man einen Menschen zu tödten vermochte, weit verbreitet. Besonders die Thebaner um den Pontus standen im Verdacht, diese tödtende Kraft in ihrem Blicke zu besitzen. Als Schutzmittel dagegen trug man einen Schmuck von Korallen oder man spuckte sich dreimal in den Busen [3]). Was diesen Aberglauben des tödtlichen Augenzaubers (φϑιαρμός) bei den heutigen Griechen betrifft, so scheut man sich z. B. nicht, einem angesehenen befreundeten Mann in's Gesicht zu spucken, wenn man glaubt, dass er vom bösen Blick bedroht werde. Auf diese Weise wird nach dem Volksglauben der Griechen Gefahr abgewendet. Zur völligen Entkräftung des Zaubers werden nach dem Ausspucken dreimal die Worte gesprochen: Pfui! pfui! Du böser Zauber. Der φϑιαρμός, der nach dem Aberglauben des Volks gleich einem Gifte alles tödtlich verwundet, was er trifft, übt seine unwiderstehliche Gewalt aber nicht blos auf Menschen aus, sondern auch auf Thiere, z. B. schöne Pferde, selbst auch auf Bäume, die er bis zur Wurzel ausdorren kann. Dieser Gefahr zu entgehen, giebt es auch noch folgendes Mittel: ein dreieckiges Amulet mit Salz, Kohle und Knoblauch gefüllt, welches man unter Sprechen der Zauberformel: „Knoblauch und Salz soll in den Augen unserer Feinde sein", dem zu schützenden Gegenstande, Mensch oder Thier, anhängt [4]). Die Griechen sehen es nicht gerne, wenn ein Fremder die Schönheit oder geistige Fähigkeit eines Kindes lobt; ist dies dennoch geschehen, so muss der Fremde bei seinem Weggehen das Kind anspucken, um den Zauber zu vertreiben. Unter den als Gegenmittel dienenden Laucharten ist besonders das Allium Moly (μολύω, die Kräfte abstumpfen) beliebt. Schon Mercur wandte es gegen die Zaubereien der Circe an und so schützt man die Kinder auch noch heute gegen den bösen Blick, indem man ihnen die kleinen Zwiebeln dieses Allium unter die Haube bindet [5]).

---

[1]) Bastian, Mensch in der Geschichte. II. 292. (Nach Pallas.)

[2]) Grenzboten 1877 Nr. 15.

[3]) Im 6. Idyll Theokrits sagt (Vers 39. 40) Damötas:
„Dass kein schädlicher Zauber mir beikäm, spuckt ich mir dreimal
Gleich in den Busen."

[4]) Ausland 1844. 374.

[5]) Landerer im Ausland 1857. 93.

Der Glaube, dass gewisse Menschen durch ihren Blick willkürlich oder selbst unwillkürlich Schaden verursachen können, herrscht in Albanien ebenso gut wie in der übrigen Levante; er ist besonders kleinen Kindern und Thieren gefährlich. Die ersteren sind daher stets mit verschiedenen Amuleten versehen und am Halfter der Saumthiere ist eine grosse blaue Perle befestigt. Zum Schutze gegen den bösen Blick malen die Mohammedaner den Kindern, welche sie auf die Reise mitnehmen, ausserdem noch einen Halbmond oder einen Ring, die Christen aber ein Kreuz auf die Nasenwurzel. In manchen Gegenden wird das Zeichen den Kindern sogar eingeätzt. Eine Knoblauchzwiebel gilt als vorzüglicher Schutz gegen den bösen Blick. Jedes an Kinder, Hausthiere oder selbst leblose Sachen gespendete Lob wird in Albanien, ebenso wie in der übrigen Levante, sehr ungern gehört, weil dem Gelobten sehr leicht dadurch der Tod oder sonstiger Schaden werden kann. Will man dagegen ein Kind oder sonst etwas genau ansehen, ohne Unzufriedenheit zu erregen, so thut man, als ob man es gelinde anspeien wolle, denn solches Speien ist besonders gut gegen den bösen Blick, man hört auch wohl das Wort „Knoblauch“ dazu sprechen [1]).

Nach dem obigen scheint die blaue Farbe gut gegen den bösen Blick zu sein und so tragen denn auch die Türken zur Abwehr gegen denselben blaue Kleider oder sie rühren ein eisernes Gefäss an oder feuern ein Pistol ab [2]).

Slaven. Bei den Südslaven haben wir dieselben Anschauungen. Dem jungen Bulgarensprössling heftet man nach der Taufe Knoblauch an die Mütze, den Mädchen Geldstücke, um sie gegen den bösen Blick und das Verschreien (uruki) fest zu machen [3]).

Hat bei den Kroaten ein Kind Kopfschmerzen, so erklären die Eltern sofort, ein böser Blick habe es verdorben, und um sich davon zu überzeugen, legen sie glühende Kohlen in ein Gefäss mit Wasser; sinken die Kohlen sofort auf den Grund, so ist dies ein untrügliches Zeichen, dass das Kind verdorben sei. Um dasselbe vom Einflusse des bösen Auges zu befreien, muss man über seinen Kopf eine Kohle werfen, welche in den Wasserkübel fallen soll. Dabei muss der Werfende sprechen: „Mögen die Augen, die mich verdorben haben, verbrennen“ [4]).

---

[1]) v. Hahn, Albanesische Studien. Jena 1854. 159.
[2]) Ausland 1841. 719.
[3]) Kanitz, Donaubulgarien. I. 70.
[4]) Ausland 1875. 596.

Im Slovenischen ist es das Substantiv Urak (Plur. vurki, Verbum vurčiti), welches die Behexung durch einen Blick bezeichnet. Nach der Annahme der Slovenen behext (vurči) der Mensch einen anderen Menschen, wenn er ihn längere Zeit starren, festen Blickes betrachtet. Der Behexte (vurčen) fühlt alsbald heftigen Kopfschmerz. Als Gegenmittel wird Wasser in folgender Art angewendet. Auf den Kopf des Behexten wird ein mit Wasser gefülltes Trinkglas oder ein sonstiges Töpfchen gestellt, und nach und nach werden einzelweise drei, fünf oder sieben glühende Kohlen in das Wasser fallen gelassen. Fallen die Kohlen auf den Grund des Wassers, so war der Kranke unzweifelhaft behext (vurčen). Letzterer wäscht sich sodann mit diesem Wasser Augen und Stirne, trinkt den Rest des Wassers aus, und — sofort ist er von der Behexung geheilt. Namentlich dürfen Kinder nicht zu lange festen Blickes betrachtet werden, weil diese noch rascher als Erwachsene behext werden.

Der Mensch kann auch Thiere, insbesondere Jungvieh behexen (vurčiti). Ist ein Kalb oder ein Füllen geworfen worden, so darf man das junge Thier niemals loben; wer es das erstemal sieht, muss ausspucken und ausrufen: ti gerdoba (du hässliches Ding)!

Auch leblose Gegenstände kann der Mensch vurčiti. Hausfrauen und Köchinnen pflegen sich in der Stube einzuschliessen, wenn sie den Teig für die Festkuchen oder auch für das „Hausbrot" anmachen, damit nicht Jemand den Teig behext; denn behexter Teig geht nicht auf und solches Brod wird niemals gut [1]).

In Böhmen hat mancher Mensch schon von Geburt an die zlé oči; der böse Blick wirkt beschreiend (uhrane, uřkne); um das Beschreien zu erkennen, kocht man Wasser und wirft Kohlen hinein; sinken sie unter, so ist das Kind beschrieen. Oder man trägt etwas Rothes, ein Stückchen Brot und Salz bei sich [2]). Wenn in der Gegend von Gablonz (Deutschböhmen) die Bauern weisse Zwiebeln über die Thüre hängen, damit sie die Krankheiten an sich ziehen [3]), so sieht man hier ein Analogon zum Gebrauche des Knoblauchs bei den Südslaven, Albanesen, Griechen. Es ist stets der scharfe Geruch des Lauchs, der hier das Böse verscheuchen soll. Asa foetida genügt nach dem Glauben der Somalfrauen, um die Macht eines Zaubers zu brechen [4]). Die Esten binden den Kindern bei der Taufe

[1]) Ausland 1873. 935.
[2]) Grohmann Nr. 1116. 1117. 1126. 1127. 1128.
[3]) Grohmann Nr. 630.
[4]) Haggenmacher in Petermann's Ergänzungsheft Nr. 47. 28.

neben Geld und Brot auch Knoblauch in's Wickelband, als Schutz gegen Zauberei [1]). Knoblauch gilt in Ostpreussen als treffliches Mittel gegen alle Zauberei; man trägt ihn daher mit sich und giebt ihn auch dem Vieh. Spricht man über das blühende Aussehen eines Kindes in Königsberg, so fügt man dem Lobe bewahrend hinzu: „Knoblauch, Hyacinthenzwiebel, dreimal weisse Bohnen" [2]).

Nach mährischem Glauben vermag eines jeden Menschen Auge zu bestimmten Zeiten dem Vieh zu schaden, wenn man zu gierig auf dasselbe schaut. Darum muss man beim Eintreten in das Haus oder den Stall, wenn man darin etwas neues erblickt, sagen: bez uroku, neroku [3]).

Nach russischem Glauben rührt fast jede Krankheit vom Gifte des bösen Auges her. Man verfährt dagegen so: Man nimmt Wasser, von dem Niemand getrunken oder gekostet hat, dann drei Kohlen aus dem Ofen und Donnerstagssalz (?). Dies alles wird in ein Glas gethan, dreimal darauf geblasen und dreimal auf die Seite gespuckt. Hierauf wird der Kranke damit dreimal unversehens besprengt, dann nimmt er drei Schluck davon, worauf ihm die Herzgrube damit eingerieben wird. Das übrige Wasser giesst man an die Oberschwelle der Thür [4]). Namentlich ängstigen sich schwangere Frauen vor dem bösen Blick in Russland, weil sie von den Einwirkungen desselben schwere und gefährliche Geburten erwarten [5]).

Mancher Mensch, sagt man in der Provinz Preussen, hat solche Augen, dass er Alles, was er ansieht, verderben und tödten kann. Um sich vor solchen schädlichen Einflüssen zu schützen, stellt man sich in Masuren vor das behexte Vieh und betet mit gefalteten Händen zuerst das Vaterunser, ohne jedoch Amen zu sagen. Sodann wird dreimal folgende Zauberformel gesprochen: „Thau fiel vom Himmel, vom Stein herab auf die Erde. Wie dieser Thau verschwindet, verschwand, in der Luft verwehet, so mögen auch die dreimal neun Zauber verschwinden, vergehen in der Luft und verwehet werden." Nach der dritten Beschwörung wird das Stück Vieh bekreuzt und endlich Amen gesagt. Diese Besprechung sichert sowohl vor

---

[1]) Joh. Wolfg. Boecler, Der einfältigen Ehsten abergläubische Gebräuche, Reval s. a. (17. Jahrh.) 10.

[2]) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870. 9.

[3]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 965.

[4]) Sacharow in Zeitschrift für deutsche Mythol. IV. 154.

[5]) Ausland 1862. 1166.

dem bösen Blick (urok, urzec), als sie auch die eingetretenen Folgen desselben heilt [1]).

Germanen. Der germanische Volksaberglaube hat für die bezaubernde Kraft des Blickes den Ausdruck entsehen; sie wird namentlich den Elben zugeschrieben. „Von der elbe wirt entsehen vil maneger man." Das triefende, neidische, üble Auge der Hexe kann plötzlich verletzen, säugenden Frauen die Milch entziehen, Säuglinge schwindsüchtig machen, ein Kleid, einen Apfel verderben. Als Sicherungsmittel gegen den Einfluss des bösen Auges trug man die Pfote des blinden Maulwurfs [2]). Bei den Schweden heisst der böse Blick onda öga. Stîgandi kann durch seinen Blick alles verderben; dem gefangen Genommenen ziehen sie einen Sack über's Gesicht, er schaut durch ein Loch desselben und verdirbt mit seinem Blicke ein Grasfeld [3]). Der Glaube an den bösen Blick lebt noch heute fort in germanischen Landen, wenn auch nicht so stark und ausgebreitet, wie bei den Slaven. Behaftet damit ist nach dem Glauben der Lesachthaler (Kärnten) derjenige, dem die Augenbrauen zusammengewachsen sind, und wer einem solchen in's Gesicht schaut, bekommt „das Vermänte", wird behext [4]).

In Schottland kannte man das böse Auge als The ill Ee (the evil eye); man glaubte, dass es in bestimmten Familien vorkomme und in diesen erblich sei. Der Besitzer verwandte es gegen seine Feinde, aber man konnte es auch gegen Bezahlung zur Rache an dritten Personen verwenden. Um sich dagegen zu schützen, nahm man Wasser aus einer Furt, „wo die Todten und Lebenden sich kreuzten", schüttete es in ein Gefäss mit drei Reifen über einem Kreuz-Schilling und besprengte sich damit im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes [5]).

Romanische Völker kennen ebenso den bösen Blick. In der Bretagne heisst diese boshafte Bezauberung der „üble Wind", da die böse Ausströmung der Augen durch die Luft zu demjenigen hingetragen wird, dem man schaden will [6]), und in Andalusien trägt man

---

[1]) Frischbier, Hexenspruch. 22. Besprechungsformeln bei Menschen, die vom Urok betroffen wurden, das. 91.

[2]) Grimm, D. M. [1] 260. 624.

[3]) Daselbst.

[4]) Zeitschrift für deutsche Mythol. III. 30. — In Böhmen dagegen deuten zusammengewachsene Augenbrauen auf den Vampyr. Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. Nr. 123.

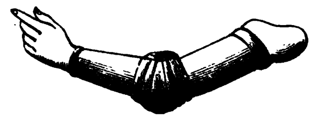
[5]) Journ. Anthropol. Institute. III. 267. (1874)

[6]) Ausland 1843. 894.

gegen das böse Auge (Querelarnasula) der Zigeuner ein Hirschhorn als Schutzmittel [1]). In Italien heisst es mal occhio, occhio cattivo, in Neapel jettatura. Man trägt dagegen Agnus dei genannte Amulette aus Wachs und Balsam am Halse und macht dagegen die far la fica (die Feige machen) genannte Geberde. Wenn König Ferdinand I. von Neapel sich öffentlich zeigte, so pflegte er von Zeit zu Zeit die Hand in die Hosentasche zu stecken. Diejenigen, welche ihn kannten, wussten, dass er alsdann eine Faust machte und den Daumen zwischen den ersten und zweiten Finger steckte, um auf diese Weise den bösen Blick zu paralysiren, den einer aus der Menge etwa auf ihn werfen möchte [2]). So bei den übrigen Romanen. Der Portugiese, bei dem der böse Blick olho mao heisst, nennt das Schutzmittel dar huna figa; der Spanier hazer la higa. Der Stammbaum des bösen Auges in Italien ist ein sehr alter. Lateinisch hiess es fascinus oder obliquus oculus. Horaz (Epist. I, 14. 37) schreibt von seinem Gütchen:

> Non istic obliquo oculo mea commoda quisquam
> Limat.

Nach Plinius lebten in Afrika Menschen, die durch ihr Lob Bäume verdorrten oder Kinder umbrachten, und unter den Illyriern und Tribellern gab es Leute, die durch ihren zornigen Blick die mannbare Jugend tödteten. Frauen, die eine doppelte Pupille hatten, besassen den bösen Blick. Das Anspucken, um den Schaden abzuwenden, welchen das Lob eines andern hervorbrachte, war im Alterthum schon bekannt, desgleichen dieselben Amulette wie heute. Sie waren aus edlen Metallen, Stein oder Knochen, am häufigsten aber aus Korallen gemacht und hatten die Form von Halbmonden, Götterbildchen, eines Auges, eines Phallus. Trug man kein Amulet, so machte man, wie heute noch der Italier, den obscönen, Verachtung ausdrückenden Gestus der Feige [3]).



Phallus-Amulet gegen den bösen Blick aus Bronze. Gefunden in Mainz. Römisch-germ. Museum in Mainz.

[1]) Bastian, Mensch in der Geschichte. III. 140.
[2]) Tylor, Researches into the early history of Mankind 53.
[3]) Grenzboten 1877. Nr. 15.

Steinhaufen.[1]

Europa. In der Prager Judenstadt liegt Bet-Chaim, der alte Friedhof mit seinen zahlreichen bemoosten Grabsteinen, über welche knorrige, wild durcheinander wachsende Fliederbäume im Frühjahre ihre Wohlgerüche ausströmen. Wer die alten jüdischen Malsteine näher betrachtet, wird auf vielen von ihnen, namentlich jenen berühmter Männer und Frauen, eine Menge kleiner Steinchen aufgehäuft finden, zu denen jeder Herantretende ein neues fügt. Es sind Opfergaben, Zeichen der Verehrung für den Dahingeschiedenen, und kein frommer Jude, der vorübergeht, unterlässt es, diesem alten Gebrauch nachzukommen.

Mitten im Walde in hügeliger steinarmer Gegend führt der Weg zwischen den Dörfern Schmannewitz und Lausa des Leipziger Kreises an einem Grabmal aus Zweigen vorüber. Beide Dörfer liegen unweit der Hauptstrasse zwischen Dahlen und Torgau. Dort soll im vorigen Jahrhundert eine Magd, welche vom Tanzvergnügen heimkehrte, von einem Fleischergesellen ermordet worden sein. Vorübergehende werfen drei Zweige, von den nahestehenden Kiefern, auf den Hügel, welcher einen sehr grossen Umfang haben würde, wenn nicht jedes Jahr einige Wagen voll fortgefahren würden.

Im Herzogthum Anhalt herrscht heute noch die Sitte, dass jeder Vorübergehende auf eine bekannte Mordstätte im Walde einen Zweig legt, so dass mit der Zeit an solchen Stellen sich grosse Reisighaufen ansammeln [2]).

Unter den Wallfahrtsorten des Salzkammerguts steht obenan der des heiligen Wolfgang mit dem eine heilige Quelle umschliessen-

---

[1]) Globus XXVII. 183.

[2]) Die Bewohner Palanans, an der Nordostküste der Philippineninsel Luzon, warfen „nach fromm geübtem alten Brauch“ im Walde einen Steinhaufen auf, zum Andenken an einen dort Umgekommenen. Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869. 55. Bei den Sandwich-Insulanern wurden von den Siegern über den Gebeinen der von ihnen Erschlagenen kleine Haufen Steine aufgeschichtet, die Trophäen des Sieges vorstellen sollten. Will. Ellis, Narrative of a tour through Hawaii. London 1826.

den Kirchlein. Von zwei Seiten gelangt man auf steilen, steinigen Waldpfaden dahin. Die Wallfahrer, mitunter selbst weit her aus Bayern, tragen mit höchster Anstrengung schwere Steine hinauf zum Heiligthum, weil die Sage geht, sobald genug Steine bereit, werde der Heilige eine neue grosse Kirche bauen; schon sieht man grosse Haufen zusammengeschleppter, auch mehr als centnerschwerer Steine liegen [1]. Auch in der Schweiz wirft der Wanderer auf das Grab Verunglückter einen Stein [2].

In der Provence ist es Sitte, dass Jünglinge, ehe sie selbstständig werden, die Höhe von St. Baumé besuchen, um dort am entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens eine kleine Steinpyramide zu bauen, bei der sie Gelübde ablegen [3].

Wenn die Esten auf der Insel Oesel etwas wichtiges versprechen, gehen sie vorher an solche Stellen, wo schon lange recht viele Steine oder Holzstücke beisammenliegen, und werfen zur Bekräftigung des Versprechens etwas dazu. Solche Steinhaufen heissen toutusse warred (Gelöbniss-Haufen). Man trifft sie an verschiedenen Stellen [4]. Anderen Ursprungs sind die Rju genannten Steinhaufen daselbst. Sie werden da errichtet, wo Jemand ein Paar in stupro attrapirt hat. Jeder Vorübergehende wirft, indem er Rju! ausruft, einen Stein auf den Haufen [5].

Genau derselbe Brauch, den wir hier durch Beispiele aus der Mitte unseres civilisirten Erdtheils belegten, findet sich allenthalben auf der Welt wieder und lässt sich überall gleichmässig nachweisen, so dass er als einer der universellsten überhaupt angesehen werden muss. Es ist einer der Züge, welche durch das ganze menschliche Geschlecht gehen, die, in ihren Grundbedingungen sich gleich bleibend, nur hier und da leicht modificirt sind.

Peschel, welcher schon darauf aufmerksam machte und eine Anzahl Beläge beibringt [6], benutzt diesen Gebrauch neben mehreren anderen, die allgemeine Verbreitung besitzen, um zu zeigen, „dass die abgelegensten Völker und die äusserlich am wenigsten sich nahe stehenden Menschenracen in ihren geistigen Regungen sich auf eine

---

[1] L. v. Ransonnet im Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins. VI. 175. Wien 1870.

[2] K. Vogt, Vorlesungen über den Menschen. I. 119.

[3] Bastian im Archiv für Anthropologie. III. 2.

[4] J. B. Holzmayer, Osiliana. Dorpat 1872. 33.

[5] Ebendas. 73.

[6] Völkerkunde 25.

so überraschende Weise begegnen, dass wenigstens in Bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifelt werden kann.“ Näher geht er auf eine Erläuterung dieser auf den ersten Blick sonderbar erscheinenden Sitte nicht ein; es sei daher gestattet, an der Hand zahlreicher Beispiele, welche schon an und für sich die Universalität der Sitte darthun, eine Erklärung derselben zu versuchen.

In der Errichtung der Steinhaufen (und ihrer Stellvertreter aus anderm Material) haben wir die älteste und ursprünglichste Form aller Monumente zu erblicken; sie sind zunächst Erinnerungszeichen an irgend eine auf ihrer Stätte vorgefallene That, gleichviel ob gut oder böse, ein Zeugniss für dieselbe zur Ueberlieferung an künftige Geschlechter. Aber nicht bloss Thaten sollen durch diesen Brauch verewigt werden, sondern auch Personen, und so werden denn Gräber mit diesen Steinhaufen geschmückt, wobei das allmähliche, opfernde Herzutragen der Steine durch verschiedene Personen zu verschiedenen Zeiten das Charakteristische bleibt. Auch als Male der Dankbarkeit treten uns diese Steinhaufen entgegen, errichtet von Wanderern, welche, nach zurückgelegter gefahrvoller Reise, sei es in Wüsten, sei es im Hochgebirge, sie als Ausdruck des Dankes der Localgottheit widmen, zugleich aber als Zeichen für ihre Nachfolger auf mühevollem Wege, der dadurch erleichtert wird, so dass hiermit der Steinhaufen gleichsam als Wegweiser erscheint. An sich ist er jedoch stets als Opfer aufzufassen und zwar als das billigste, einfachste und bequemste, welches sich darbietet, indem der Wanderer nur einen Stein vom Wege aufhebt, um ihn, frommen Sinnes, zu bereits vorhandenen hinzuzufügen. Je länger der Brauch durch Geschlechter hindurch fortgesetzt wird, desto mehr verdunkelt er sich; der ursprüngliche Sinn und Inhalt geht verloren, wenn auch die mechanische Ausübung noch fortgesetzt wird. Uebrigens wechselt das Material, wenn auch der am leichtesten zu erreichende Stein vorherrschend bleibt. Für ihn tritt ein Lappen, der vom Gewande abgerissen und geopfert wird, auf, oder ein Zweig vom nächsten Baume, Haare, dem Pferde des Reisenden aus der Mähne gerauft, Hörner, oder die am Wege liegenden Knochen gefallener Thiere, endlich ein ausgespieener Cocaballen und dergleichen.

Bei Semiten. Der Gebrauch, Steinchen aufeinander zu häufen, war schon bei den alten Juden ein ziemlich weit verbreiteter, wie verschiedene Stellen in der Bibel beweisen. Als Laban mit Jakob einen Bund machte, „nahm Jakob einen Stein und richtete ihn auf

zu einem Mal, und sprach zu seinen Brüdern: „Leset Steine auf. Und sie nahmen Steine und machten einen Haufen und assen auf demselben Haufen. Und Laban hiess ihn Segar-Sahadutha; Jakob aber hiess ihn Gilead. Da sprach Laban: Der Haufe sei heute Zeuge zwischen mir und Dir, daher heisst man ihn Gilead" [1]). Auch über Gesteinigten wurden grosse Steinhaufen errichtet, so über Achan, den Josua steinigen liess [2]), und über dem todten Absalom [3]). Verschieden von diesem Gebrauche, Steinhaufen zu errichten, sind die gleichfalls wiederholt in der Bibel vorkommenden Malsteine, die manchmal geölt wurden [4]).

Noch heute geht durch die ganze semitische Welt dieser uralte Brauch und die Stabilität orientalischer Sitten und Gewohnheiten zeigt sich auch auf diesem Gebiete. Burckhardt erwähnt von den Arabern errichtete Steinhaufen von 20 Fuss Länge, 3 Fuss Breite und 2 Fuss Höhe, die durch allmäliges Aufwerfen der Vorüberziehenden errichtet wurden [5]). Die heidnischen Nosayrier im nördlichen Syrien haben heilige Orte auf Hügeln und Bergen, wo sie Steine aneinanderreihen, Opfer, Rauchwerk und Gebete darbringen [6]). Ganz so wie über dem todten Achan und Absalom Steinhaufen errichtet wurden, geschieht dies noch jetzt in Arabien. Während der eines gewöhnlichen Todes Verstorbene in der Erde bestattet wird, häuft man über Ermordeten Steinhaufen auf; von Wrede zählt an einer einzigen Stätte Hadhramauts nicht weniger als 17 solcher Steinhaufen [7]).

Als Burckhardt sich 1814 zu Damer am obern Nil befand, sah er, wie ein Scheich ein Gefäss mit weissen Steinchen brachte, über welchen Gebete abgelesen wurden. Sie waren bestimmt, auf das Grab eines Gestorbenen gestreut zu werden; dies galt als verdienstliche Handlung. Die Leute glaubten, dass die Seele des Todten, wenn sie künftig das Grab besuche, diese Steine wie Rosenkranzperlen benutzen könne [8]).

---

1) Genesis 31, 45—48.
2) Josua 7, 26.
3) 2. Sam. 18, 17.
4) Genesis 28, 18. 35, 14. — 1. Sam. 7, 12.
5) Travels in Syria and the holy Land. London 1822. 46.
6) A. v. Kremer im Ausland 1872. 556.
7) A. v. Wrede's Reisen in Hadhramaut. Braunschweig 1870. 239. 266.
8) J. L. Burckhardt, Travels in Nubia etc. London 1819. Fast überall zwischen Nil und Rothem Meere sind die Gräber mit mühsam zusammengelegten Steinchen bedeckt. Bei den Bischarin (Schweinfurth in der Zeitschrift für Erdkunde. II. 24. 1867), bei den Mensa (Brehm im Globus III. 167).

Im Wadi Mokatteb der Sinaihalbinsel liegt der Felsen Hesy el Chattatin, von dem die Araber annehmen, es sei jener, aus dem Moses den Quell geschlagen. Der Engländer Palmer fand ihn rings von Steinchen in kleinen Haufen umgeben, von denen Folgendes erzählt wird: „Als die Kinder Israel sich bei dem wunderbaren Strome niederliessen, und, nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, sich der Ruhe hingaben, machten sie sich das Vergnügen, Steinchen auf die Felsblöcke in der Nähe zu werfen. Das wurde zu einem Gebrauche, welchen die heutigen Araber zur Erklärung an das Wunder aufrecht erhalten und von dem sie glauben, dass er besonders Mose demjenigen geneigt mache, der ihn übe. Wer einen kranken Freund hat, wirft in seinem Namen und in der Zuversicht auf seine baldige Besserung ein Steinchen"[1]). Hier tritt uns bereits die Idee eines Opfers entgegen, welche im Verlaufe unserer Mittheilungen sich noch weit deutlicher erweisen wird.

Asien. Die Osseten im Kaukasus haben ihre besonderen heiligen Stätten im Gebirge, wo sie Steinhaufen an gefährlichen Wegstellen errichten, bei denen sie beten und sich von alten Männern Weissagungen holen. Diese Stellen sind entweder dem Propheten Elias, ihrem Hauptpatron, oder St. Georg, St. Nicolaus, St. Michael gewidmet. Elias (Ellai) ist bei ihnen der Herr der Felsengipfel (Eldar Tschoppei). Ueber einem vom Blitze Erschlagenen richten sie einen hohen Steinhaufen auf und neben diesem stecken sie eine hohe Stange in den Boden, an welcher das Fell eines schwarzen Ziegenbockes flattert [2]).

Haxthausen erwähnt die Steinhaufen bei Eriwan in Armenien. Dort liegen der Sage nach fromme Nonnen darunter begraben, die hier gesteinigt wurden; jeder vorüberziehende Tatar wirft einen neuen Stein auf den Haufen, während die Christen den Hügel durch Wegtragen zu entlasten suchen [3]).

Vambery fand bei der heiligen Stadt Kum in Persien massenhaft kleine Steinhaufen, die von frommen Pilgern unter Recitirung von Hymnen aufgehäuft wurden. Hier und da war auch ein Strauch mit bunten Fetzen behängt. Jeder will ein Zeichen seiner Achtung niederlegen und der eine nimmt zu den Steinen, der andere zu den Fetzen seine Zuflucht. Früher soll es Sitte gewesen sein, dass jeder Vorübergehende in derartig verehrte Bäume einen Nagel hineinschlug, welches ein uralter Gebrauch und wahrscheinlich der Ursprung des

[1]) G. Ebers, Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872. 188.

[2]) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus und nach Georgien. II. 601. 606.

[3]) v. Haxthausen, Transkaukasia. I. 222.

bei uns Vielen so fabelhaften „Stock im Eisen“ ist [1]). Ganz dasselbe findet bei Meschhed statt. „Beim ersten Anblicke der berühmten Stadt pflegen die frommen Schiiten unter Anhäufung kleiner Steinhügel und Behängung der Gesträuche mit verschiedenen bunten Fetzen ihrem gepressten Herzen durch Anstimmung von Hymnen und Liedern Luft zu machen“ [2]).

Fehlen Steine, sei es in sandiger Wüste oder im flachen Schwemmlande, so greift der Vorüberziehende zu anderm Stoffe, vielfach zu Knochen; so dienen in der Wüste Chiwa's die sorgsam gesammelten und zusammengelegten Gebeine der umgekommenen Menschen und Thiere als Wegweiser [3]).

Im tibetischen Gebiete des Buddhismus finden sich Steinhaufen auf jedem Passe, auch auf manchen Berggipfeln. Sie heissen dort Labchas und ein Pass in Spiti heisst geradezu Labcha-La, der Steinhaufenpass. In diesen Steinhaufen werden die Gebetflaggen der Buddhisten befestigt und als Opfergabe fügen die Wanderer noch Ammoniten, oder auch die Knochen und Schädel des Ovis Ammon hinzu [4]).

Anderer Art waren die Steinhaufen, welche die Engländer von der Forsyth'schen Expedition (1870) in der Gegend von Leh (Ladak) fanden. Sie heissen Manes und jeder Stein auf der Oberfläche trägt die Sanskritworte: Om mani padme hum, jenes Schiboleth der Buddhisten, welches bedeutet: Heil dem Kleinod im Lotoskelche, nach Manchem aber eine obscöne Nebenbedeutung hat, worauf auch der am Ende manches Manes befindliche phallusähnliche Steinkegel hindeutet. Diese Steinhaufen erreichen mitunter die Länge einer halben englischen Meile, sind fest gebaut, und da sie 6 bis 8 Fuss hoch und 10 bis 15 breit sind, so muss die Anzahl der beschriebenen Steine oft hoch in die Tausende gehen. Es ist daher wohl glaublich, dass

---

1) Vambery, Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Pesth 1867. 138. — Polak (Persien. I. 347) erwähnt die Steinhaufen bei Teheran und am Demawend.

2) Vambery, Reise in Mittelasien. Leipzig 1873. 249.

3) Vambery, a. a. O. 149. Genau so in der peruanischen Wüste zwischen Islay und Arequipa, wo Stunden weit die Knochen gefallener Maulthiere den Weg bezeichnen. Marcoy im Tour du Monde VI. 89.

4) Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien. III. 115. 74. Samuel Turner (Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama. Hamburg 1801. 229. 256) giebt an, dass die mit Gebetfahnen besteckten Steinhaufen die Grenze zwischen Butan und Tibet bezeichnen. „Sie sollen zugleich ein Zaubermittel gegen die über das Gebirge herrschenden Deutas sein.“ Buddhisten, Mohammedaner und Brahmagläubige verehren jetzt gleichmässig diese Cairns. (Journ. Anthropol. Institute. II. 357. 1872.)

die Lamas für manchen Mane mehr als 60,000 Thaler nach unserm Gelde bezahlt haben. Sie befinden sich stets neben den Strassen und haben zu beiden Seiten einen Fussweg, weil die Eingeborenen beim Vorbeigehen sich stets links davon halten. Vor einer wichtigen Unternehmung pflegt der Tibeter zu einem Lama zu gehen und sich einige solche Steinplatten mit den mystischen Worten darauf zu kaufen und auf einen Mane zu legen; dadurch sichert er sich den Erfolg bei seinem Vorhaben [1]. Cooper wies genau dieselben Manes weit im Osten, bei Ta-tsien-lu, nach. Es ist dies die Grenzstadt der chinesichen Provinz Sze-tschuen gegen Osttibet. Er beschreibt sie als kleine Schieferplatten, auf welche das tibetanische Gebet om mani padme hum geschrieben war und bildet auch eine solche Schieferplatte ab [2]. Für uns ist das Wesentliche, dass die Schieferplatten einzeln als fromme Opfergaben auf den Mane gelegt werden, der so allmählich entsteht.



Schieferplatte mit Om mani padme hum.
Nach Cooper.

Dass neben dem Mane auch der einfache rohe Steinhaufen in Tibet vorkommt, ersehen wir gleichfalls aus Cooper. Er wurde in der Gegend von Atenze am obern Mekong (hier Lan tsang Kiang genannt) wider seinen Willen nach Landesbrauch mit einer jungen Tibetanerin verheirathet. Mit ihr zog er weiter in's Gebirge, wo das Mädchen vor dem ersten grossen Steinhaufen — welche gewöhnlich in Tibet den höchsten Punkt der Berge bezeichnen — betete. Diese Cairns, welche zuweilen dreissig Fuss hoch sind, werden von Reisenden errichtet, die, wenn sie vorüberziehen, einige Steine dem Haufen hinzufügen, welche sie beim Hinaufsteigen sammelten; dabei murmeln sie Gebete. Lamas, die des Weges kommen, errichten Stangen, an denen ein Stück Seide oder Chatah-Zeug befestigt ist, und welche Flaggen gleichen. Nie geht ein Tibetaner an einem solchen Cairn

[1]) Lahore to Jarkend by G. Henderson and Allan O. Hume. London 1873.

[2]) Cooper, Travels of a Pioneer of Commerce. London 1871. 208. Turner (a. a. O. 123. 177) schildert die Denkmale mit Om mani padme hum in Butan als 12 bis 15 Fuss lange, 6 Fuss hohe und 2 Fuss dicke Mauern, die aber in der Mitte dicker als an den Seiten sind.

vorüber, ohne einen oder zwei Steine auf den Haufen zu werfen und ein Gebet zu sprechen. Diese Steinhaufen, welche den Reisenden an seine Pflichten gegen Buddha gemahnen, sind darum so werthvoll, weil sie den Fremden die Passübergänge nachweisen [1]).

In den Grenzgebirgen zwischen Siam und Birma, wo diese Haufen gleichfalls die Höhe der Pässe bezeichnen, werden ausser Steinen von den Vorübergehenden Blumen und Blätter auf denselben niedergelegt [2]).

In der Mongolei ist dasselbe der Fall; hier heissen die Steinhaufen Obo. A. Poussielgue beschreibt den Obo bei den Chalkas-Mongolen zwischen Urga und Kiachta. Er fand ihn in einer schwierigen Felspassage; es waren zwei roh gemeisselte Felsblöcke, welche ein Buddhabild darstellen sollten. Bei denselben stand eine grosse Graniturne, um Weihrauch darin zu verbrennen; ringsherum eine grosse Anzahl Stangen, bedeckt mit Fetzen, Papier, Gebetrollen, ja selbst mit Geldbörsen und Gegenständen aus edlen Metallen — alles Opfergaben. Die mongolischen Begleiter Poussielgue's begnügten sich damit, sich vor dem Obo niederzuwerfen und ein Stückchen von ihrem Pelzkleide zu opfern. Les obos ne sont autre chose que des autels en plein air consacrés par des lamas célèbres [3]).

Auch auf den malayischen Inseln fehlen die Steinhaufen nicht. Bei den Dajaks von Batang Lupar sieht man abseit der Wege Haufen von Stecken oder von Steinen liegen, die tambun bula genannt werden. Jeder Haufen ist zur Erinnerung an einen grossen Lügner aufgerichtet und jeder Vorübergehende wirft einen Stecken oder einen Stein darauf, wobei er ausruft: „Für N. N.'s Lügenhaufen.“ Das geht so Generationen hindurch fort, und wenn auch der Name des Lügners schon lange vergessen ist, das Aufhäufen der Stecken und Steine dauert fort [4]).

Bei den Jakuten tritt vicariirend Pferdehaar an die Stelle der Steine. Längs den Wegen sieht man oft Bäume dicht behangen mit Pferdehaaren, zu denen jeder vorüberziehende Reiter einen neuen Beitrag aus dem Schwanze seines Gauls liefert. Die Bäume standen immer an den höchsten Punkten steiler Hügel, recht als opfere man

---

1) Cooper, a. a. O. 275.

2) Bastian, Birma 483.

3) Poussielgue, relation de voyage de Shanghai à Moscou. Im Tour du Monde XI. 246 (1865). Nach Erman, Reise um die Erde. II. 197, opfern die Buräten am Obo guten Geistern und stellen bei ihnen Ringübungen und andere körperliche Wettkämpfe an.

4) Spenser St. John, Life in the forests of the far east. London 1862. 76.

die Pferdehaare zum Dank nach einer mühsamen Besteigung. Die Jakuten, welche Adolf Erman begleiteten, wussten keinen Grund mehr für diesen Gebrauch anzuführen als den des alten Herkommens. „Indessen ergab sich die religiöse Bedeutung dieses Gebrauchs schon aus dem Namen: eines Sühnopfers für den Ljeschei oder Waldgeist“ [1]).

Von den Tschuktschen an der Lorenzbai berichtet Martin Sauer: „Wenn sie sterben, wird der Leichnam zu Asche verbrannt und Steine auf die Stelle gelegt, die einigermassen die Form des menschlichen Körpers bilden. Ein grosser Stein stellt den Kopf vor und wird mit Mark und Fett gesalbt (vergl. das Einölen der Gedenksteine bei den alten Juden) und in einiger Entfernung errichtet man einen kleinen Hügel von Renthierhörnern. Die Verwandten besuchen den Ort jährlich einmal und wiederholen die Thaten des Verstorbenen, dann fügen sie ein Horn zu dem Hügel und salben den Kopf“ [2]).

Amerika. Sauer fand die Steinhaufen auch auf Unalaschka. „Diese sind nicht, wie man geglaubt hat, Begräbnissplätze, sondern Wegweiser, um sich bei Nebel und Schnee von einer Wohnung zur andern zurechtzufinden, und jeder, der vorbeigeht, muss einen Stein zu jedem Haufen legen“ [3]).

Cook dagegen giebt an, es seien Grabhügel, und er bemerkte, wie jeder Vorübergehende einen Stein darauf warf [4]).

Mit diesem Beleg gewinnen wir den Uebergang nach Amerika, wo vom Norden bis zum äussersten Süden derselbe Gebrauch sich nachweisen lässt.

Samuel Hearne sah unter 69° nördlicher Breite auf seiner Reise nach dem Kupferminenflusse an verschiedenen Stellen des Fusspfades grosse flache Steine, wie Tafeln, die mit vielen Tausenden kleiner Kiesel bedeckt waren. „Die Zahl derselben, sagten uns die Kupferwilden, hätte sich allmählich durch die von und zu den Bergwerken

[1]) Erman's Reise um die Erde. II. 307. 318. — Auch die Kalmücken im Altai opfern in gleicher Weise Pferdehaare auf den Steinhaufen (Obo) oder einen Zweig bei gefährlichen Flussübergängen. Hier tritt so recht die Gleichwerthigkeit des Steines, Pferdehaares und Zweiges hervor. Radloff im Globus XI. 278.

[2]) M. Sauer, Reise nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika unter dem Commodore Joseph Billings. Weimar 1803. 236. — Auch Fr. Whymper sah solche Gräber mit Renthierhörnern bedeckt am Anadyr-Golfe. Alaska, deutsche Ausgabe. 280. — Das Grab eines mohammedanischen Heiligen, Kahriman Ata, in der turkomanischen Wüste fand Vambery mit Widderhörnern geschmückt. Reise in Mittelasien. Zweite Aufl. Leipzig 1873. 34.

[3]) M. Sauer, a. a. O. 166.

[4]) Voyage to the Pacific Ocean. Vol. II. 519.

hin- und hergehenden Wanderer vermehrt, und da wir hörten, dass es ein allgemein üblicher Gebrauch wäre, ein Steinchen zu dem Haufen zu legen, lieferten wir auch ein jeder unser Contingent" [1]).

Die Santi in Süd-Carolina warfen an der Stätte, wo ein Mensch eines gewaltsamen Todes gestorben war, einen Haufen von Steinen oder Zweigen auf, den jeder Vorübergehende zu vergrössern sich angelegen sein liess [2]).

Die alten Indianer Nicaragua's warfen Stöcke oder Gras auf gewisse Steinhaufen am Wege beim Vorübergehen; dadurch glaubten sie weniger dem Hunger und Beschwerden unterworfen zu sein [3]).

„Die uralte Sitte, auf Gräbern Steinhügel zu errichten, besteht mit gewisser Beschränkung noch heute in Venezuela. Wenn nämlich irgend Jemand ausser dem Hausse, auf freiem Felde oder einer Landstrasse sein Ende findet, so wird die Stelle durch einen kleinen Steinhaufen bezeichnet, in dessen Spitze man ein hölzernes Kreuzlein einfachster Form steckt. Jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein dem Haufen hinzuzufügen, und so geschieht es, dass im Laufe der Jahre der Steinhügel oft bedeutende Dimensionen erlangt. Die Zahl dieser seltsamen Denkmäler ist leider durch die fortdauernden Bürgerkriege und die damit zusammenhängende öffentliche Unsicherheit jetzt nichts weniger als unbedeutend [4]).

Als J. J. v. Tschudi von Catamarca aus über die Cordillere zog, traf er im Passe von Abra de la Cortadera, an den Grenze zwischen Argentina und Bolivia, auf einen jener unter dem Namen Apachitea oder Apachecta bekannten Steinhaufen, die seit den ältesten Zeiten von den Indianern auf den höchsten Punkten der Gebirgsübergänge errichtet wurden und meistens eine tiefere religiöse Bedeutung hatten. Gegenwärtig werfen die Indianer bei denselben gedankenlos einen Stein zu dem andern, oder legen ein kleines Opfer von frischen Cocablättern nieder, oder spucken den gekauten Cocaballen auf den Steinhaufen, ohne zu wissen, welchen Sinn ihre Vorfahren einer ähnlichen Opfergabe unterlegten. Wenn die Indianer zur Zeit der Inkas mit ihren schweren Lasten nämlich den Gipfel eines Berges oder Passes erklommen hatten, legten sie ihre Bürde ab, um dem zu opfern, der sie ihre Last bis hierher tragen liess. Das einzige, was sie auf

---

[1]) S. Hearne's Tagebuch seiner Reise in M. C. Sprengel, Auswahl der Länder- und Völkerkunde. Halle 1797. VII. 187.

[2]) Waitz, Anthropologie. III. 202.

[3]) Squier in Transact. American Ethnolog. Soc. III. 142. New-York 1853.

[4]) A. Ernst im Globus XXI. 124.

diesen Höhen fanden, waren Steine, die sie zum Zeichen der Verehrung auf einen Haufen legten; dazu fügten sie Cocablätter oder den ausgekauten Cocaballen [1]).

Zuweilen reisst der Indianer beim Passiren des Apachecta sich einige Haare aus den Brauen und bläst sie in der Richtung der Sonne in die Luft, wahrscheinlich als ein Opfer. Das Concil von Lima verdammte die heidnischen Apachectas — natürlich ohne Erfolg [2]).



Apachecta. Nach Marcoy.

Das Wort Apachecta, sagt Marcoy, bedeutet in der Quechuasprache Halte- oder Ruheplatz. Auch die Friedhöfe der Spanier werden so von den Indianern genannt. Die Apachecta besteht aus einer Säule von Kieseln, die ein Arriero oder Lamatreiber am Wege, wo er rastete, errichtet, nicht etwa um diese Rast zu verewigen, sondern als ein Opfer für Pachacamac, den Weltenschöpfer. Tage, Monate verrinnen, ein zweiter Indianer zieht des Wegs und legt zu den vorhandenen Steinen einen neuen; eine unbekannte Hand fügt ein Kreuz hinzu und andere schmücken es mit Blumen: die Blumen verwelken, aber sie werden erneuert [3]).

Charles Darwin fand, als er die Sierra de las Animas in Uruguay bestieg, auf der Spitze des Berges mehrere kleine Steinhaufen, die augenscheinlich dort manche Jahre gelegen hatten. „Mein Begleiter versicherte mich, dass sie das Werk von Indianern aus älteren Zeiten wären. Die Haufen waren denen ähnlich, obgleich in einem viel kleinern Massstabe, die man häufig auf den Gebirgen von Wales findet. Das Verlangen, irgend ein Ereigniss auf dem höchsten Punkte des Landes zu verewigen, scheint der ganzen Menschheit gemein zu sein. Heutzutage giebt es keinen einzigen weder civilisirten noch wilden Indianer mehr in diesem Theile der Provinz; auch weiss ich

[1]) J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. V. 52.
[2]) Journal of the Ethnol. Soc. New Ser. II. 238. (1870.)
[3]) Paul Marcoy im Tour du Monde VI. 277. (1862.)

nicht, ob die früheren Einwohner eine dauerndere Erinnerung zurückgelassen haben als diese unbedeutenden Steinhaufen auf dem Gipfel der Sierra de las Animas" [1]).

Afrika. Für Afrika, welches genau in derselben Weise wie Europa, Asien oder Amerika die Steinhaufen kennt, mag es genügen, wenn wir wenige Beispiele aus dem Norden, den äquatorialen Gegenden und aus dem Süden anführen. Als Rohlfs auf seiner Reise von Tripolis nach Ghadames den Rand der Hammada erreichte, veranlassten ihn seine Kameeltreiber, weil er zum ersten Male des Wegs zog, einen kleinen Steinhügel, Bu Sfor oder Busaffar (Reisevater), zu errichten. „Den Ursprung und die Bedeutung dieser Sitte konnten sie mir nicht erklären; erst später erfuhr ich, dass die Bu-Sfor Fetische sind, welche den Reisenden, welcher das erste Mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Ungemach schützen sollen und dass mit der Aufrichtung eines Bu-Sfor zugleich die Verpflichtung verbunden ist, den Reisegefährten ein Mahl zu geben" [2]).

Als Speke auf seiner grossen Reise von Sansibar zum Mittelmeer das Uthunguthal (2^0 40' südl. Br.) in der Landschaft Usinsa aufwärts wanderte, fand er längs der Strasse die Steinhügel, „denen jeder Vorübergehende einen Stein hinzufügte. Ueber den Ursprung dieser Steinhügel konnte ich keinen Aufschluss erhalten, doch fiel es mir auf, dass ich sie in dem ersten von Wahuma beherrschten Lande, das wir betraten, wiederfand, da ich früher dieselbe Sache im Somallande gesehen hatte" [3]).

Livingstone fand 1867 die Steinhaufen beim Abstieg östlich vom Niassasee. „Diese werden in allen diesen Gegenden Südafrika's sehr häufig in den Gebirgspässen gefunden und sollen die Grenze zwischen zwei Gebieten bezeichnen" [4]). Auch als „Zeugen" kommen die Steinhaufen in Afrika vor. Die Batoka am Sambesi zeigten demselben Gewährsmann einen Cairn, den ihre Vorfahren errichtet hatten statt einen benachbarten Stamm zu bekämpfen, as their protest against the wrong the other tribe had done them [5]).

„Sobald ein Namaqua-Hotentott über einen Begräbnissplatz geht, wirft er einen Stein, einen Zweig oder etwas anderes als Opfer oder

---

[1]) Charles Darwin's Naturwissenschaftliche Reisen. Deutsch von Dieffenbach. Braunschweig 1844. I. 51.

[2]) G. Rohlfs, Quer durch Afrika I. 52.

[3]) Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. Deutsche Ausgabe I. 216.

[4]) Letzte Reise von David Livingstone. Deutsche Ausgabe I. 117.

[5]) Livingstone, Narrative of au expedition to the Zambesi. 229.

Gegenstand der Verehrung auf das Grab, spricht dabei den Namen Heitsieibib's aus und ruft dessen Segen und Schutz für seine Unternehmungen an. Auf diese Weise werden die Grabhügel oft ausserordentlich gross. Man findet sie überall im Lande (selbst im Damaralande) und oft an Stellen, wo es gar keine Steine giebt, woraus man schliessen kann, dass die Eingeborenen dieselben weit hergeschleppt haben. Capitän Harris erzählt, dass er ähnliche Steinhaufen bei den Matebele gefunden habe, konnte sich aber ihre Bedeutung nicht erklären" [1]).

Von den Amakosa berichtet Lichtenstein, dass sie die Steinpyramiden auf Gräbern aufhäufen und durch später hinzugefügte Steine vergrössern [2]).

Bei den Buschmännern ist unter ähnlichem Steinhaufen „der Teufel begraben" und jeder Buschmann, der hinzukommt, wirft einen neuen Stein darauf, damit der Satan nicht wieder auferstehen kann. Bei Unterlassung der Handlung wird dem Betreffenden der Kopf nach hinten verdreht, so dass er fortan rückwärtsschauen muss. Zu diesen Steinhaufen wallfahrten die Saan in Krankheitsfällen und flehen um Beistand [3]).

Lappenbäume.

Was man Lappen- oder Fetzenbaum nennen kann, ist in seiner Bedeutung nur eine andere Form des Steinhaufens. Wie zur Bildung des Cairns Knochen, Pferdehaar, Hörner, Zweige benutzt werden neben den Steinen, wobei die Motive sich gleich bleiben, so tritt auch der vom Gewande abgerissene Zeugfetzen für den Stein ein. Aber er verweht im Winde und muss deshalb, soll er als eine bleibende Opfergabe angesehen werden, an einen Gegenstand befestigt

[1]) Andersson, Reisen in Südwest-Afrika. II. 63. — Ganz dasselbe berichtet Josaphat Hahn von den Ovaherero. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin IV. 227. (1869.)

[2]) Reisen im südl. Afrika. Berlin 1811. I. 411.

[3]) Theoph. Hahn im Globus XVIII. 141.

werden. Hierzu bietet sich dem Vorüberziehenden leicht ein auffälliger an der Strasse stehender Baum dar, der, oft an und für sich schon heilig betrachtet und verehrt, nun die als Weihgeschenke dargebrachten Fetzen vom Gewande, Bänder und ähnliche Dinge aufnimmt. Wie überhaupt Sitten und Gebräuche, verfolgt man sie in ihre feineren Einzelheiten, in einander übergehen und einen grossen in sich zurückkehrenden Ring bilden, so sehen wir hier den fast unmerklichen Uebergang zum Baumkultus, der an diesem Punkte mit dem Aufwerfen der Steinhaufen seine Berührung hat. Wie er mit dem Kerbholze sich berührt, ist in dem Abschnitte „Merkzeichen und Knotenschrift" nachzulesen.

An die Sitte, Fetzen vom Kleide als Votivgaben aufzuhängen, erinnert schon Horaz[1]):

— — — Mir ist die heilige
Tempelwand der Beweis, dass am geweihten Brett
Ich die triefenden Kleider
Aufgehänget dem Meergott.

In unserm Erdtheil lebt bei einigen Völkern der Gebrauch noch heute. Die Kelten Schottlands hingen, wenn sie den Geistern heiliger Quellen opferten, an gewissen Tagen Lappen und Fetzen von ihren Kleidern an den benachbarten Bäumen und Büschen auf[2]). Ist hier dieser Gebrauch auch eingegangen, so ist er doch noch bei den Schweden und Esten der Ostseeprovinzen zu Hause. Bei dem Dorfe Röiks stand eine grosse heilige Espe, die man noch 1845 bei Krankheiten des Viehs mit bunten Bändern und Kränzen zu behängen pflegte, um die Gunst des Baumgeistes zu erwerben[3]).. Hie kohhad oder hie koht heissen bei den Esten auf der Insel Oesel die heiligen Wäldchen, die an verschiedenen Orten sich dort finden und am Donnerstag Abend verehrt werden. Dort sieht man Gespenster und opfert deshalb ein Stückchen Holz oder einen Stein, behängt auch die Bäume mit Läppchen. Noch stehen bei Pallifer zwei heilige Ulmen, von denen der Bauer keinen Zweig zu hauen wagt und von denen es gelegentlich einer Visitation am 23. December 1645 heisst: „Es werden abgöttische Opfer gebracht bei Steinen und Bäumen, wie denn insonderheit in Herrn Buxhöweden guth (Pallifer) sollen zween Bäume sein, an welche aus einem beyglauben die leute bänder

---

[1]) Oden I. 5.

[2]) Anthropol. Review. IV. 348. (1866.)

[3]) Russwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands. Reval 1855. II. 186.

hangen und binden, vermeinten durch solches Wesen von etlichen Krankheiten heyl zu werden oder sonst glück zu haben etc." — Die alte Linde bei der Kapelle von Keppo ist heilig und oft übersäet mit bunten Bändern und Läppchen, welche die Vorübergehenden von ihren Kleidern nehmen und mit Nägeln an den Baum befestigen [1].

Nach v. Kremer [2]) findet man in der ägyptischen Wüste hier und da einen alten Baumstamm oder eine zwischen Haufen von Steinen befestigte Stange, die mit zahllosen alten Fetzen verziert ist. Jeder Pilger pflegt ein Stück hinzuzufügen. Diese Dankesgabe für die Errettung aus der Gefahr der Reise beruht in mohammedanischen Ländern auf uraltem Herkommen. Die Expedition des Propheten Mohammed nach Dat-er-Rika hatte wahrscheinlich einen solchen mit Lappen behangenen Baum zum Ziele, welcher Gegenstand abergläubischer Verehrung war. Ein ähnlicher Baum ist die „Fetzenmutter" (Umm-esch-scharamit), eine alte Tamariske zwischen Dar-el-beida und Suez [3]. Im mohammedanischen Nordafrika bezeichnet man die Lappenbäume als Marabut-Bäume. Es sind gewöhnlich verkrüppelte, armselige Exemplare, denen man, indem man einen Fetzen von seinem Kleide daranknüpft, alles Ueble oder Krankheiten überträgt [4]. Es tritt hier also eine Vorstellung auf, wie wir sie in dem Abschnitte „Sündenbock" besprachen (S. 30).

Unabhängig von diesem mohammedanischen Brauch dürfte die Sitte der Schilluk am weissen Nil sein, den ihrem Stammvater Niekam geweihten heiligen Baum mit Glasperlen und Zeugstücken zu behängen [5].

Damit vergleichen wir nun, was Mungo Park von dem Nima Taba genannten Baume im Reiche Wolli (Westafrika) berichtet. „Er hat ein sehr sonderbares Ansehen, da er mit unzähligen Lumpen oder Stücken Zeug behangen ist, welche durch die Wildniss reisende Leute zu verschiedenen Zeiten an die Zweige gebunden hatten; wahrscheinlich vorerst um den Reisenden anzudeuten, dass nahe dabei Wasser gefunden wird. Allein der Gebrauch ist durch die Zeit so geheiligt geworden, dass Niemand jetzt wagt vorüberzugehen, ohne etwas daran zu hängen. Ich folgte dem Beispiele und befestigte an einem der Zweige ein hübsches Stück Zeug" [6].

[1] J. B. Holzmayer, Osiliana. Dorpat 1872. 30. 31. 32.
[2] Aegypten. I. 75.
[3] Kremer, a. a. O. 152.
[4] C. Devaux, Les Kébaïles de Djerdjera. Paris 1860.
[5] Brun-Rollet in Petermann's „Ergänzungsheft" Nr. 7. 23.
[6] Mungo Park's Reise. Aus dem Englischen. Hamburg 1799. 50.

Auch Asien bietet seine Parallelen. Zwischen dem Fort Orsk am Uralflusse und dem Aralsee soll nur ein einziger Baum, eine Pappel stehen, die von den Kirgisen hoch verehrt wird. Es ist der Sinderik Agatsch oder Lappenbaum, da er ganz mit Fetzen bedeckt ist, welche die hier betenden Kirgisen von ihren Kleidern abreissen und an den Baum hängen. Am Mugodschar-Gebirge in der Steppe spielt ein wilder Pflaumenbaum dieselbe Rolle. Le nombre de chiffons et de pièces de peau de mouton qu'on y attache augmente toujours [1].

In den Nilgerribergen Ostindiens errichten die Tschotas auf den Dächern ihrer Tempelhütten Pfähle, an welche sie weihend Fetzen ihrer Kleider und Federn hängen [2]. Bei den wilden Bhils im Vindhyagebirge sah Bastian solche Lappenbäume [3]. Auch auf Borneo: „An Kreuzwegen findet man Bäume, die mit unzähligen Lumpen behängt sind; jeder Vorübergehende reisst ein Stück von seiner Kleidung ab und befestigt es am Baume; sie haben freilich den Ursprung des Gebrauchs vergessen, fürchten aber für ihre Gesundheit, wenn sie ihn vernachlässigen. Ein Dajak erläuterte: „Es ist gleich dem Gebrauche der Europäer, den Abreisenden Pässe auszustellen.“ Ist diese Erklärung richtig, dann meint sie, dass den Waldgeistern Kunde von dem Vorübergange irgend einer Person gegeben werden soll“ [4].

Die neue Welt macht bei dem in Rede stehenden Gegenstande keine Ausnahme. Nahe bei Patagones (El Carmen) an der Mündung des Rio Negro in Patagonien sah Darwin den berühmten Baum, den die Indianer als Altar des Gualitschu verehren (Gualitschu ist ein böser Dämon der Tehueltschen. Musters, Unter den Patagoniern. 193). „Er liegt auf einem hohen Theile der Ebene und ist deshalb als Landmarke auf eine grosse Entfernung sichtbar. Wenn ein Indianerstamm ihn zuerst erblickt, so beweisen sie ihre Verehrung durch lautes Geschrei. Der Baum selbst ist niedrig, mit vielen Aesten und dornig. Gerade über der Wurzel hat er einen Durchmesser von ungefähr drei Fuss. Er steht ganz allein. Da es Winter war, so hatte der Baum keine Blätter, aber an ihrer Statt waren die verschiedenen Gaben, wie Cigarren, Brot, Fleisch, Tuchstücke u. s. w. an zahllosen Fäden an ihm aufgehängt. Die Armen, die nichts Besseres zu thun hatten, zogen nur einen Faden aus ihren Ponchos und befestigten

[1]) Bronislas Zaleski, La vie des Steppes Kirghizes. Paris 1865. Es ist dort eine Abbildung des Arbre vénérée des Kirghizes mitgetheilt.

[2]) Journal of Anthropology. Juli 1870. 42.

[3]) San Salvador. 195.

[4]) Spenser St. John, Life in the Forests of the far East. I. 77.

ihn an dem Baume. Um das Bild vollständig zu machen, war der Baum von den gebleichten Knochen der Pferde umgeben, die zum Opfer geschlachtet wurden" [1]).

Werwolf.[2])

In seiner verdienstvollen Schrift „Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte" (Stuttgart 1862) hat Dr. Wilhelm Hertz die Werwolfsage in ihrer Verbreitung über Europa nachgewiesen, es jedoch abgelehnt, „die schwierige Frage über den Ursprung der Sage lösen zu wollen." Wie wir glauben mit vollem Recht, denn ihre Deutung aus der Mythologie der indoeuropäischen Völker allein dürfte schwerlich genügend ausfallen, da aus dem Nachstehenden sich ergeben wird, dass die Werwolfsage über den ganzen Erdboden verbreitet und ein den meisten Völkern gemeinsames Erbtheil ist. Jedenfalls ist die Behauptung von Hanusch (Zeitschrift für deutsche Mythologie IV. 198), dass sich Werwolfsagen nur über das Gebiet der Indoeuropäer erstrecken, eine irrthümliche. Allerdings ergeben sich in verschiedenen Ländern nur stellvertretende Sagen und Anschauungen, die aber in wesentlichen Gesichtspunkten mit unserm Werwolf übereinstimmen; andererseits aber finden wir Racen, die mit der indoeuropäischen nichts zu schaffen haben, wie z. B. die Neger, bei denen aber die Sage mit der unserigen identisch auftritt. Es wird also derjenige, welcher überhaupt dem Ursprunge der Sage nahe zu treten versucht, dieselbe nicht einseitig, sondern universell aufzufassen haben, ein Versuch, der beim gegenwärtigen Standpunkte der Völkerpsychologie wohl schwerlich schon gewagt werden kann. Mehr wird der Wissenschaft gedient sein, wenn wir uns darauf beschränken, gesammelten Stoff beizubringen und versuchen, denselben zu beleuchten, wobei der Uebersichtlichkeit halber in geographischer Ordnung verfahren werden mag.

Eigenschaften. Die wesentliche, überall wiederkehrende Eigenschaft des Werwolfes ist die Annahme der Thiergestalt Seitens eines Menschen, wobei das Thier wechselt, je nach dem Lande. Bei euro-

[1]) Darwin's Naturwissenschaftliche Reisen. Deutsch von Dieffenbach. I. 77.

[2]) Globus XXVII. 359.

päischen und nordasiatischen Völkern ist es meist der Wolf, dessen Hülle der Mensch annimmt, in Afrika finden wir dafür den Löwen, die Hyäne, den Leoparden, in Indien den Tiger, in anderen Gegenden wieder andere diesen eigene Geschöpfe. Die Annahme der Wolfsgestalt hängt bei uns wesentlich von dem Ueberwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels [1]) ab und der oder die Verwandelte bleibt nun eine bestimmte in den Anschauungen wechselnde Zeit Wolf. Im Gürtel oder Hemd liegt bei uns die verwandelnde Kraft und sie kehrt wieder bei aussereuropäischen Völkern in einem Lendenschurz und dergleichen. Wild, heulend, raubend, Menschen und Thiere zerfleischend eilt der Werwolf durch das Land, bis er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehrt. Hierzu genügt oft das blosse Anrufen des Namens, oder der Werwolf dreht sich dreimal links gegen die Sonne herum, er wird verwundet oder reibt sich an einem Pfosten. Um den Werwolf zu entdecken, soll man nach masurischem Aberglauben eine Brotkruste in den Mund nehmen und dreimal um den verdächtigen Menschen herumgehen; er verliert alsdann die menschliche Gestalt und wird zum Wolf (Töppen). Andere Erkennungszeichen eines Menschen von Werwolfnatur sind zusammengewachsene Augenbrauen, zwei Haarwirbel auf dem Kopfe und Rudimente eines Wolfsschwanzes am Rückgrat. Wie die Verwandlungsbedingungen verschiedene sind, so auch die Ursachen, denn nicht jeder Mensch kann ein Werwolf werden. Wenn in Masuren die Pathen bei der Taufe an Werwölfe denken, so wird der Täufling ein solcher (Töppen). Im Jeverlande ist unter sieben Söhnen eines Ehepaars stets einer ein Werwolf [2]). Ich behandele diese Charakteristik nur flüchtig; mehr ist bei Hertz nachzulesen.

Namen. Was den Namen betrifft, so giebt gegenüber vielen falschen Deutungen Hertz die richtige. Wer heisst Mann (altsächsisch, angelsächsisch, althochdeutsch wer, gaelisch vair, lateinisch vir), ein Wort, noch erhalten in unserm Wergeld; daher Werwolf ein Mannwolf, ein Wolf, der eigentlich Mensch ist.

Der Werwolf fehlt bei keinem europäischen Volke. Im Angelsächsischen haben wir das Wort verevulf, im Englischen werewolf. Bei mittelhochdeutschen Dichtern kommt es nicht vor. Im Französischen loupgarou; im Bretonischen bleizgarou (bleiz = Wolf) und

---

[1]) Die Wolfshemden (ulfahamir) in der Völsungasaga zwingen ihre Träger, unter zehn Tagen neun Wölfe zu sein. Hertz, a. a. O. 55.

[2]) Strackerjan, Aberglaube und Sage aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867. I. 390.

denvleiz (den = Mann); polnisch wilkolak; tschechisch vlkodlak; lettisch wilkats [1]); weissrussisch wawkalak [2]). Die Esten auf der Insel Oesel nennen ihn innimesse hunt, Menschenwolf [3]). Bei den Russen heisst er oboroten, was verwandelt und behende zugleich bedeutet. Im Italienischen lupo mannaro, portugiesisch lobishomem, provençalisch leberoun [4]). Neugriechisch kalikantsaros.

Deutschland. Ist nun auch die Werwolfsage über ganz Europa verbreitet, so herrscht sie doch vorzugsweise im nordwestlichen Deutschland und in den östlichen, namentlich slavischen Ländern. Um den Vergleich mit dem Folgenden herstellen zu können, geben wir hier drei kleine deutsche Werwolfgeschichten, welche die für die Erläuterung der Sache wesentlichen Gesichtspunkte enthalten.

Nach einer hessischen Volkssage versorgte die Frau eines armen Mannes dessen Tisch zu seiner Verwunderung regelmässig mit Fleisch. Befragt wie sie dazu komme, gestand sie, dass sie als Werwolf in die Schafhürden einbreche. Der Mann, welcher seiner Frau versprechen musste, ihren Namen nicht zu nennen, wenn sie in den Wolf verwandelt sei, folgte ihr auf das Feld, wo sie nach Ueberwerfen eines Ringes Wolfsgestalt annahm und ein Schaf aus der Hürde raubte. Als nun Hirt und Hunde den Werwolf verfolgten, gerieth der Mann in Angst um seine Frau, vergass sein Versprechen und rief: „Ach, Margareit.“ Da verschwand der Wolf und die Frau stand nackt auf dem Felde [5]).

Im Saterland erzählt man folgende Werwolfgeschichte: „Drei junge Männer waren in Ostfriesland beim Mähen beschäftigt. Während der Zeit der Mittagsruhe legte der eine sich hin und schlief, der zweite that als ob er schlafe und der dritte, als er seine Kameraden schlafend glaubte, legte einen Gürtel um, wurde ein Wolf, frass in der benachbarten Weide ein Füllen auf und kehrte dann, nachdem er seinen Gürtel abgelegt, als Mensch zurück. Als sie nun Abends zusammen nach Hause gingen, klagte der Werwolf über grossen Hunger. „Was?“ fragte der Begleiter, der ihn um Mittag beobachtet

---

1) Grimm, D. M. 3 1048.

2) Hanusch in Zeitschrift für deutsche Mythologie. IV. 196. Er ist hier ein vom Teufel geholter Mensch, mit dem jedoch selbst der Teufel nicht bestehen konnte und sich an ihm daher nur insofern rächte, dass er ihn in einen Wolf verwandelte und zu seinen Verwandten zurücksandte, bei denen er, ohne böses zu thun, fernerhin lebt.

3) J. B. Holzmayer, Osiliana. Dorpat 1872. 37. Die estnischen Werwolfgeschichten stimmen absolut mit den deutschen überein.

4) Hertz, a. a. O. 89 f.

5) Grimm, D. M. 3 1049.

hatte, „Du hast erst ein ganzes Füllen gefressen und bist schon wieder hungrig?“ „Das hättest Du mir eher sagen sollen,“ erwiderte der Werwolf, „dann hätte ich es Dir gerade so gemacht“ [1]).

Und in Westfalen: „Einst sassen zwei Arbeiter im Felde und erwarteten das Mittagsbrot, welches ihnen gebracht werden sollte. Von diesen war der eine im Besitz eines Zaubergürtels. Dieses mochte der andere wissen und stellte sich schlafend. Alsbald verwandelte sich der erstere in einen Werwolf, lief zu einer nahen Weide und verzehrte eines der dort grasenden Fohlen. Als nun das Mittagessen kam und der Fohlenfresser keinen Appetit hatte, ja sich über seinen Kameraden lustig machte, dass er einen solchen Hunger habe, antwortete ihm dieser: „Du kannst gut sprechen, ich habe auch kein Fohlen im Magen.“ Da merkte jener, dass er sich verrathen hatte und entfernte sich mit wüthenden Blicken auf Nimmerwiederkehr [2]).

Osteuropa. Bei den osteuropäischen Völkern beginnt der Glaube an die Thierverwandelung mit der frühesten Geschichte, denn schon Herodot meldet in einer oft angezogenen Stelle (IV, 105), dass die Neuren bei den Skythen und Hellenen für Zauberer galten, weil sie während einiger Zeit sich in Wölfe verwandeln könnten. Schafařik [3]) greift Herodot's Angaben auf, um aus ihnen das Slaventhum der Neuren darzuthun, die im heutigen Volhynien sassen, wo noch jetzt der Werwolfglaube stark verbreitet und der Wolf ein gemeines Thier ist. Ein Theil des Wilnaischen hiess ehedem Wilkomir, Wolfsland, und Ortnamen, aus Wilk, Wolf, gebildet, finden sich dort ungemein häufig. Doch war ehedem der Wolf über ganz Europa so weit verbreitet wie jetzt über Russland und in romanischen wie germanischen Ländern kommen genug mit demselben zusammengesetzte Ortsnamen

---

1) Strackerjan, a. a. O. 391.

2) H. Hartmann, Bilder aus Westfalen. Osnabrück 1871. 112.

3) Slavische Alterthümer. I. 197 und II. 564. 566. — Wenn die Deutung von J. Oppert richtig ist, so haben wir den Werwolf bereits bei den Assyriern zu suchen. In dem Epos nämlich, welches man als die Höllenfahrt der Istar (Astarte) bezeichnet, droht letztere dem Wächter der Unterwelt: „Ich will die Todten entweichen lassen unter der Gestalt von lebendigen Werwölfen“ (a-ki-lum). Dieses Epos befindet sich auf einer Originalurkunde, die in der Bibliothek Assur-bani-pals (Sardanapals) stand und mindestens aus dem siebenten Jahrhundert vor Chr. stammt. (Allgem. Zeitung, 11. März 1875, Beilage.) — Die älteste hellenische Werwolfsage theilt Pausanias mit. Lykaon, der Sohn des Pelasgos, gründete auf dem lykäischen Berge Lykosura die älteste aller Städte, gab dem Zeus den Beinamen *Λύκαιος* und setzte ihre Kampfspiele ein, *Λύκαια* genannt. Auf dem Altar des Gottes opferte er ein Menschenkind und besprengte mit dem Blute einen Altar; da soll er augenblicklich in einen Wolf verwandelt worden sein. (Hertz, a. a. O. 35.)

vor; es ist daher unstatthaft, den Werwolfglauben als speciell slavisch hinzustellen. Sehr einfach sucht Adolf Erman[1]) die Herodot'sche Erzählung von der zeitweiligen Verwandlung der Neuren in Wölfe zu erklären; er sagt nämlich, es beziehe sich dieses auf die winterliche Pelzkleidung der osteuropäischen Völker, die dem West- und Südeuropäer ungewohnt und wie eine Verwandlung in Thiere vorkomme.

Bis in den äussersten Norden unseres Erdtheils lässt sich der Werwolfglaube verfolgen. Die finnischen Lappen versichern nämlich, dass im russischen Lappmarken Schamanen existiren sollen, die sich die Gestalt von Renthieren, Bären, Wölfen, Fischen, Vögeln u. s. w. zu geben vermögen. Dergestalt verwandelt heisst der Schamane bei den Lappen Wiroladsch, bei den Finnen Wiroleinen, was eigentlich Estländer bezeichnet[2]).

Da wir vorzugsweise in slavischen Ländern auf den Vampyrglauben treffen und dieser verwandte Züge mit dem Werwolf zeigt, so hat man beide häufig verwechselt oder vermischt; allein eine solche Vermischung ist nicht zulässig, denn der Werwolf ist ein Mensch, der sich zeitweilig in einen zerfleischenden Wolf verwandelt; der Vampyr dagegen ein verstorbener Mensch, der aus seinem Grabe hervorsteigt und den Lebenden das Blut aussaugt. Gelegentlich nimmt er dabei Thiergestalt an — daher die Vermischung beider Vorstellungen. Da nun das slavische Wort für den Werwolf als *βουρκόλακας* in die neugriechische Sprache übergegangen ist — eines der wenigen unzweifelhaft slavischen Wörter derselben — so nahm man ohne Weiteres an, der Bourkolak sei der Werwolf. Das ist aber nicht der Fall, sondern es bedeutet, wie Bernhard Schmidt uns zeigt, den Vampyr. Dagegen sind die Kalikantsaren bei den Neugriechen die Vertreter unserer Werwölfe; sie zeigen sich immer nur in den Zwölften, der Zeit von Weihnachten bis Theophania. Auf Chios schweift der Kalikantsaros in dieser Zeit struppigen Aussehens und mit scharfen Krallen bewaffnet nächtlicher Weile umher, zerfleischt den ihm Begegnenden das Gesicht und hockt ihnen auf mit der Frage: „Werg oder Blei?" Antwortet der Gefragte „Werg", so lässt ihn der Kalikantsaros los und eilt weiter; lautet dagegen die Antwort „Blei", so drückt er den Unglücklichen mit seiner ganzen Schwere nieder und richtet ihn so kläglich zu, dass er halbtodt liegen bleibt.

---

[1]) Reise um die Erde durch Nordasien etc. Berlin 1833. I. 232.

[2]) Castrén's Reisen im Norden. Leipzig 1853. 34.

Auf Zakynthos wird nur derjenige, welcher am Weihnachtsabend (25. December) das Licht der Welt erblickt, zum Kalikantsaros. Ein solcher Mensch ist nämlich nach des Volkes Wahn genau neun Monate vorher an Mariä Verkündigung (25. März) gezeugt worden und man hält es für eine Ungeheuerlichkeit, dass ein sündhaftes Weib zu derselben Zeit empfange und gebäre, zu welcher die jungfräulich reine Gottesmutter empfangen und geboren hat. Für den Frevel der Eltern büsst nun das schuldlose Kind, indem es in den zwölf Nächten ein Werwolf wird; denn wenn auch der Kalikantsaros gerade keine Wolfsgestalt annimmt, so treffen doch alle übrigen charakteristischen Merkmale des Werwolfs bei ihm zu. Das nächtliche Umhertreiben, die thierische Wildheit, die langen scharfen Krallen und Zähne, mit denen er Menschen zerfleischt, sowie die periodische Dauer der Verwandlung weisen deutlich auf den Werwolf hin [1]).

Afrika. Am nächsten stehen unseren europäischen Werwölfen merkwürdiger Weise die afrikanischen und unter diesen gerade die räumlich am weitesten entfernten, mit denen wir beginnen wollen. Die Werwolfsage ist in Afrika bei den Hottentottenvölkern, den Bantu, den Sudannegern, wie bei den hamitischen Afrikanern gleichmässig zu finden, die grösste Uebereinstimmung sehen wir aber bei den Hottentotten.

Im Namaqualande nämlich herrscht der Glaube, dass die Weiber der Buschmänner sich in Löwen, Hyänen und andere Raubthiere verwandeln können. Es ging einmal ein Namaqua mit der Frau eines Buschmannes, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Sie waren ein Stück Wegs gegangen, als eine Herde Zebras erschien; da sagte der Mann zu der Frau: „Ich bin hungrig, da ich weiss, dass Du Dich in einen Löwen verwandeln kannst, bitte ich Dich, dies jetzt zu thun und ein Zebra zu fangen, damit wir etwas zu essen bekommen." Die Frau antwortete: „Wenn ich Deinen Wunsch erfülle, so wirst Du erschrecken." „Nein", antwortete der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertode, aber nicht vor Dir." Während er noch sprach, begannen Haare im Nacken der Frau zu wachsen, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen und die Gesichtszüge veränderten sich. Sie legte ihr Kind bei Seite. Erschreckt durch die beginnende Verwandlung kletterte der Mann auf einen Baum, während die Frau ihn mit wilden Blicken anstierte; dann ging sie bei

---

[1]) Bernhard Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen. Leipzig 1871. I. 142 bis 147.

Seite, warf ihren Lendenschurz ab und jagte nun als Löwe über die Ebene hin. Nachdem sie eines der Zebras niedergerissen und dessen Blut ausgesaugt, ging sie zu der Stelle zurück, wo ihr Kind lag und weinte. Da rief der Mann vom Baume: „Genug, genug! Thue mir nichts! Lege die Löwengestalt ab; ich mag das mein Lebtag nicht wieder sehen.“ Der Löwe schaute in die Höhe und brüllte fürchterlich. „Ich bleibe hier, bis ich sterbe“, rief der Mann, „wenn Du nicht wieder Weib wirst.“ Da begannen Mähne und Schweif zu verschwinden und der Löwe ging dahin, wo der Lendenschurz lag; er zog ihn an, da stand die Frau wieder in ihrer frühern Gestalt da und nahm ihr Kind auf; der Mann stieg vom Baume herunter und ass vom Fleische des Zebra, wollte aber nie wieder, dass die Frau ihm Wild finge [1]).

Man vergleiche nun damit die von uns oben aus Westfalen und dem Saterlande mitgetheilten Werwolfgeschichten, die verwandelnde Zauberkraft, welche dem Lendenschurz der Buschmannsfrau innewohnt, ganz gleich dem deutschen Gürtel. Und wie bei uns Füllen vom Werwolf gejagt werden, so dort Zebra's von dem Saanweib. Könnte hier der Verdacht einer Importirung dieser Geschichte aus Europa oder einer Färbung derselben durch die Gewährsmänner aufsteigen, so weisen wir denselben damit zurück, dass die unverdächtigsten Quellen uns noch mit genügendem Material versehen, um den Werwolf, ganz in seiner europäischen Gestalt, auch anderweitig in Afrika darzuthun.

Livingstone traf an den Kebrabasabergen am Sambesi einen Neger, welcher angab, sich in einen Löwen verwandeln zu können. Die Makololo, Livingstone's Begleiter, behaupteten, es sei ein Pandoro, ein Mensch, der sich nach Belieben verwandeln könne, aber beim Geruche von Schiesspulver zittere. Als der Reisende nun seine Leute aufforderte, den Pandoro zu veranlassen, dass er sogleich eine solche Metamorphose vornähme, wofür dieser ein Stück Tuch erhalten solle, antworteten die Makololo, dass sie dieses hübsch bleiben lassen würden, weil jener sie sonst in der Nacht als Löwe verschlingen könne. Dieser Glaube war um so weniger auszurotten, als die Makololo in ihrer Heimath ähnliche Vorstellungen hegen. Jener Pandoro blieb oft, wenn er gerade Löwengestalt angenommen hatte, tage- und monatelang in den Wäldern, verlor dabei jedoch keineswegs

[1]) Andersson, Reisen in Südwestafrika. II. 68. — Bleek, Reynard the Fox in South Africa. London 1864. Nr. 25. „A Woman transformed into a Lion.“

seinen menschlichen Appetit, denn seine Frau musste ihm in eine Hütte im Walde Bier und Speisen bringen. Diese geheiligte Hütte darf nur vom Weibe des Pandoro betreten werden. Nach einiger Zeit bringt sie eine gewisse Medicin in den Wald, mit welcher der Pandoro sich einreibt, um wieder Mensch zu werden. Er beschenkt nun die Leute mit den Resten eines Büffels oder einer Antilope, von denen er behauptet, sie als Löwe zerrissen zu haben [1]).

Der Neger Jakob Wainright, welcher Livingstone's Leiche aus dem Innern Afrika's nach der Küste zurückbrachte, schreibt in seinem Tagebuche: „Die Eingeborenen (am Luapula) und alle Leute versichern, dass Leute oder Männer, welche sich auf Zauberei verstehen, sich in Löwen verwandeln und umhergehen, die Menschen zu tödten" [2]).

Auch an der Loangoküste ist der Werwolf bekannt. Die Frau eines hochgestellten Mannes war dort von einem Leoparden aus dem Bette geholt und zum Fressen fortgeschleppt worden. Es gelang dem Ganga (Fetischmann) denjenigen ausfindig zu machen, der diesen Leoparden-Werwolf gesandt hatte. Der Absender aber entfloh zur Prinzessin von Umbuk und bekannte sich als deren Unterthan; sie verweigerte seine Auslieferung und ein verheerender Krieg entbrannte zwischen beiden Theilen [3]).

Bei Banana am Zaire lebt eine Familie, die den Fetisch Mankulu besitzt, der aus einem menschlichen Embryo zubereitet ist. Durch denselben erhalten ihre Mitglieder die Fähigkeit, sich im Dunkel des Waldes in Leoparden zu verwandeln und dort angetroffene Menschen niederzuwerfen. Sie dürfen sie jedoch nicht verletzen und von ihrem Blute trinken, da sie sonst Leoparden bleiben müssen [4]).

Wenn bei den Bullamas oder Timmanis an der Sierra-Leone-Küste ein Krokodil ein Kind beim Baden wegschnappt oder ein Leopard eine Ziege fortschleppt, so schreiben sie dies der Zauberei zu. Sie glauben nämlich, es sei kein wirkliches Krokodil, kein wahrer Leopard, sondern eine Hexe gewesen, welche sich in die Gestalt dieser Thiere verwandelt habe [5]).

In ganz Abessinien herrscht der Glaube, dass die Budas, die als niedrigste Kaste verachteten Eisen- und Thonarbeiter, die übernatürliche Gabe hätten, sich in Hyänen oder andere Thiere zu ver-

---

1) Livingstone, Narrative of an expedition to the Zambesi. London 1865. 159.
2) Petermann's Mittheilungen 1874. 188.
3) Bastian, Loangoküste. I. 254.
4) Daselbst II. 248.
5) Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste. Weimar 1805. 323.

wandeln. Als solche plündern sie die Gräber und Niemand wird es wagen, bei einem Buda getrocknetes Fleisch zu geniessen. Als Abzeichen tragen sie einen goldenen Ohrring, welchen man auch in den Ohren erlegter Hyänen gefunden haben will. Der armenische Pater Timotheus, der 1867 Abessinien besuchte und darüber ein Buch veröffentlichte [1]), sagt, die Buda's hätten völlig den Charakter, die Gewohnheiten und den Blutdurst der Wölfe, so dass sie Menschen tödten und diesen das Blut aussaugen. Man weiss nicht, fährt er fort, ob der Budaismus diesen Menschen angeboren oder auf sie übertragen ist. Man behauptet, dass sie ihren Kindern die Wolfsnatur durch einen geheimen Kräutertrank verleihen. Bei Tage benehmen sie sich wie andere Leute, in der Nacht aber werden sie heisshungrige, blutdürstige Wölfe, die mit anderen Wölfen umherziehen und erst am Morgen wieder zu ihrer Beschäftigung zurückkehren. Ihre Feinde tödten sie oder saugen ihnen das Blut aus. Besonders häufig sind diese Werwölfe in den Provinzen Begemeder und Godscham. Mancher Buda ist stärker als der andere und überwindet ihn, wenn er ihm Nachts begegnet; das Volk kennt selbst diejenigen, welche sich durch besondere Geschicklichkeit im Blutsaugen auszeichnen, was mit der grössern oder geringern Kraft ihrer Sterne in Verbindung gebracht wird.

Ja selbst von einer königlichen Budafamilie Namens Amula wissen die Abessinier zu erzählen, welche auf einem Berggipfel bei Debra Mayi in Godscham haust. Alljährlich erlässt dieselbe ein Aufgebot an alle ihr untergebenen Buda's wegen des Tributes. Alsbald bringen sie denselben von allen Seiten ihren Häuptlingen: es sind die Zähne der Personen, welche sie während des letzten Jahres getödtet haben und mit denen nun der Königspalast ausgeschmückt wird [2]).

Die Zauberer der Fundj in Sennaar werden Sahahir genannt und von ihnen nimmt man an, dass sie mit Hülfe des Teufels sich in Hyänen verwandeln; sie streifen Nachts unter schauerlichem Geheul herum und halten ihre scheusslichen Mahlzeiten und Belustigungen

---

[1]) Deux ans de séjour en Abyssinie ou vie morale, politique et religieuse des Abyssiniens par le R. P. Dimotheos. Jerusalem 1872. Vergl. Globus XXIII. 168.

[2]) Dasselbe berichtet bereits Henry Salt (Neue Reise in Abyssinien. Weimar 1815. 379) mit dem Zusatze: „Erhält der Buda in der Verwandlung eine Körperverletzung, so soll nach der Rückverwandlung sich die entsprechende Narbe der Wunde zeigen.“ — Unter den benachbarten Bogos genau derselbe Aberglaube (Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. Winterthur 1859. 91).

ab. Am Tage sind sie wieder Menschen, aber auch alsdann muss man sich vor ihnen in Acht nehmen, indem sie durch den blossen Blick die Eingeweide, Herz, Hand oder Fuss verhexen können, so dass diese verdorren und der Betroffene unter unsäglichen Qualen zu Grunde geht. Einst schoss ein Soldat am Dschebel Bela in Ostsennaar auf eine Hyäne; man ging den Blutspuren des verwundeten Thieres nach und kam zur Strohhütte eines Mannes, der allgemein im Rufe eines Sahar stand. Von der Hyäne war nichts zu finden, der Mann aber lag an einer frischen Wunde krank und starb bald darauf; aber auch der Soldat überlebte ihn nicht lange. Die nächtlichen Zusammenkünfte dieser Hyänenmenschen (Marafil nass), ihre wilden Fressgelage bei Cadavern und absonderlichen Ausschweifungen werden von Augenzeugen als fürchterlich geschildert; letztere werden darüber gewöhnlich wahnsinnig [1]). Der letzte Abkömmling der Fundj-Könige in Sennaar besitzt ein Wassergefäss (Burmah), durch das man die Sahahir erkennt. Sobald ein solcher dem Gefäss genähert wird, wächst ihm ein wedelnder Hyänenschwanz [2]). Auf das Wunderbarste stimmt diese Vorstellung mit dem unter den Masuren herrschenden Aberglauben, nach welchem die Werwölfe an einem kurzen Schwanze am Kreuze kenntlich sind [3]).

Besonders stehen die Bewohner von Kordofan und Dar Fur im Rufe der Sahahir, ja sie sollen Menschen in beliebige Thiere verwandeln und zu ihren Diensten benutzen können [4]). Und so glaubt man in Bornu, wie mir Dr. Nachtigal mittheilt, dass dort die Kotoko sich in Hyänen verwandeln können.

Schweinfurth war auf dem Weissen Nil Zeuge, wie eine sterbende Sklavin über Bord geworfen und ertränkt wurde, weil man sie für ein Hyänenweib hielt, deren ferneres Verbleiben an Bord Unheil gebracht haben würde [5]).

Auch bei den Somal herrscht dieser Aberglaube und Burton wurde in Zeila ein Beduine gezeigt, der aus Durst nach Menschen-

---

[1]) Marno, Reisen im Gebiet des Blauen und Weissen Nil. 240.

[2]) Marno, a. a. O. 198.

[3]) Dr. M. Töppen, Aberglauben aus Masuren. Königsberg 1867. 27. Der walachische Priccolitsch ist ein lebender Mensch, der Nachts als Hund umherschweift, das Vieh tödtet und einen förmlichen Hundsschwanz als Rückgratfortsatz hat. Hertz, a. a. O. 129.

[4]) Marno, a. a. O. 243.

[5]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. II. 495.

blut sich manchmal in eine Hyäne verwandelte. Bei Berbera waren drei Brüder hingerichtet worden, weil sie sich verwandelt hatten. [1]).

Asien. In Armenien herrscht der Glaube, dass sündige Weiber sieben Jahre lang zur Strafe in Wölfe verwandelt werden. Nächtlicher Weile tritt ein Geist zu ihnen, zwingt sie das Wolfsfell anzuziehen und nachdem dieses geschehen, verschlingt das Weib die eigenen Kinder, dann die ihrer Verwandten, endlich fremde Kinder. So rast sie die Nacht hindurch, bis der Morgen kommt, dann versteckt sie das Fell und nimmt wieder Menschengestalt an. Ein Mann, der einem solchen Werwolfe auf die Spur gekommen war, entdeckte das Fell und warf es in's Feuer. Da kam plötzlich ein jammerndes Weib heran und suchte das Wolfsfell aus dem Feuer zu retten; als es ihr aber nicht gelang, verschwand das Weib im Rauche [2]).

Nach der Vorstellung der Kolhs in Ostindien können mit Hülfe des Teufels sich Menschen in Tiger verwandeln, die blutdürstiger und wilder als gewöhnliche sind; getödtet verwandeln sie sich dann wieder in Menschen. Ein Kolh sagte vor Gericht aus: „Meine Frau ist durch einen Tiger getödtet worden; ich war dabei und habe es gesehen: ich verfolgte ihn bis zum Hause des mir wohlbekannten Mannes Pusa, wo er verschwand. Gegen diesen sprach ich nun den Verdacht aus, dass er meine Frau getödtet habe, was auch von seinen Verwandten geglaubt wurde. Pusa wurde mir von seinen Verwandten überliefert und ich schlug ihn sofort todt." — Die anwesenden Verwandten bestätigten dieses vollkommen und sagten weiter aus, dass Pusa einst eine ganze Ziege verschlungen und dabei gebrüllt habe wie ein Tiger [3]).

In Siam glaubt man, dass durch Hersprechen gewisser Zauberformeln Menschen sich in Tiger verwandeln können, um dann Nachts umherzustreifen und Beute zu suchen. In dem abgelegenen Kloster eines Dorfes am Menam lebte ein Priester, der sich Nachts in einen Tiger verwandelte und die in Booten nach dem Kloster kommenden Bauern frass, so dass zuletzt alle Bewohner des Dorfes in Furcht geriethen und sich scheuten nach dem Kloster zu kommen. Als nun die Mönche in Mangel geriethen, weil ihnen Niemand Lebensmittel brachte und alle Boote auf der andern Seite des Flusses vorbeiruder-

---

[1]) Burton's Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland. Leipzig 1861. 252.

[2]) v. Haxthausen, Transkaukasia. I. 322.

[3]) Nottrott, Die Gossner'sche Mission unter den Kolhs. Halle 1874. 82.

ten, fingen sie endlich an zu vermuthen, dass sich unter ihrer Zahl vielleicht ein Manntiger befinden möchte [1]).

Die tatarische Heldensage erzählt uns von Bürü-Chan, dem Herrscher über 600 Wölfe, welcher bald als ein goldglänzender, drei Klafter langer Wolf, bald als Mensch lebte. Der Knabe Altenkök fängt ihn in einer Schlinge und fordert von ihm auf den Rath eines Greises die Katze, welche er in seinem Zelte hege. Als sie der Knabe nach Hause gebracht, verwandelt sie sich in ein schönes Weib; denn sie ist die Tochter des Wolfsfürsten, der nun seinem Eidam reiche Mitgift schenkt [2]).

Unter der Achsel des Bobak-Murmelthieres findet man zwischen seinem Fleische eine dünne weissliche Masse, fetterfülltes Zellgewebe, welches die Tungusen nicht essen dürfen, da sie der Ueberrest des Menschen ist, welcher nach dem Tode durch den Zorn des bösen Geistes einst in ein Murmelthier verwandelt wurde. Alle Murmelthiere waren einst Jäger, die ganz vorzüglich mit der Büchse umzugehen verstanden. Einstens aber wurden diese Jäger sehr übermüthig, sie prahlten, jeden Vogel im Fluge schiessen zu können und erzürnten hierdurch die Götter. Der böse Geist stellte sie darauf auf die Probe und befahl ihnen, eine Schwalbe im Fluge zu schiessen. Die Kugel des auserwählten Schützen traf jedoch nur die Mitte des Schwanzes und riss ein Stück desselben heraus. Seit jener Zeit, behaupten die Steppentungusen und Mongolen, haben alle Schwalben den Gabelschwanz, und die übermüthigen Jäger wurden durch den Zorn des bösen Geistes in Murmelthiere verwandelt, an denen Alles bis auf die eine Stelle unter dem Schulterblatte thierisch und darum essbar ist [3]).

Ganz auffällig decken sich chinesische Werwolfgeschichten mit unseren deutschen. Aus dem Märchenbuche Liao chai chih J von Pu Sung Ling, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfasst, theilt C. Stuhlmann [4]) eine der „Weinhändler von Nanking" betitelte Geschichte mit, in welcher der Fuchsmensch eine grosse Rolle spielt. Ein Mantel aus grobem Tuche, welcher die Verwandlung bewirkt,

---

[1]) Bastian, Reisen in Siam. Jena 1867. 262. Eine Frau fand ein Glasfläschchen, das stark riechendes Oel enthielt. Sie rieb sich damit ein, verwandelte sich in einen Tiger und rannte davon. Bastian, Reise durch Kambodja. 20.

[2]) Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker. Petersburg 1857. 229 f.

[3]) Radde, Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien. Petersburg 1863. 400.

[4]) Globus XXIX. 59.

aber auch die Eigenschaften der Tarnkappe besitzt, tritt hier an die Stelle des Leibgürtels oder Riemens unserer Werwolfgeschichten.

Als die Bewohner der Minahassa auf Celebes noch Heiden waren, glaubten sie, dass Menschen bei Lebzeiten oder nach dem Tode in Thiere verwandelt werden könnten [1]).

Amerika. Keineswegs ist die Verwandlung von Menschen in einen Wolf den Amerikanern fremd, wie die von Schoolcraft mitgetheilte Sage vom Bruder Wolf bezeugt [2]). Ein unmündiger Indianerknabe, dessen Eltern gestorben waren, wurde auch von seinen Geschwistern verlassen und blieb nun in der Wildniss allein; im Sommer nährte er sich von Beeren, im Winter trieb ihn der Hunger zu den Wölfen, die ihr Futter mitleidig mit ihm theilten. Als der Frühling wieder kam, schweifte er mit den Wölfen durch das Land. Sein Bruder fischte eines Tages in einem See, als er aus der Wildniss den Schrei eines Kindes hörte; er ruderte dem Lande zu, da sah er seinen kleinen Bruder, der mit rührender Stimme sang: „Nesia, mein Bruder, o sieh! Ich werde zum Wolf!“ Am Schlusse seines Gesanges heulte er wie ein Wolf. Als der ältere Bruder dem Gestade näher kam, sah er mit Entsetzen, dass das Kind schon halb in einen Wolf verwandelt war. Als er ihn fassen und zu sich heranziehen wollte, entschlüpfte ihm der Knabe, je näher er diesem kam, desto schneller ging die Verwandlung vor sich; der Knabe sang sein Lied, heulte darnach, schrie endlich: „Ich bin ein Wolf!“ und verschwand in der Wildniss.

Die Zauberer der Irokesen besassen die Macht, sich in einen Fuchs oder Wolf zu verwandeln, ungemein schnell davon zu rennen und Lichtstrahlen zu verbreiten. Auch in einen Truthahn oder eine dicke Eule konnten sie sich verwandeln und schnell fliegen. Wenn sie entdeckt oder stark verfolgt wurden, verwandelten sie sich in einen Stein oder ein Stück verfaultes Holz [3]).

Der von vielen nordasiatischen und nordamerikanischen Völkern verehrte Bär tritt, insofern er ein verwandelter Mensch ist, in Verwandtschaft zum Werwolfe. Von den Thlinkithen im nordwestlichen Amerika wird der Bär selten und fast nur im Nothfalle erlegt, weil man ihn für einen Menschen hält, der nur die Gestalt dieses Thieres angenommen hat. Es erzählt die Sage von einer Häuptlingstochter, die zuerst dieses Geheimniss offenbarte, dass sie mit einem solchen

---

[1]) Wallace in Transact. Ethnol. Soc. IV. 63. (1866.)

[2]) Schoolcraft, Indian Tribes. II. 232. — Hertz, a. a. O. 131.

[3]) Schoolcraft, Notes on the Iroquois. Albany 1847. 140.

zum Bären verwandelten Menschen in Berührung kam. Sie soll nämlich einst auf einer Wanderung in den Wald, um Beeren zu pflücken, sich über Bärenspuren lustig gemacht haben, verirrte sich dann und gerieth in ein Bärenloch. Als Strafe für ihren Leichtsinn ward sie gezwungen, sich mit dem Herrn des Waldes zu vermählen und selbst die Gestalt einer Bärin anzunehmen. Nachdem ihr Gemahl, der Bär, und ihre Bärenjungen von ihren eigenen Thlinkithbrüdern getödtet worden, wobei sie selbst nur mit Mühe ihr Leben rettete, kehrte sie als Mensch in ihre Heimath zurück und erzählte Allen das erlebte Abenteuer. Darum brechen noch jetzt die Weiber, wenn sie die Fusstapfen eines Bären erblicken, in Lobsprüche über denselben aus, damit er nicht erzürnt sie in den Wald entführe [1]).

Auch die südamerikanischen Tupivölker wähnen, dass Menschen sich unter Umständen in thierische Wesen verwandeln können. In Cameta, am linken Ufer des untern Tocantins, lernte Dr. Couto da Magalhaes einen Indianer Namens Honoratio kennen, von dem man behauptete, dass er sich in einen Fisch oder eine Schlange verwandeln könne; er mache auch weite Reisen unter dem Wasser im Bette der Ströme [2]).

Nach Dobrizhoffer fürchteten die Abiponer ihre Zauberer, welche sich in Tiger (Jaguare) verwandeln konnten, Klauen und Flecken bekamen und die Menschen zerrissen [3]).

Vor den Ivunce, d. i. Thiermenschen genannten Zauberern, fürchteten sich die Araukaner. Jene bewohnten mit ihren Lehrlingen Höhlen, verwandelten sich Nachts in Vögel und durchflogen die Lüfte, unsichtbare Pfeile auf ihre Feinde abschiessend [4]).

Thiere in Menschen verwandelt. In den mitgetheilten über die ganze Erde verbreiteten Vorstellungen haben wir es allemal mit der Verwandlung des Menschen in ein Thier zu thun, in Thiere, die von je für den Menschen, wegen der Verwandtschaft mit ihm, wegen der Menschenähnlichkeit, etwas Geheimnissvolles hatten, wie dieses durch die Verehrung und Vergöttlichung vieler Thiere, durch den Glauben an die Seelenwanderung und die Thierfabel, welche die Thiere als Menschen handeln lässt, dargethan wird.

---

[1]) H. J. Holmberg, Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855. I. 30.

[2]) Dr. Couto da Magalhaes, Ueber die Götter der wilden Indianer in Brasilien. Brazil and River Plate Mail, 21. Februar 1874.

[3]) Geschichte der Abiponer. II. 100.

[4]) Molina, Eroberung von Chili. Leipzig 1791. 72.

Umgekehrt und gleichsam als Supplement zum Werwolf findet sich aber der Glaube, dass Thiere auch Menschengestalt annehmen können, ebenso verbreitet. Auch wir denken uns ja das Thier oft gleichsam mit menschlicher Seele begabt, legen ihm menschliche Eigenschaften bei. Die Vorstellung von der Seelenwanderung, der vermeintliche Durchgang der menschlichen Seele durch thierische Körper, hängt eng damit zusammen und hat ihren Grund in dem uralten religiösen Glauben an die Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen. Wir treffen die Wanderungen der Seele durch Thiere bei den indischen Brahmanen, bei den Buddhisten, in der Geheimlehre der ägyptischen Priesterkaste und bei den Griechen als Metempsychosis (Seelenwechsel) und Metensomatosis (Körperwechsel).

Abgesehen von den Vorstellungen der Seelenwanderung, die, wie bei den Indern, in ein religiöses System gebracht sind, finden wir Ueberbleibsel derselben bei den verschiedensten Naturvölkern. Wir fügen als Beläge einige Beispiele aus räumlich weit getrennten Gegenden bei.

Wandernde Tebustämme führen oft eine grosse Menge Jagdhunde mit, woraus bei den Arabern die Sage entstanden ist, die Männer der Tebufrauen seien Hunde, die nur des Nachts Menschengestalt annehmen, bei Tage aber dem Wilde nachlaufen, um die Familie mit Fleisch zu versorgen [1]).

Im Volksaberglauben der Japaner spielt der Fuchs (Kitsine) eine grosse Rolle; er erscheint als wohlthätiges, den Ackerbau begünstigendes Wesen in der alten Sintoreligion, ist jetzt aber nur noch ein vom niedern Volke gefürchtetes, gefährliches, mit geheimnissvollen Kräften begabtes Geschöpf. Er kann nach Belieben menschliche Gestalt annehmen und hat Aehnlichkeit mit den Werwölfen [2]).

Auch der japanische Wolf hat die Gabe, sich verwandeln zu können. Da war einer, der lange Zeit das Land in Schrecken versetzt hatte und überall Schaden anrichtete. Plötzlich verschwand er. Die Wanderer aber, welche nun in Sicherheit die Strasse ziehen konnten, sahen dann Abends am Waldrande ein schönes Mädchen sitzen, welches eine mit Rosen bemalte Laterne trug. Bald war sie als die Schöne mit der Rosenlaterne berühmt — alle, die ihr in den Wald folgten, wurden aber eine Beute des Wolfes [3]).

---

[1]) Rohlfs, Quer durch Afrika. I. 278.

[2]) Mohnike im Globus XXI. 332.

[3]) Aimé Humbert, Le Japon illustré. Paris 1870. II. 57.

Im Innern von Sumatra, am Fusse des Vulcan Dempo, liegen nach der Meinung der Eingeborenen Dörfer, deren Bewohner ausschliesslich Tiger sind, welche aber, um sich mit der übrigen Bevölkerung zu vermengen, menschliche Gestalt annehmen können [1]).

Ueberhaupt finden wir bei den Völkern malayischer Race die Anschauung, dass Menschen sich in Thiere, Thiere in Menschen verwandeln können. So betrachten die Malayen auf der Insel Karimon die Alligatoren als den Menschen sehr nahe stehende Thiere und eine Javanin, die dort wohnte, erzählte, dass sie eine Schwester habe, welche ein Alligator sei und ihr überallhin nachfolge [2]).

Ein Dajak auf Borneo erlegte ein Eichhörnchen mit seinem Speer; als er es aufnehmen wollte, sprang es fort und verwandelte sich in einen Hund, der einige Schritte fortlief, dann plötzlich Menschengestalt annahm und sich auf einen Baumstumpf setzte. Der Körper dieses kopflosen Geistes war bunt gefärbt. Solche Geister, die Thier- und Menschengestalt beliebig annehmen, heissen auf Borneo Antus [3]).

Fangen die Grönländer zu viel Seehunde an einem Orte, so nehmen letztere furchtbare Rache. Sie verwandeln sich in Menschen, holen von der Ostküste ein Stück Treibeis und fahren nach dem Hause ihres Feindes, den sie in der Nacht überfallen. Umiarissat nennt man dieses Gespenst [4]).

Der Glaube an eine Seelenwanderung ist auch bei den Australiern vollkommen ausgebildet. Dr. Bennett erzählt, dass ein Weisser, der in den Berana-Ebenen jagte, von einem Eingeborenen gebeten wurde, ein gewisses Thier nicht zu schiessen, da es sein Bruder sei. Als jener es dennoch that, klagte der Schwarze bitter darüber und weigerte sich von dem Fleische des Thiers zu essen [5]).

Lykanthropie. Wie im Glauben an den Werwolf die Völker der Erde übereinstimmen und allenthalben sich dieselben Anschauungen darthun, als ein Zeugniss des gleichen Denkvermögens aller Racen unsers Geschlechts, bis in feine Nüancirungen herab, so erwächst auch aus derselben Vorstellung von der Verwandlung des Menschen in ein Thier in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten

---

[1]) Mohnike a. a. O.
[2]) R. Dach im Globus V. 276.
[3]) Globus XX. 294.
[4]) J. Mestorf im Globus XIX. 24.
[5]) Wood, Natural History of Man, II. 97.

die nämliche psychische Krankheit, die in diesem Falle Lykanthropie genannt wird.

Als eine Krankheit, eine Art Wahnsinn, tritt die Lykanthropie bereits im ersten Jahrhundert auf und dauert bis ins späte Mittelalter fort. Sie zeigte sich besonders im Monat Februar; dann verliessen die Kranken Nachts ihre Wohnungen und schweiften auf den Begräbnissplätzen umher, wobei sie sich einbildeten, sie seien Wölfe oder auch Hunde (Kynanthropie). Blässe und eingefallenes Gesicht, hohle thränende Augen, trockene Zunge und brennender Durst sowie Verminderung der Sehkraft deuteten auf ein tiefes körperliches Leiden. Die Unterschenkel dieser Kranken waren beständig mit Wunden und Geschwüren bedeckt, wegen des Strauchelns und der Anfälle der Hunde, deren sie sich nicht erwehren konnten. Die Wölfe und Hunde nachahmend, strichen sie bellend und brüllend umher. Die Behandlung dieser Krankheit durch griechische Aerzte bestand in Blutentziehungen bis zur Ohnmacht. Marcellus von Syra (Mitte des zweiten Jahrhunderts) hat die Lykanthropie in einem medicinischen Lehrgedichte von 42 Büchern beschrieben [1]).

Im Mittelalter erreichte dieser Wahnsinn seinen höchsten Grad und wurde vorzüglich dadurch furchtbar, dass die Kranken in ihrer Wuth Kinder und Erwachsene tödteten, wovon man im Alterthum nichts wusste. Wier, der kühne und rüstige Bekämpfer des Hexenglaubens, erzählt einen denkwürdigen Fall dieser Art vom Jahre 1541. Ein Bauer aus der Gegend von Padua hatte schon mehrere Menschen getödtet und wurde endlich mit vieler Mühe eingefangen. Seiner Versicherung, er sei ein Wolf, nur mit einwärts gekehrten Haaren, glaubten seine Verfolger und hieben ihm sogleich Arme und Beine ab, um sich davon zu überzeugen, so dass der Unglückliche elend umkam. So tief hatte sich das Gespenst in der Einbildungskraft der Menschen festgesetzt [2]).

Bei den Masuren in der Provinz Preussen wird der Werwolf (wilkolek) schon im 16. Jahrhundert von Georg Sabinus erwähnt. Zu seiner Zeit ward ein Mensch, der sich für einen solchen ausgab, von den Bauern ergriffen und vor Herzog Albrecht nach Königsberg gebracht. Er war von verwilderter Gestalt, hatte im Gesicht Wunden und Narben, die von Bissen der Hunde herstammen sollten, welche er als Wolf verfolgt hatte. Er bekannte im Verhöre, dass er zwei-

---

[1]) Hecker, Geschichte der Heilkunde. Berlin 1829. II. 76.

[2]) Hecker, a. a. O.

mal im Jahre, zu Weihnachten und Johannis, in einen Wolf verwandelt werde und durch innerlichen Trieb gezwungen in den Wäldern unter Wölfen sich aufhalte. Ehe die Haare ausbrächen und er einen Wolfspelz anzöge, empfände er grosse Schwachheit und Gemüthsbeklemmungen. Um eine Probe mit ihm anzustellen, wurde er im Königsberger Schlosse verwahrt und gut bewacht. Natürlich blieb er derselbe [1]).

In Estland werden Werwölfe schon im 17. Jahrhundert erwähnt. Das Wierländische und Jerwensche Manngericht verurtheilte am 16. Juni 1651 einen sechszehnjährigen Burschen Namens Hans zur Züchtigung mit zehn Paar Ruthen bei der Kirche von Haljal, weil er auf Befehl des Bösen sich in einen Wolf verwandelt hatte und umherjagte, um Schweine, Schafe, Hunde und Kälber zu fangen und aufzufressen. Als er entlarvt wurde, gestand er seine Sünde und äusserte: er könne es nicht lassen, wenn geblasen würde, so müsse er fort [2]).

Auch sonst liegen noch zahlreiche Berichte von Lykanthropen aus Deutschland, Frankreich, Italien vor, welche alle darauf deuten, dass wir es hier mit einer Geisteskrankheit zu thun haben, die allerdings mit dem Werwolf der Sage in auffallender Uebereinstimmung steht und nicht allein auf Europa beschränkt ist, sondern in Abessinien wiederkehrt, von wo wir auch die Werwolfsage bereits kennen lernten (S. 70).

Nach Theophil Waldmaier [3]) ist das Budawesen eine Krankheit, die den Betroffenen völlig zum Thiere macht. „Er fängt an ganz unnatürlich zu brüllen und zu knurren und Töne auszustossen, die man am besten mit dem Geheul einer Hyäne vergleichen kann. Er geht nicht mehr aufrecht, sondern auf allen Vieren; fast Niemand ist stark genug ihn zu halten und sucht man ihn zu binden, so zerreist er die Bande mit übernatürlicher Kraft. Medicin hilft nicht, nur — ganz wie der Schamane oder Medicinmann — der Beschwörer, der den bösen Geist bannt. „Was soll Deine Speise oder Trank sein", fragt er den Besessenen. Dieser verlangt nun Excremente, Urin, feurige Kohlen und dergleichen und der ehrliche Waldmaier berichtet, wie er mehr denn einmal gesehen, dass ein Buda solche Dinge ohne Schaden verschlang. Dann erfolgt die Heilung durch den Beschwörer; der Buda weiss nach erfolgter Heilung nichts von

[1]) Töppen, Aberglauben aus Masuren. Königsberg 1867. 27.
[2]) Russwurm, Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. Reval 1861. 166.
[3]) Erlebnisse in Abessinien. Basel 1869. 129.

dem Vorgefallenen. Gewöhnlich sind, nach Waldmaier, Leute zwischen dem 20. und 40. Jahre, und meist im September und October, vom Buda befallen. „Bis jetzt ist es nicht gelungen, dieser Krankheit auf den Grund zu kommen und ihre Ursachen und ihr Wesen mit Sicherheit festzustellen.“

John Elliot, welcher 1788 die Garrowgebirge in Assam erforschte, berichtet von einer dort unter den Eingeborenen herrschenden Krankheit, welche ganz an die Lykanthropie unsers Mittelalters und die Budakrankheit Abessinien's erinnert. Sie nennen, sagt er, diese Raserei „Verwandlung in einen Tiger“, weil der damit Behaftete wie dieses Raubthier einsam umherschleicht und alle menschliche Gesellschaft scheut. Der Kranke reisst sich die Haare aus, rauft die Ringe aus den Ohren u. s. w. Wiederhergestellt geben die Kranken an, nichts von dem zu wissen, was ihnen widerfahren sei [1]).

Der Zweck unserer Zusammenstellungen ist erreicht, wenn wir dargethan haben, dass derselbe Glaube an die Thierverwandlung, meist in identischen Formen, überall wiederkehrt, dass hier ein Gemeingut aller Völker vorliegt, kein abgeschlossenes Besitzthum irgend einer Race oder einer Familie, dass somit eine Erklärung des Werwolfes aus den Anschauungen Eines Volkes heraus unzulässig ist, sondern hierbei allgemeine Gesichtspunkte angenommen werden müssen.

Vampyr.

Mit dem Werwolf wird häufig der Vampyr verwechselt. Indessen beide sind verschiedene Wesen, wenn auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen hervortritt. Der Werwolf, ein Mensch, der gelegentlich in einen Wolf sich verwandelt, ist weit universeller als der Vampyr, ein aus dem Grabe wiederkehrender Verstorbener, welcher den Ueberlebenden das Blut aussaugt, wobei derselbe allerdings auch Thiergestalt anzunehmen vermag. Er hat sein Centrum,

[1]) Elliot, Bemerkungen über die Einwohner der Garrow-Berge. In Sprengel's Auswahl der Völker- und Länderkunde. Halle 1795. III. 27.

seinen Focus bei den slavischen Völkern, wenn er auch weiter sich nachweisen lässt und in verwandten Formen oder anklingend *über die ganze Erde* vorkommt. Im allgemeinen mag auch, was Hanusch bemerkt, als richtig gelten, dass nämlich Vampyrglauben da nicht vorkommt, wo die Leichen verbrannt werden. Stellen wir zunächst zusammen, was aus slavischen Gegenden darüber vorliegt, wobei die einzelnen charakteristischen Züge des Vampyrs am entwickeltsten auftreten.

Bei den Slaven. Bei den Kaschuben in Westpreussen heisst der Vampyr Vieszcy, der Wissende, die zwischen ihnen wohnenden Deutschen nennen ihn Gierhals oder Gierrach. Vampyr wird, wer mit Zähnen oder einer Glückshaube auf dem Kopfe zur Welt kommt; er hat bei der Geburt einen rothen Fleck am Leibe und behält als Leiche ein rothes Gesicht. Im Sarge lebt der Vampyr fort, und zieht die Glieder seiner Familie in's Grab nach sich, indem er ihnen nächtlicherweile im Schlafe das Herzblut aussaugt. Eine Bisswunde auf der linken Brust zeigt die Ursache ihres Todes an. Um den Vampyr unschädlich zu machen, trennt man ihm das Haupt vom Rumpfe und schüttet Erde zwischen beide Theile; auch verstopft man den Mund mit Erde. Ein anderes Mittel ist, ihm einen Strumpf oder ein Netz mit in's Grab zu geben, von dem er jedes Jahr eine Masche aufreisst. Ferner giebt man ihm geprägtes Geld oder eine Ziegelscherbe in den Mund, streut auch Mohnkörner in den Sarg, die der Vampyr zählen muss. In Pommerellen zehrt der erste, welcher an einer Seuche stirbt, im Grabe an seinem Laken, so lange er daran zu zehren hat, hört das Sterben nicht auf.

Mannhardt erwähnt Leichenausgrabungen in Folge dieses Glaubens aus den Dörfern Mariensee und Wonneberg. Noch 1855 wollte der Pöbel den an der Cholera verstorbenen Probst von St. Albrecht in Danzig ausgraben, weil er das rothe Mal auf dem Gesichte gehabt habe [1]. Folgender Fall gehört der neusten Zeit an.

Die Frau des Waldwärters Gehrke zu Pniewo im westpreussischen Kreise Schwetz war im Februar 1870 gestorben und auf dem Kirchhofe zu Biechowo beerdigt worden. Gleich darauf erkrankte ihr Ehemann sehr heftig und ebenso seine Kinder. Es herrscht in dortiger (meist polnischer) Gegend der Aberglaube, dass wenn nach dem Tode eines Familiengliedes plötzliche Krankheiten in der Familie auftreten, dies der Verstorbene verschulde, indem er alle seine Verwandten

[1]) Zeitschrift für deutsche Mythologie IV. 263.

nachhole, um sich mit ihnen im Grabe wieder zu vereinigen. Um diesem vorzubeugen, schaufelte der Bruder des erkrankten Gehrke in Gemeinschaft mit einem gewissen Jahnke zu Nachtzeit das Grab auf, öffnete den Sarg und legte Leinsamen und ein Fischernetz hinein. Die hinzugekommene Frau des Jahnke meinte aber, das werde nicht helfen, da die Verstorbene ja eine auffallend rothe Gesichtsfarbe habe und in Wirklichkeit wohl noch nicht todt sei, obwohl sie schon vor vier Wochen beerdigt war. Man griff daher zu einem drastischen Mittel: der Leiche wurde mit einem Spaten der Kopf abgestochen und dann unter den Arm gelegt. Durch das Kreisgericht zu Schwetz erfolgte Bestrafung der Theilnehmer an diesem Akte wegen Grabschändung, wobei auf ihre Behauptung, dass der erkrankte Gehrke in Folge der stattgefundenen Operation in kurzer Zeit wieder gesund geworden sei, keine Rücksicht genommen wurde [1]).

Nach litauischem Glauben hat ein Kind, welches abmagert, Mitesser. Um diese zu vertreiben, geht eine alte Frau mit dem Kinde auf den Kirchhof an das Grab des zuletzt beerdigten Kindes. Hier bohrt sie mit einem langen Stabe durch das Grab bis auf den Sarg und klopft dreimal an denselben an. Meldet sich der Todte, was unfehlbar geschieht, so wird das Kind gesund [2]). Offenbarer Zusammenhang mit dem Vampyraberglauben.

Allgemein ist der Vampyrglaube bei den Ruthenen. Es war in früheren Zeiten etwas ganz gewöhnliches, dass Leute, die in Lebzeiten im Rufe der Hexerei gestanden, nach ihrem Tode für Vampyre gehalten wurden, die man dadurch unschädlich zu machen glaubte, dass man ihre Leichname ausgrub, zerstückte und verbrannte. Noch im Jahre 1817 geschahen in Ungarn Leichenschändungen trotz aller Einsprache der Geistlichkeit [3]).

Die tschechische mûra, ein dem Alp und Drud verwandtes Wesen, geht in den Vampyr über. Nachts saugen die mury den Leuten das Blut aus der Brust. Sagen von Vampyren haben sich aus dem 14. Jahrhundert in Böhmen erhalten [4]), doch ist dieser Glaube

---

[1]) Globus XIX. 96.

[2]) Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. 79.

[3]) H. J. Bidermann, Die ungarischen Ruthenen. Innsbruck 1862.

[4]) Im Jahre 1336 starb zu Flahe bei Kaaden der Hirt Myslata. Nachts stand er aus dem Grabe auf und würgte die Leute; wen er bei Namen rief, der starb innerhalb acht Tagen. Als sie den Leichnam mit einem Pfahle durchschlugen, sagte er: Sie haben mir was rechtes geschadet, als sie mir die Keule gaben, dass ich mich der Hunde erwehren könne. Als man ihn ausgrub, um ihn zu verbrennen, war er wie

dort nicht mehr so rein vorhanden, wie bei den weiter östlich lebenden Slaven. Jedes Kind, das mit Zähnen auf die Welt kommt, wird zur můra; ein Mittel gegen den Blutsauger ist, ihn mit der Hand zu ergreifen und mit einem Nagel an die Wand zu heften; auch wer ein mit Menschenkoth bestrichenes Tuch sich auf die Brust legt, bleibt von ihr verschont.

Wenn man in Böhmen den Aberglauben hat, das Stroh, auf welchem der Todte lag, auf's Feld zu werfen, damit es schnell faule und hiermit der Todte auch, so liegt darin ein Anklang an den Schaden, welchen nicht verweste Todte als Vampyre anrichten können und die durch Verwesen ganz vernichtet werden mussten [1]).

In Mähren ist das Aufsteigen der Vampyre aus dem Grabe beobachtet worden. „Man sieht, wie etwas zu wühlen anfängt, wie eine Henne in einem Aschenhaufen, dann wächst es wie ein Schaf." Wenn man dem Leichnam dann mit einem Grabscheite den Kopf absticht, so thut dies gute Dienste [2]).

Die Kleinrussen nennen den Vampyr mjertovjec. Er reitet Nachts auf Pferden umher und verschwindet mit dem dritten Hahnkrat. Seine Fussspuren erkennt man, wenn man vor dem Schlafengehen Salz auf die Erde streut. Man macht diesen „Todtengänger" unschädlich, wenn man ihm einen Pfahl von Eichenholz durch den Rumpf schlägt. Dann spritzt sein Blut hoch auf, auf wen es sich ergiesst, der stirbt. Der Weg vom Grabe bis zu dem Hause, wohin der mjertovjec kam, wird mit Mohnkörnern bestreut, denn diese müsste er zuvor auflesen, wenn er wieder kommen wollte [3]).

Im Dalmatien unterscheidet man in den Küstengegenden den Denac und Orko vom Vukodlak. Böse Leute oder solche, unter deren Leiche irgend welche Thiere hingelaufen sind, verwandeln sich in den Denac; Flucher, Geizhälse oder andere lasterhafte Menschen aber werden nach ihrem Tode zum Orko, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, den Leichnam mit einem Weissdornpfahl zu durchbohren oder dem eben Verstorbenen die Sehnen an den Füssen zu durchschneiden. Auf der Insel Meleda glaubt man, dass Personen, die sich während ihres Lebens nicht gescheut, an Festtagen zu

---

ein Ochs aufgebläht und brüllte fürchterlich; und als man ihn mit einem Pfahl durchbohrte, floss Blut aus ihm. Nachdem er verbrannt war, hörte das Uebel auf. (Grohmann Nr. 1345.)

[1]) Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen. Nr. 117. 122. 124. 127.

[2]) Hanusch in Zeitschrift für deutsche Mythologie. IV. 200. 201.

[3]) Zeitschrift für deutsche Mythologie. IV. 264.

arbeiten, nach ihrem Tode als Orko umgehen müssen und fürchtet besonders den Fall, wo ein männlicher und weiblicher Orko zugleich im Dorfe erscheinen, indem dann die Bevölkerung desselben gänzlich zu Grunde geht. Um diese Gefahr zu vermeiden, schneidet man daher allen, die im Rufe stehen, sehr fleissig zu sein, bei ihrem Tode die Sehnen an den Füssen durch [1]).

In Krain verhindern die Uskoken das Wiederkehren der Vampyre aus dem Grabe dadurch, dass sie auf den Körper derselben ein wenig Erde und auf den Kopf einen schweren Stein werfen [2]).

In Bulgarien wird ein Verstorbener zum Vampyr, wenn ein Hund oder eine Katze über die Leiche springt. Doch ist der Vampyrismus dort auch in gewissen Familien erblich oder kann angehext werden; z. B. wenn ein heimtückischer Maurer beim Beginn eines Hausbaus des Vorübergehenden Schatten mit einer Schnur misst und diese dann in die Grundveste mit einmauert. Bereits nach 40 Tagen wird der Betroffene zum Talasam (böser Geist) und beunruhigt des Nachts bis zum ersten Hahnenschrei mit allerlei Spuk die friedlichen Ortsbewohner. Neun Tage nach dem Begräbnisse verlässt der Vampyr sein Grab und verübt koboldartigen Schabernack; so treibt er es 40 Tage lang als Schatten; dann aber entsteigt er mit Fleisch und Blut dem Grabe, heirathet wieder und verzehrt Nachts gefallene Büffel oder saugt den Kühen, seltener den Menschen das Blut aus. Um nun den „Lipir“ oder Krvapijac (Blutsauger) unschädlich zu machen, öffnet man das Grab und stösst dem Leichnam einen Nagel oder Pfahl tief in die Brust [3]).

Ganz ähnlich sind die Anschauungen im benachbarten Serbien. Wenn ein Vogel über einen unbegrabenen Leichnam fliegt, so wird letzterer zum Vampyr (vukodlak), der 40 Tage nach dem Begräbnisse aus der Gruft steigt und durch das kleinste Schlüsselloch kriechen kann. Von Weihnacht bis Christi Himmelfahrt wüthet der Vampyr am meisten. Kommen im Dorfe viele Sterbefälle vor, so ist sicher ein Vampyr daran Schuld. Man nimmt dann einen Rappen, führt

---

[1]) v. Reinsberg-Düringsfeld im Globus XVII. 380.

[2]) Zeitschrift für deutsche Mythol. IV. 269.

[3]) Kanitz, Donaubulgarien. I. 76. 78. Im Dorfe Peschtera stürzte ein Maurer beim Hausbau herab und verunglückte. Nachdem er begraben war, begann es im Hause des Meisters zu spuken. Man begab sich nun zum Grabe des Vampyrs, öffnete es und fand den Leichnam bedenklich aufgeschwollen und noch gänzlich unverwest. In Folge dieser untrüglichen Zeichen des Vampyrthums durchlöcherte man den Körper mit vielen Pistolenschüssen, bis er einem Siebe glich und verbrannte ihn hierauf zu grösserer Sicherheit in einem mit Dornen unterhaltenen Feuer. (Das. 79.)

ihn auf den Friedhof zu dem Grabe, in welchem man den Menschenwürger vermuthet. Geht das Pferd nicht über das Grab hinweg, dann ist er glücklich gefunden; man öffnet die Gruft, spiesst den Cadaver mit Pfählen fest und macht ihn so unschädlich [1]).

Bei den seit dem vorigen Jahrhundert germanisirten Slaven im hannoverschen Wendlande heisst der Vampyr „Dubbelsüger", Doppelsauger. Noch in der neusten Zeit sind dort Prediger angegangen worden, Erlaubniss zu ertheilen, dass man die Leichen vermeintlicher Doppelsauger ausgraben dürfe, um sie unschädlich zu machen. Die Entstehung des Vampyrs erklärt der hannoversche Wende folgendermassen: Ist das Kind bereits entwöhnt und wird nochmals an die Brust der Mutter gelegt, so bekommt es durch diese Doppelentwöhnung die Eigenschaft, dass es nach seinem Tode im Grabe mit den nicht verwesenden Lippen die Fleischtheile der eigenen Brust aufsaugt und dadurch seinen nächsten Angehörigen durch Sympathie die Lebenskraft entzieht. Weiss man mit Bestimmtheit, dass der Hingeschiedene ein Doppelsauger war, so wird aus Vorsicht der Leiche ein Geldstück, worauf ein Andreaskreuz sich befindet, oder ein Kreuzheller zwischen die Zähne gesteckt [2]), oder man legt derselben ein halbkreisförmig ausgesägtes Brett unter das Kinn, so dass Kopf und Brust völlig getrennt sind. Vor allem sucht man beim Schliessen des Sarges sorgfältig zu vermeiden, dass die Lippen des Verstorbenen mit einem Theile seines Todtenkleides in Berührung kommen. Wäre dies durch Unvorsichtigkeit dennoch geschehen, so würde er „nach-

---

[1]) Kanitz, Serbien. 535. Im Jahre 1725 fand im Dorfe Kisolova bei Gradiska ein förmlicher Aufstand statt; zahlreiche Menschen starben und behaupteten auf ihrem Todtenbette: der bereits vor zehn Wochen verstorbene Peter Plogojowitz habe sie im Schlafe gewürgt, in Folge dessen der kaiserliche Provisor in Verbindung mit dem Popen von Gradiska die Ausgrabung der Leiche vornahm. Sie erschien noch ganz frisch, Haar und Bart waren gewachsen und der ganze Leib so beschaffen, „dass er in seinen Lebzeiten nicht hätte vollkommener sein können." In Folge dessen „haben gesammte Unterthanen in schneller Eil einen Pfeil gespitzet, mit solchem den todten Cörper zu durchstechen, an das Hertz gesetzet, da denn bei solcher Durchstechung häuffiges Blut, so gantz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen; sie haben endlich offt ermeldeten Cörper in hoc casu gewöhnlichem Gebrauch nach zu Aschen verbrannt." (Michael Ranft, Tractat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer hungarischen Vampyrs und Blutsauger gezeigt wird. Leipzig 1734.)

[2]) Die rhodischen Bauern legen, um dem Vampyrismus eines Verstorbenen vorzubeugen, in dessen Mund ein Stückchen von einem antiken Ziegel, auf welches der Priester das mystische Zeichen des Pentalpha nebst den Worten Ἰησοῦς χριστὸς νικᾷ geschrieben hat. B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen. I. 164.

zehren", d. h. ein Glied der Familie nach dem andern in's Grab holen. Damit der Doppelsauger nicht wieder in's Haus zurückkehre, werden folgende Vorsichtsmåssregeln getroffen: Beim Heraustragen der Leiche hebt man die bewegliche Schwelle der Hauptthür von der grossen Diele (de Süll) hoch und lässt den Sarg nebst dem ganzen Leichengefolge unter dieser Schwelle durch. Später legt man dieselbe wieder so fest auf's Fundament, dass nicht der geringste Zwischenraum übrig bleibt. Jetzt ist die Rückkehr unmöglich, weil der Doppelsauger nur den Weg in's Haus nehmen darf, auf welchem er aus demselben gekommen ist. Stellt sich aber erst im Laufe der Zeit heraus, dass der Verstorbene ein Doppelsauger gewesen ist, was durch das plötzliche Abmagern eines Familiengliedes bewiesen wird, so schleichen die Angehörigen in der Stille der Nacht nach dem Kirchhofe, graben die Leiche wieder aus und stossen ihr mit einem Spaten das Genick ab; dadurch ist dem Todten jede böse Einwirkung auf die Lebenden entzogen. Ein wirklicher Doppelsauger soll der Sage nach dann einen lauten Schmerzensschrei ausstossen [1]).

Bei den Deutschen. Unter den Deutschen herrscht der Vampyrglaube vorzugsweise da, wo sie mit Slaven durchsetzt sind, doch zeigen sich, wie Mannhardt nachgewiesen hat, auch Spuren desselben in rein germanischen Landen. Luther berichtet: Es schrieb ein Pfarrherr Georgen Rörer gen Wittenberg, wie ein Weib auf einem Dorfe gestorben wäre und nun, wie sie begraben wäre, fresse sie sich selbst im Grabe. Darum wären schier alle Menschen im selben Dorfe gestorben. Als die Pest im Schmalkaldischen stark wüthete, glaubte man, an dem „um sich fressen" seien die Todten schuld, riss die Gräber auf und stach den Leichnamen den Kopf ab. In der Grafschaft Mark heisst es: Wenn der Leichnam „swanke" (elastisch bleibt), werde bald einer aus dem Hause nachfolgen. Auch an skandinavischen Beispielen fehlt es nicht. Die isländischen Wiedergänger sind Leichen, die ihr Grab verlassen und umgehen, mit Lebenden ringen und mit Weibern Gemeinschaft pflegen. Man findet sie im Grabe unverwest, mit rother Gesichtsfarbe und schlägt ihnen zur Abwehr einen Nagel durch die Sohle [2]). Wurde in Lothringen ein Vampyr begraben, so brach in dem Dorfe eine Pest aus, die andauerte, bis die Leiche das ganze Grabtuch verschlungen hatte [3]). Nach mecklenburgischem Aberglauben zieht eine Leiche, der man

---

[1]) (K. Hennings) Das Hannoversche Wendland. Lüchow 1862. 70.

[2]) Zeitschrift für deutsche Mythologie. IV. 274.

[3]) Bastian, Der Mensch in der Geschichte. II. 367.

im Sarge ein Stück Zeug zwischen die Zähne gesteckt hat, bald die ganze Familie in die Erde nach. Deshalb wird auch Leichen allgemein ein Bogen weisses Papier unter das Kinn geschoben, damit ja kein Stück des Todtenhemdes die Lippen berühren möge [1].

In Portugal wird der Vampyr durch die Bruxa vertreten. Bei Tage verweilt sie in ihrer Familie, welche keine Ahnung von ihrem schrecklichen Treiben hat, Nachts nimmt eine dämonische Gewalt von ihr Besitz, deren Herrschaft von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang dauert. Ist die Bruxa verheirathet, so verlässt sie heimlich ihr Lager und nimmt die Gestalt eines Nachtvogels an. Als Eule oder Fledermaus von riesiger Gestalt fliegt sie über Berg und Thal und hält Zusammenkunft mit anderen Bruxen und ihren teuflischen Buhlen. Sie entführen, ängstigen und peinigen die einsamen Wanderer. Wenn sie heimkehren, saugen sie dem eigenen Kinde das Blut aus, während sie ihm mit ihren Schwingen Luft zufächeln. Haben sie einmal Blut gekostet, dann wächst die Leidenschaft und sie verschonen kein Nachbarhaus. Graut der Morgen, so nimmt die Bruxa wieder natürliche Gestalt an [2].

Walachen und Albanesen. Die südlich an die Slaven grenzenden Völker haben einen sehr ausgebreiteten Vampyrglauben. Der Rumäne (Walache) vermuthet die Vampyre in verstorbenen rothhaarigen Männern, die als Hund, Frosch, Floh, Wanze erscheinen können und am liebsten schönen Jungfrauen das Blut aussaugen. Durch Festnageln des Cadavers im Sarge oder Einschlagen eines starken Pfahles glaubt man sie unschädlich zu machen [3]. Gegen Vampyre umziehen die Walachen das Grab derselben mit langen Streifen Werg, breiten auf allen vier Seiten je einen Fingerhut voll Schiesspulver aus und zünden das Ganze an. Auch giebt man der Leiche ein Stück ungelöschten Kalks mit in das Grab [4].

Bei den Albanesen ist der Glaube an umgehende Verstorbene allgemein verbreitet; der Toske nennt sie, wie der Neugrieche, Bourkolaken. An einigen Orten glaubt man, dass jede Leiche zum Bourkolak werde, über die eine Katze oder sonst ein Thier gesprungen sei. Eine solche Leiche unterliegt der Verwesung nicht; über ihrem Grabe zeigt sich allnächtlich ein Lichtschimmer, nach 40 Tagen erhebt sie sich und geht um, stellt allerlei Unheil im eigenen oder

---

[1] Stuhlmann im Globus. XIII. 213.

[2] Die Natur. Halle, 9. Dec. 1876. 563.

[3] Kanitz, Serbien. 331.

[4] A. Schott im Ausland 1848. 289.

verwandten Häusern an und schläft sogar mit der hinterlassenen Frau. Vor Alters wurden solche Leichen ausgegraben und verbrannt und dieses geschieht mitunter noch jetzt. Man wählt zu diesem Akte die Nacht vom Freitag auf den Sonnabend, in welcher der Bourkolak in seinem Grabe ruht. In Perlepe sollen mehrere Familien wohnen, welche Wampiri heissen; sie gelten als Abkömmlinge solcher Bourkolaken und sind von aller Welt gemieden. Sie verstehen sich auf die Kunst, schwärmende Bourkolaken zur Ruhe zu bringen, halten dieselbe aber geheim. Man verschreibt sie aus diesem Grunde auch nach anderen Städten.

Die Gegen bei Elbassan unterscheiden zwei Arten von Vampyren. 1. *λjουβγατ*, türkische Leichen mit ungeheuren Nägeln, welche in ihre Sterbetücher gehüllt umgehen, was sie finden verzehren und Menschen erdrosseln. 2. *χαρκαντσολjι*, Zigeunerleichen; sie erscheinen besonders im Monate Januar und ihr Hauch ist tödtlich. Blutsauger oder Leichenverzehrer scheinen diese Gespenster nicht zu sein. Nach dem Glauben der christlichen Gegen kann kein Christ zum Gespenste werden; bei den Tosken giebt aber die Religion hierin kein Vorrecht [1]).

Bei den Neugriechen ist der Bourkolak (*βουρκόλακας*) der Vampyr. Das Wort ist slavischen Ursprungs und identisch mit dem slavischen Namen des Werwolfs; da beide blutgierige, auf Menschenmord ausgehende Geschöpfe sind, und der Vampyr gleich dem Werwolf Thiergestalt anzunehmen vermag, so konnten sie in der Vorstellung des Volkes leicht miteinander vermengt werden und demzufolge der Name des einen auf den Begriff des andern übergehen. Auf Kreta und Rhodos heisst er *καταχανᾶς*, auf Cypern *σαρκωμένος*. Zum Vampyr wird bei den Neugriechen ein Mensch, welcher excommunicirt starb, der, welcher seiner Gevatterin beiwohnt, wer von den Eltern verflucht, wer eines gewaltsamen Todes gestorben ist oder unbestattet blieb. Untrügliches Zeichen eines Vampyrs ist, wenn die Leiche im Grabe nicht verwest, sondern anschwillt und ihre Haut straff wie ein Trommelfell wird, womit in der Regel ein blühendes Aussehen des Todten verbunden ist. Frisch und kräftig bleibt der Vampyr, weil er sich vom Fleische und Blute der Lebenden nährt, wobei zunächst die hinterlassenen Glieder der eigenen Familie an die Reihe kommen. Ein besonderer Leckerbissen ist für ihn die Leber. Nach dem Volksglauben auf Chios klopft der Vampyr oft Nachts

[1]) v. Hahn, Albanes. Stud. Jena 1854. 163.

an die Thüren der Häuser und ruft einen der Bewohner bei Namen: antwortet derselbe, so stirbt er Tags darauf; giebt er keine Antwort, so bleibt er unversehrt. Als dämonisches Wesen ist er der Verwandlung in verschiedenen Gestalten fähig, auch die Gabe zu fliegen wird ihm zugeschrieben.

Kommt ein Verstorbener in den Verdacht des Vampyrismus, so wird zunächst für die Ruhe seiner Seele eine Messe gelesen. Hat dies keinen Erfolg, so öffnet man sein Grab und falls die oben geschilderte Beschaffenheit der Leiche den Verdacht zu bestätigen scheint, nimmt der anwesende Priester eine Beschwörung des bösen Geistes vor. Half dies nichts, so riss man früher dem Todten das Herz aus, hackte es in Stücke und verbrannte hierauf den ganzen Körper. Vereinzelt kam auch das Festnageln des Todten vor. In Mytilene werden die Gebeine derjenigen, die nicht ruhig in den Gräbern liegen wollen, auf ein in der Nähe befindliches kleines Eiland übergeführt und hier wieder begraben, weil der Vampyr salziges Wasser nicht überschreiten kann.

Es ist wahrscheinlich, dass mit dem Namen die Griechen auch einzelne den Vampyr betreffende Vorstellungen von den Slaven entlehnten, doch finden sich die wesentlichen Grundlagen dieses Aberglaubens bereits im hellenischen Alterthum vor, wofür Bernhard Schmidt die Beläge zusammengestellt hat [1]).

Bei finnischen Völkern. Den Uebergang nach Asien gewinnen wir durch die finnischen Völker an der Wolga. Die Tscheremissen verhindern die Wiederkehr Verstorbener als böse Geister, indem sie ihnen Nägel durch das Herz und die Fusssohlen treiben und den Sarg mit Eisen beschlagen [2]).

Die Tadiben (Schamanen) der Samojeden haben ein unsterbliches Leben; sie verwandeln sich nach dem Tode in sogenannte Itarma, Geister, welche bald in ihrem Grabe ruhen, bald wieder auf der Erde, namentlich zur Nachtzeit, umherwandeln und nach ihrem früheren Charakter entweder gutes oder böses ausüben [3]), sie sind somit gelegentlich Vampyre oder doch diesen verwandte Wesen.

Die Tschuwaschen sind davon überzeugt, dass die Verstorbenen in ihre Wohnungen zurückkehren können, namentlich jene, welche im Leben böse und unruhig waren. Auch von Missgestalteten fürchtet man, dass sie nach ihrem Tode aus dem Grabe wiederkehren

---

[1]) B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen. I. 157 ff.

[2]) Bastian, Der Mensch in der Geschichte. II. 365.

[3]) M. A. Castrén's Reisen im Norden. Leipzig 1853. 305.

und Zauberei treiben. Um dies zu verhindern, wird die Erde im Grabe solcher Personen besonders fest gestampft, manchmal auch das Grab mit eisernen Reifen beschlagen; der Leiche selbst aber treibt man grosse eiserne Nägel durch das Herz und die Fusssohlen, um sie an der Rückkehr zu verhindern [1]).

Verwandt dem Vampyr ist auch das armenische Ungeheuer Dachnavar, welches in einer Höhle bei Eriwan wohnt und jedem, der das Gebirge besucht, in der Nacht das Blut aus den Fusssohlen saugt, bis er todt ist [2]).

Ghulen im Orient. In dieselbe Kategorie gehören die dämonischen Ghulen, die nach arabischem und persischem Volksaberglauben Menschen tödten und verzehren, und ähnlich ist die ʿalûkah (Sprüche Salom. 30, 15), eine gespenstische Unholdin, die den Menschen das Blut aussaugt und darum den Namen des Blutegels trägt [3]). Bei den Aegyptern können die Ghulen die Gestalt verschiedener Thiere annehmen; sie jagen auf den Friedhöfen und an ähnlichen Orten umher, nähren sich von den Leichen und morden und verschlingen jeden Menschen, der das Unglück hat in ihre Gewalt zu fallen [4]).

Vampyr in Asien. Bereits die Atharva Veda kennt den Glauben an Blutsauger in einer Anrufung an den plagenscheuchenden Agni:

„Die fluchende Zauberin du brennen magst, Schwarzspuriger,
Die da fluchte mit Verfluchung, die bösen Trug hat angelegt,
Die unser Kind fasst, ihm den Saft zu rauben, ihr eignes Kind sie fressen soll!“ [5])

So finden wir denn auch noch heute in Indien ähnliche Vorstellungen verbreitet. In Jeypur z. B. hat man den Glauben an alte Weiber, die nächtlicher Weile sich auf die Dächer der Häuser setzen und durch eine Oeffnung ein Knäuel Garn, dessen Ende sie im Munde behalten, auf den Schläfer werfen, dem sie solchergestalt das Blut aussaugen, indem der Faden als Leitung dient [6]). Dass in Siam der Vampyrglaube allgemein zu Hause sei, versichert Sir John Bowring [7]). Er findet sich auch unter Malayen. Die Dajaks befestigen die Leiche mittels hölzerner Riegel auf dem Boden, damit der Geist des Ver-

---

[1]) Ausland 1841. 439.

[2]) v. Haxthausen, Transkaukasia. I. 170.

[3]) Riehm, Handwörterbuch des Bibl. Altertums unter „Egel“.

[4]) Lane, Modern Egyptians. London 1856. I. 312.

[5]) Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag 1864. Nr. 118. (Nach Weber's Indischen Studien.)

[6]) Trans. Ethnol. Soc. VI. 278. (1868.)

[7]) Kingdom and People of Siam. I. 140.

storbenen (Bankit) nicht auf den Einfall kommt, in den Körper zurückzukehren und Schaden anzurichten [1]).

In Afrika. Bei den Negern an der Sklavenküste vertritt der Blutmensch (Wume) unsern Vampyr; wer einen Menschen ermordet oder durch Zauberei, Giftmischerei, Hexerei tödtet, wird solch ein Wume, der an einem besondern abgelegenen Orte begraben werden muss, um nach seinem Tode den Lebenden nicht weiter schaden zu können. Im November 1857, erzählt der Missionar J. Steinemann, wurden in Waya die Gebeine eines unschuldigen Weibes wieder ausgegraben und am Blutmenschenorte verbrannt. Ihr Kind war nicht lange nach ihrer Beerdigung gestorben und ein zweites war ebenfalls krank. Da ging der Mann zur Todtenfragerin, welche zur Antwort gab: seines verstorbenen Weibes Noali (abgeschiedene Seele) habe das Kind getödtet, werde das andere auch noch tödten und nicht eher von seinem Hause lassen, bis die Gebeine ausgegraben und am Blutmenschenorte verbrannt seien. Das geschah im Dunkel der Nacht unter fürchterlichem Lärme der Bewohner [2]).

Anklingende Vorstellungen haben auch andere Neger. So glauben die im Westen des Nyassa-See's wohnenden Maravi, dass die Murois sich Nachts unsichtbar machen und auf den Kirchhöfen vom Fleische der Todten schmausen [3]), und die Neger am Ogowe kennen unter dem Namen Njamba oder Nschango Kakodämonen, welche Nachts ihr Wesen treiben und besonders den Weibern gefährlich sind. Die Person, welche von ihnen heimgesucht wird, stirbt unfehlbar einige Tage nach dem Besuche [4]). Fehlt hier die charakteristische Vorstellung von dem wiederkehrenden Todten, so ist diese dagegen bei den Herero vollständig ausgebildet. Hier kehrt der Verstorbene in Gestalt eines weissen Hundes aus dem Grabe zurück; er heisst dann Otjiruru. Begegnet dieses Gespenst jemanden und ruft ihn an, dann muss derselbe sterben, falls er ihm antwortet (wie auf Chios oben S. 89). Auch besucht der Otjiruru des Nachts die Hütten und trinkt die Milchkalabassen aus [5]).

In Amerika begegnet uns der Vampyraberglauben schon gleich nach der Entdeckung. Bei den alten Bewohnern Haiti's suchten die Geister der Abgeschiedenen als Gespenster in Träumen die Lebenden

---

1) Bastian, Mensch in der Geschichte. II. 365.
2) Mitth. der k. k. geogr. Ges. in Wien. 1863. 33.
3) Zeitschrift für Erdkunde. VI. 273. (1856).
4) Verhandl. der Ges. für Erdkunde zu Berlin. 1876. 133.
5) Josaphat Hahn in Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. IV. 502. (1869.)

heim und quälten die Schläfer durch wollüstige Umarmungen. Diese übrigens den Lebenden an Gestalt gleichen Vampyre waren an der fehlenden Nabelhöhle kenntlich [1]).

Die Pehuenchen fürchten am meisten ihre verstorbenen Verwandten, da diese in schreckender Gestalt wiederkehren, um die irdische Ruhe zu stören. Stets schaffen sie den Verstorbenen mit den Füssen zuerst aus dem Toldo, da der Leichnam sonst als irrendes Gespenst wiederkehrt. Verlässt die Horde das Thal, wo sie längere Zeit sich aufhielt und einige aus ihrer Mitte begrub, so wird der Weg unter vielen sonderbaren Gebräuchen angetreten und der Pfad vielemal durchkreuzt, damit die etwa folgenden Gespenster die Spur verlieren mögen [2]).

Die Vorstellung vom Vampyr unter den Irokesen hat Schoolcraft nachgewiesen. Ein Mann und eine Frau vom Stamme der Tuscaroras mussten über Nacht in einem Todtenhause Zuflucht suchen. Nachdem sie das Licht ausgelöscht und einschlafen wollten, hörten sie ein schmatzendes Geräusch. Der Mann zündete das Feuer nun wieder an und sah, dass ein Geist vom Fleische der Leichen gegessen hatte. Zwei Senecas, Mann und Frau, schliefen gleichfalls in einem Todtenhause; da wacht das Weib auf, hört ein schlürfendes und schmatzendes Geräusch und sieht das Blut ihres todten Ehemannes über den Boden strömen, der von einem Geiste angefressen war. Da floh sie, hörte aber noch hinter sich den Kriegsruf des Geistes. Solche Vampyre sind unsichtbar, kriechen Nachts in die Behausungen der Menschen, saugen ihnen das Blut aus und verzehren das Fleisch [3]).

In Australien. Spuren sind auch in der Südsee nachweisbar. So kriechen die Tihis, die Seelen der Verstorbenen auf Tahiti, nächtlicher Weile in die Hütten, um den Schlafenden das Herz und Eingeweide aus dem Leibe zu fressen [4]). Bei den Maoris sind die bösen

---

[1]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen. 187.

[2]) E. Pöppig, Reisen in Chile etc. I. 393.

[3]) Henry R. Schoolcraft, Notes on the Iroquois. Albany 1847. 142. Schoolcraft knüpft an diesen Nachweis über das Vorkommen des Vampyraberglaubens bei den Irokesen die unhaltbare Bemerkung: Have we then an element in the Iroquois tribes which we are to search for among the nations who anciently bordered on the Mediterranean? This favors the early and often repeated idea of a Phoenician element of population in the early constituents of our western Hemisphere (144). Solcherlei Phantasien zu zerstören ist ein wesentlicher Zweck der vorliegenden Parallelen und Vergleiche.

[4]) J. R. Forster, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. Berlin 1783. 470.

Geister Seelen verstorbener Kinder, welche aus Rache für ihr kurzes Leben und weil sie zu wenig Anhänglichkeit an diese Welt haben, da sie nicht lange in ihr weilten, den Lebenden quälen, in seinen Körper eindringen und ihn peinigen. Die bösartigsten derselben, welche stets tödtliche Krankheiten erzeugen, sind die Kahukahu, Seelen der Embryos [1]).

Nicht fehlt ein vampyrartiges Geschöpf in Australien. Die Eingeborenen von Port Lincoln glauben an das Dasein eines dämonischen Ungeheuers, das sie Marralye nennen. Nach ihrer Ansicht ist es ein Mann aus dem Kukatastamme, welcher, um fliegen zu können, die Gestalt eines Vogels annimmt. Man fürchtet diesen Dämon namentlich des Nachts, wo er seine Opfer im Schlafe anfällt, um ihnen den Todeskeim einzupflanzen oder andern Schaden anzuthun. Doch hinterlässt der Marralye keine Spur seiner Anwesenheit, so dass seine nächtlichen Besuche nur an ihren verderblichen Folgen, Krankheit oder Schmerzen erkannt werden können. Ihm wird auch der Tod der Kinder und der Verlust der Augen zugeschrieben, wenn kein sichtbarer Grund aufzufinden ist [2]). Dazu nehme man noch, dass die Westaustralier ihre Schamanen (Boyly a Gadak) mit vampyrartigen Eigenschaften begaben. Sie vermögen sich nämlich ungesehen durch die Lüfte zu bewegen, um sich zu solchen Menschen, denen sie übel wollen, einzuschleichen und heimlich von ihrem Fleische zu schmausen, bis sie sterben [3]).

Ueberblick. Durch die hier mitgetheilten Beläge ergiebt sich die weite Verbreitung und universelle Bedeutung des Vampyraberglaubens. Sein Brennpunkt liegt bei den Slaven. Die Kaschuben kennen ihn als Vieszcy, Wissenden, die Kleinrussen als Mjertovjec, Todtengänger, die Dalmatiner als Denac und Orko, die Bulgaren als Lipir und Krvopijac, Blutsauger, die Serben als Vukodlak; er kommt vor bei Tschechen, Ruthenen und Slovenen. Im hannoverschen Wendland heisst er Doppelsauger, bei den Deutschen in Westpreussen Gierrach und Gierhals. Er ist zu Hause im Mecklenburgischen, im Schmalkaldischen, der Grafschaft Mark, in Lothringen, auf Island (als Wiedergänger). Ihn kennen die Rumänen, die albanesischen Tosken als Bourkolak, die Gegen als Ljoubgat und als Karkantsolje. Bei den Neugriechen heisst er Bourkolakos, Katakanas,

---

1) Reise der Novara. Anthropol. Theil III. 59.

2) Wilhelmi, Manners and Customs of the Australian Natives. Melbourne 1862. 30.

3) Moore, Vocabulary of the language of the aborigines of western Australia. London 1842. 18.

Sarkomanos. Er ist zu finden bei Tschuawschen, Samojeden und Tscheremissen. Verwandt sind ihm der armenische Dachnawar, die arabischen und persischen Ghulen, die altjüdische Alukah. Er ist im indischen Alterthum vorhanden und lebt heute noch in Indien, in Siam und unter den malayischen Dajaks. Die Murois der Maravi-Neger, die Njamba und Nschango der Schwarzen am Ogowe und ganz besonders der Otjiruru der Herero und der Wume an der Sklavenküste repräsentiren ihn in Afrika. Er war bekannt den alten Bewohnern Haiti's, den Irokesen, den Pehuenchen in Australien und auf Tahiti. Bei weiterem Nachforschen werden sich sicherlich noch verbindende Zwischenglieder für die räumlich weit von einander entfernten Fundstätten nachweissen lassen.

Fussspuren.

In Stein verwandelte Menschen.

Fussspuren. Als ich auf dem Granitfelsen der Rosstrappe am Harze stand, wo die colossale Spur eines Pferdehufeisens, ein natürliches Mal, eingedrückt ist, und der Führer die bekannte Geschichte vom Hufschlage des Rosses der Brunhild erzählte, die hier, um Bodo's Nachfolgungen zu entgehen, in gewaltigem Sprunge über das Thal setzte — da war es weniger die wohl verhältnissmässig moderne Volkssage, die mich interessirte, als die Analogie der Vorstellung von einer im Stein haftenden Fussspur, welche sich vielfach in fast identischer Form nachweissen lässt.

Bei Regillum, wo sie erschienen waren, zeigte man den Eindruck der Hufspuren von den Pferden der Dioskuren, und Richard Schomburgk ward bei den Granitfelsen des Essequibo in Guiana an die Rosstrappe erinnert. Dort fand er den täuschenden Abdruck eines Fusses mit allen fünf Zehen, von dem die Indianer mit einer gewissen Scheu erzählten, es seien dies die Spuren, die der grosse Geist zurückgelassen, als er noch unter ihren Vorvätern gewohnt

habe und durch diese Gegend gewandelt sei [1]. So hinterliess auch der Gott Sumé, der den Brasilianern den Bau des Maniok gelehrt, das Gepräge seiner Füsse im Felsen eingedrückt, als er von der Erde schied, wie Vasconcellos, der die Fussspuren sah, berichtet [2].

Im Lande der Mixes (Mexico) erschien schon lange vor der Conquista ein bärtiger Mann vom Südmeere her und predigte vom wahren Gotte; aber die Indianer glaubten ihm nicht und wollten ihn ermorden. Da flüchtete er auf den Gipfel des Berges Zempualtepec, verschwand vor den Augen seiner Verfolger und liess nur die Eindrücke seiner Füsse zurück, die man jetzt noch sieht [3]. Wenden wir uns nach Norden: Am Pfeifensteinbruch von Coteau des Prairies, dem gemeinsamen Heiligthum vieler Sioux- und Algonkinvölker, sind noch die Fussspuren zu sehen, die dort der grosse Geist zurückliess, als er noch unter den Menschen wandelte [4].

Allerlei Heilige. Wie der grosse Geist süd- oder nordamerikanischer Rothhäute es verstand, den härtesten Fels mit seiner Fussspur zu zieren, so auch die christlichen Heiligen männlichen wie weiblichen Geschlechts. Die zarten Füsse der heiligen Agathe sieht man noch im Steine des Gefängnisses zu Catania, wo sie ihr Martyrium erlitt; die Steine erweichten dort wie Wachs, um ihre Fussspuren aufzunehmen [5]. Der heilige Jakob muss dieselbe Eigenschaft besessen haben, Steine zu erweichen, wenigstens wurde dem tschechischen Herrn Leo von Rožmital (15. Jahrh.) selbiger Stein zu Padron bei St. Jago di Compostella gezeigt. „Auf demselben hat der lieb Herr Sant Jacob auf dem Mer gefaren und ist sein schiff gewest und der Stein ist ob geschwummen. Do sieht man noch heutstags innen sein Fusstritt“ [6]. In Dourgne (Dep. Tarn, Südfrankreich) wird der in der Kirchengeschichte nicht vorkommende heilige Estapin verehrt; dort wallfahrten die Gläubigen am 6. August zu den die kleine Kirche des Heiligen umgebenden Felsstücken, in welchen theils grössere, theils kleinere Vertiefungen durch die Glieder des Heiligen erzeugt wurden, wenn er auf diesen Felsen betete [7]. Aehnliche Spuren hinterlässt auch der Satan. Der Teufel war böse darüber,

---

[1] Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. Leipzig 1847. I. 326.
[2] Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855. 272.
[3] Mühlenpfordt, Mejico. Hannover 1844. I. 254.
[4] Waitz, Anthropologie. III. 179.
[5] Ed. Charton, Vayageurs anciens et modernes. Paris 1863. II. 75.
[6] Bibl. d. lit. Ver. in Stuttgart. VII. 178.
[7] Ausland 1840. 172.

dass die Venner in Westfalen eine neue Kirche gebaut hatten und wollte sie mit einem grossen Steine verschliessen. Als er eben sein Werk zu vollführen suchte, hörte er den Hahn krähen. Wüthend darüber stampfte er den Stein in die Erde, der jetzt noch zu sehen ist und Süntelstein heisst. An ihm erblickt man eine Vertiefung, welche der schwitzende Rücken des Höllengeistes eingebrannt hat [1]). Uebrigens hatten die alten Heiden dieselbe Vorstellung wie die mittelalterlichen Christen, denn bei Pandosia in Japygien hinterliess Herakles Sardon seine Fussspur als Merkzeichen seines ehemaligen Aufenthalts, und die Skythen am Tyras zeigten die Fussstapfe des Herakles [2]). Des Erzvaters Abraham Fussstapfe, 6 Fuss lang und 3 Fuss breit, wird bei der Kaaba in Mekka gezeigt. Sie entstand durch ein Wunder, als Abraham von der beabsichtigten Opferung Ismaels abstand, die nach mohammedanischer Tradition hier stattfand [3]).

In der persischen Wüste werden herumliegende Felsenplatten in Abständen von 30—40 Fuss als die Wegspuren von Rustems Kamel bezeichnet und bekannt sind die eigenen Fussspuren desselben Recken, denn wie Firdusi singt:

Es hatte Rustem, sagt man, im Beginne
Durch Gottes Kraft so grosse Stärke inne,
Dass, wenn zu falschem Grund den Schritt er lenkte,
Sein Fuss dort einbrach, weil der Fels sich senkte.

Mohammedaner und Buddhisten blieben nicht zurück. Auch deren Heilige und Religionsstifter vermochten dauernd die Spuren ihrer Füsse zu petrificiren. Mohammed wollte einst in Damaskus absteigen und betrat schon mit einem Fusse den Boden, als der Engel Gabriel ihm mittheilte: dass, wenn er im irdischen Paradies (Damaskus) einkehre, er auf das jenseitige verzichten müsse. Schnell stieg der Prophet wieder auf, aber da, wo er den felsigen Boden berührte, ist seine Fussspur noch heute nahe dem Thor der nach Hauran führenden Strasse sichtbar [4]). Zu Konstantinopel werden im Monate Ramadan Abbildungen einer in Stein eingedrückten Fussspur des Propheten theuer verkauft, die dort in der „Kammer des heiligen Mantels“ aufbewahrt wird. Buddha's zahlreiche Fussspuren sind natürlich älter als die christlichen und mohammedanischen. Am berühmtesten ist der Sripada, die heilige Fussspur auf dem Gipfel des

[1]) H. Hartmann, Bilder aus Westfalen. Osnabrück 1871. 117.
[2]) Sepp, Das Heidenthum. Regensburg 1853. II. 463.
[3]) v. Maltzan, Wallfahrt nach Mekka. II. 49.
[4]) Palgrave, Central and Eastern Arabia. II. 19.

Adamspiks in Ceylon; hier berührte nach der Legende Buddha zum letzten Male die Erde, ehe er in's Nirwana einging. Die Spur selbst ist eine rohe Vertiefung, bei der durch Meissel und Mörtel Aehnlichkeit mit einem menschlichen Fusse hervorgebracht wurde [1]). Der Glaube an die „heiligen Füsse" Buddha's war bereits im 5. Jahrhundert unserer Aera im eigentlichen Indien, in Afghanistan und Transoxanien verbreitet und man zeigte zahlreiche Fussspuren, über denen meistens religiöse Bauwerke aufgeführt waren; gegenwärtig und seitdem in diesen Ländern die Buddhareligion ausgerottet worden ist, scheint er nur noch in Ceylon, in Siam, Birma, Pegu, Laos, Tenasserim fortzudauern. Der Sripada auf dem Adamspik war schon im 5. Jahrhundert vorhanden; ausserdem zeigt man noch an zwei anderen Stellen Ceylon's die Fussspuren Buddha's; sehr viele in Hinterindien [2]).

Auch die Neger fehlen bei dieser Vorstellung nicht. In Unjamesi ging ein Mann mit seiner Braut in einen Felsen, der sich hinter ihnen schloss und nie wieder öffnete. Aber auf der Felsenspitze sieht man noch seine Fussspur [3]).

Menschen in Stein verwandelt. Im Anschlusse hieran sind die in Stein verwandelten Menschen zu erwähnen, die gewöhnlich zur Strafe für irgend eine Missethat petrificirt wurden, eine Vorstellung, die allenthalben da wiederkehrt, wo sonderbar geformte Felsmassen zum Vergleiche mit menschlichen Körpern auffordern, wobei die Phantasie gewöhnlich nachhilft. Lot's Weib sah sich wider des Herrn Gebot nach den zerstörten Städten Sodom und Gomorra um und ward zur Strafe in eine Salzsäule verwandelt [4]). Der Wartburg gegenüber erhebt sich bei der Stadt Eisenach ein Felsriff, aus dem ein etwa 10 Meter hoher Zwillingsfelsen isolirt hervorschaut, der in der Ferne einem küssenden Menschenpaare gleich sieht. Es ist der Mönch und die Nonne, die während einer nächtlichen Zusammenkunft zur Strafe, weil sie ihr Gelübde gebrochen, in Stein umgewandelt wurden. Und so ähnlich noch vielfach in Deutschland, wo Gebilde gleich jenen der sächsischen Schweiz oder der Teufelsmauern am Harz die Phantasie des Volkes herausfordern. In gleicher Weise liefert die persische Sage Beispiele, dass Diwe sich beliebig in Steine verwandeln konnten oder zu Stein verzaubert wurden. Als Held

---

1) Schmarda, Reise um die Erde. I. 440.
2) Mehr bei Köppen, Die Religion des Buddha. 2 Bde. Berlin 1857—59.
3) Journ. Anthrop. Inst. I. CLI. (1872.)
4) 1. Mos. 19. 26.

Rustem den König der Diwe in Mazenderan kühn angreift und ihn hart bedrängt, da meldet Firdusi:

Allein der König wird von seinem Blick,
Durch Zauberkunst zu einem Felsenstück,
Erstaunt sehn's Rustem und sein Lanzenhalter,
Wie er als Fels daliegt, als starrer, kalter.

Solch verzauberte Steine zeigt man noch heute den fremden Wanderern auf der iranischen Hochfläche aller Orten [1]).

Von den überreichen Belägen aus anderen Ländern greife ich nur einige wenige heraus. Nur mit Scheu betritt der Bulgare das Isgorigrad Defilé bei Wratza im Balkan, welches sich durch wild zerklüftete Kalksteinfelsen auszeichnet. Dort hat Gott im Zorn den Verrath des letzten Bulgarenherrschers Joanes Stracimir Schischman in ewig sichtbarer Weise geahndet. Man sieht ihn dort, weil er das Land den Türken ausgeliefert hat, in Stein verwandelt, bei ihm seine Tochter, den Kutscher, den Wagen, das Viergespann — alles zur Strafe in Stein verwandelt [2]).

Vor einer Schlange oder einem Hunde, der über den Weg läuft, darf der Dajak nicht lachen; er wird sonst in Stein verwandelt. Einzeln stehende Steine auf den Bergen von Sadong sind solche versteinerte Menschen. Vor vielen Jahren gab hier ein Häuptling ein Fest, bei dem er einen Hund, den er abwechselnd mit schwarzen und weissen Streifen bemalte, trunken machte und so den Gästen vorführte: Da lachten alle über den Hund und wurden in Steine verwandelt [3]). Zu Taïf, im Hochlande östlich von Mekka, zeigt man noch die rohen Steinblöcke, welche einst Lat und Uzza, zwei altarbische Schicksalsgöttinnen, gewesen waren [4]). Dem südaustralischen Heros Nurrunderi waren seine beiden Weiber entflohen, zornig verfolgte er sie an's Meer, das sie auf sein Geheiss verschlang und wo sie in Felsen verwandelt wurden, die noch zu sehen sind, wenn die Ebbe sich zurückzieht [5]).

In Afrika erscheint die Sage folgendermassen: Bei Mombas ragt ein Felsen aus dem Meere, Makane genannt, dem die Vorüberfahrenden opfern. Es ist ein in Stein verwandelter Fischer, der wider

---

[1]) Brugsch, Aus dem Orient. II. 106.
[2]) Kanitz, Donaubulgarien. II. 325.
[3]) Spenser St. John, Life in the far East. I. 229.
[4]) J. Braun, Gemälde der mohammed. Welt. 32.
[5]) Jung in den Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Halle 1877. 29.

Gottes Befehl an einem Festtage hier seinem Geschäfte nachging und zur Strafe in Stein verwandelt wurde [1]).

Amerika. Wo der Walla-Walla in den Columbiafluss fällt, erheben sich, weithin sichtbar, zwei ausserordentlich gestaltete Felsen, die Walla-Walla-Indianer nennen sie die Felsen der Ki-use-Mädchen. Der mit geheimnissvollen Kräften ausgestattete Wolf sah, wie drei schöne Ki-use-Mädchen durch den Fluss einen Steindamm bauten, um daran den Lachsfang zu betreiben. Da riss er nächtlicher Weile den Damm stets wieder ein. Als die Mädchen nun sahen, dass ihr Werk umsonst sei, weinten sie und glaubten Hungers sterben zu müssen, da sie nun keine Speise hatten. Jetzt schlug der Wolf vor, er wolle den Damm bauen, wenn die Mädchen ihn heiratheten. Das geschah und sie lebten Anfangs glücklich beisammen — da wurde der Wolf eifersüchtig und verwandelte zwei seiner Weiber in die Felssäulen [2]). — Die Zuñis (in Neu-Mexiko) erzählen: Der grosse Geist schickte, um die Menschen zu bestrafen, eine Fluth. Um ihn zu versöhnen, wurden der Sohn des Kaziken und das schönste Mädchen des Stammes opfernd in die Wasser gestürzt. Da verloren sich die Wogen und die Ueberlebenden waren gerettet. Der junge Mann und das Mädchen aber wurden in Steinsäulen verwandelt, die noch jetzt von den Zuñis verehrt werden [3]).

Umgekehrt erscheint die Schöpfung von Menschen aus Steinen und hier ist es die wunderbare Uebereinstimmung der Deukalionischen Sage mit südamerikanischen Vorstellungen, welche erwähnt werden muss. Als Zeus durch die grosse Fluth das sündige eherne Geschlecht der Menschen vernichtete, rettete sich Deukalion nebst seiner Gemahlin Pyrrha in einem Schiffe; nach neun Tagen landete er auf dem Parnass und opferte dem Zeus Phyxios. Das Orakel der Themis in Delphi antwortete ihm auf die Frage, wie ein neues Menschengeschlecht entstehen könne, mit den Worten: Hüllt euch beide das Haupt und löst die gegürteten Kleider, und so werft das Gebein der grossen Erzeugerin rückwärts. Deukalion erklärte sich die Gebeine der grossen Mutter als die Steine der Erde und hinter sich warfen sie dann auf den Weg die geheissenen Steine,

Da gewann durch göttliche Fügung
Alles Gestein, das der Mann entsendete, männliches Antlitz,
Während vom weiblichen Wurf ein Weib neu trat in das Leben [4]).

---

[1]) L. Krapf, Reisen in Ostafrika. Kornthal 1858. I. 242.

[2]) Paul Kane, Wanderings of an Artist among the Indians. London 1859. 269.

[3]) Journ. Ethnol. Soc. I. 228. (1869.)

[4]) Ovid, Metamorphosen. I. 260—413.

Wir würden mit Misstrauen die Parallele betrachten, welche sich uns bei den südamerikanischen Indianern ergiebt, und sie europäischen Einflüssen oder Unterschiebungen zuweisen, wenn sie nicht mehrfach belegt wäre und bei verschiedenen Stämmen sich wiederholte, so dass die Gefahr einer Täuschung beseitigt erscheint. Die Maipuris am Orinoko sagen: in früherer Zeit sei die ganze Erde mit Wasser überschwemmt worden. Nur zwei Personen, ein Mann und eine Frau, retteten sich auf dem Gipfel des hohen Berges Tamanaku. Als sie im tiefen Kummer über den Verlust ihrer Freunde auf dem Berge umhergingen, hörten sie eine Stimme, die ihnen befahl, die Früchte der Mauritia über ihre Schultern hinter sich zu werfen, und als sie dies thaten, wurden aus den Früchten, die der Mann warf, Männer, aus denen, welche die Frau warf, Frauen. Nach der Mythe der Macusi in Britisch-Guiana warf der einzige Mensch, der die allgemeine Fluth überlebte, Steine hinter sich und bevölkerte dadurch die Erde von neuem [1]. — Die Kalmücken endlich sagen: Nachdem die Erde gebildet war, erschuf Abida die lebenden Wesen auf derselben. Indem er Steine auf die Welt warf, entstanden daraus die Menschen [2].

Erdbeben.

Neben mannigfachem Aberglauben, der mit dieser Naturerscheinung verknüpft ist, tritt am weitesten verbreitet die Anschauung auf, dass gewaltige, im Innern der Erde eingeschlossene Wesen, welche die Oberfläche tragen, an den Grundfesten rütteln und so die Erschütterungen hervorbringen. Die griechische Fabel leitete sie her von eingeschlossenen Kyklopen oder Titanen, die nordische aus den Zuckungen des gefesselten Loki, wenn Gifttropfen auf sein Haupt niederfallen, und die Letten sagen: Drebkuls prügelt die Erde. dass sie zittert [3], gerade wie die Griechen ihren Poseidon ἐννοσίγαιος als

[1] Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. II. 320. Humboldt, Ansichten der Natur. I. 240.

[2] Bastian, Geogr. und ethnolog. Bilder. 357.

[3] Grimm, D. M. [1] 473.

Erderschütterer bezeichnen, der die Länder erbeben macht und mit seinem Dreizack die Felsen zerbricht.

Den Indern entsteht Erdbeben, wenn einer der acht Elephanten, die den Erdball tragen, seiner Last müde, einmal das Haupt schüttelt und die Japaner sagen, wenn die Erde bebt: es ist wieder ein Walfisch unter unserm Lande fortgekrochen. Auf Tahiti hat der allen Polynesiern bekannte Gott Mauvi (O-Mauwe) „die Oberaufsicht über die Erdbeben, welche er verursacht [1]). Dieser stimmt überein mit dem Erdbebengotte der Samoaner, Mafuie, der indessen viel von seiner alten Gewalt eingebüsst hat, wohl eine Anspielung darauf, dass die Erdbeben auf den Samoa-Inseln nicht mehr so stark wie früher sind. Wie dieses kam, erzählt folgende Geschichte. Ein gewisser Talago besass ein Zaubermittel, die Erde zu öffnen, wobei er die Worte aussprach: „Felsen, theile dich, ich bin Talago." So geschah es und nun stieg er hinab, um unten Taro zu bauen. Sein Sohn Tiitii, der ihn belauscht hatte, machte ihm dies nach und stieg auch in die Unterwelt, wo er mit lautem Lärm und Gepolter anlangte. Als sein Vater das hörte, verwies er es ihm und warnte ihn vor Mafuie. Der Sohn aber sagte: Wer ist Mafuie, dass ich mich vor ihm fürchten sollte? Da gewahrte er in einiger Entfernung Rauch aufsteigen und sein Vater sagte ihm: Dort ist Mafuie, der seinen Ofen heizt. So sehr ihm der Vater auch abrieth, Tiitii ging doch auf Mafuie los, von dem er angefahren wurde: Bist du ein Taropflanzer, ein Zimmermann oder ein Seildreher? „Ich bin ein Seildreher, sagte Tiitii, gieb mir deinen Arm, dass ich dir's zeige" und damit drehte er dem Mafuie einen Arm ab. Letzterer aber schrie: Na fia ola, na fia ola, lass mich leben, lass mich leben. Da liess Tiitii ihn laufen. Wenn jetzt auf Samoa ein Erdbeben ist, sagen die Eingeborenen: Es ist gut, dass Mafuie nur einen Arm hat, würde er zwei haben, dann ginge die Erde in Stücken [2]).

Und so ähnlich bei anderen Südseeinsulanern. Die Bewohner von Rook bei Neu-Guinea übertragen die erderschütternde Kraft auf die Weissen. Nach dem Erdbeben vom 17. April 1857 kamen die Hauptzauberer zu den dort ansässigen italienischen Missionaren und baten sie dringend, ihnen das Recept zu den Erdbeben mitzutheilen [3]). Der Geist Tüil, der mit seinem Hunde Koseia auf einem Schlitten

---

[1]) J. R. Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. 372. 467.

[2]) Wilkes, Voyage round the world (United States exploring Exped.). In one volume. New York 1851. 204.

[3]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge IV. 365. (1858.)

fährt, ist den Kamtschadalen der Urheber des Erdbebens. Er fährt unter der Erde hin und wenn sich der Hund die Flöhe oder den Schnee abschüttelt, so wird die Erde davon bewegt [1]. Bei den Kabardinern ist ein Held (Prometheus) an den Elbrus angekettet; wenn er seine Ketten schüttelt, bebt die Erde [2]. Auf Zakynthos, dieser Erderschütterungen so häufig ausgesetzten griechischen Insel, entsteht das Erdbeben nach der Volksmeinung dadurch, dass Gott sein Haupt nach der Erde neigt, oder, als Aeusserung des Zornes, sein Haar schüttelt [3]. Ein höherer ägyptischer Offizier, mit dem Pouchet über das Erdbeben vom 12. October 1856 in Nubien sprach, erläuterte ihm dasselbe durch die herrschende mohammedanische Ansicht, dass die Erde von einer Kuh getragen werde, welche sie gelegentlich von einem Horn auf's andere werfe [4].

Nach den Begriffen der Thlinkithen ruht die Erde, als Platte betrachtet, auf einem Pfeiler, der dieselbe im Gleichgewicht erhält. Dicsen Pfeiler stützt nun die menschenliebende Aghischanukhu, damit die Erde nicht umstürze und in's Wasser falle. Wenn aber Gottheiten, welche die Menschen hassen, mit ihr um den Besitz des Pfeilers kämpfen, um die Erde mit ihren Bewohnern zu zerstören, dann erzittert die Platte, ein Erdbeben findet statt. Allein sie ist stark genug, den Pfeiler zu vertheidigen [5].

Die Rothhäute Nordamerika's sehen in jedem Naturgegenstande, in jeder Naturwirkung die Offenbarung der Gottheit; auf der höheren Stufe sind ihnen die Thiere Träger und Symbole einzelner göttlicher Kräfte in der Natur, sie bezeichnen gewisse Eigenschaften, die sich in von einander geschiedenen Gesetzen offenbaren. Der Rabe, der Coyote, der Bär, der Hase spielen eine grosse Rolle und so auch die Schildkröte, welche die unermessliche Scheibe der Welt trägt und aus deren Bewegungen die Erdbeben entstehen [6], wie durch das Schütteln des Kamtschadalenhundes Koseia oder des mohammedanischen Weltstiers. Hierzu stimmt die kolossale Schildkröte, welche nach kalmückischer Sage auf dem Boden des Meeres angespiesst liegt. Wenn von dem Brande der Sonne alles vertrocknet und ver-

---

[1] Steller, Kamtschatka. 267.

[2] Bastian, Geograph. und Ethnolog. Bilder. 74.

[3] Schmidt, Volksleben der Neugriechen. Leipzig 1871. I. 33.

[4] G. Pouchet, De la pluralité des races humaines. Paris 1864. 2.

[5] H. J. Holmberg, Ethnogr. Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855. I. 67.

[6] Ausland 1852. 931.

brannt ist und die Schildkröte die grosse Hitze zu spüren beginnt, dann wird sie unruhig, dreht sich herum und bewirkt so den Untergang der Welt [1]).

Gestirne.

Die Gestirne werden allgemein als belebte Wesen aufgefasst, als Menschen oder Thiere, die an den Himmel versetzt wurden und dort fortwirkend Einfluss auf die Menschen und die Erde ausüben. So nach der Eskimotradition [2]), nach der Anschauung der Indianer Britisch-Guianas [3]), die selbst im Thau den Speichel der Sterne (sirike itaku) erkennen. Alle Sterne wurden nach dem Glauben der Eingeborenen der Colonie Victoria von Pupperimpul, einem irdischen Wesen, geschaffen [4]), dem Otschi-Neger der Guineaküste sind sie bevorzugte, mit Lichtglanz versehene Diener Gottes und stiften Kindersegen [5]), während der Maori glaubt, dass nach dem Tode eines Häuptlings dessen linkes Auge gen Himmel steige und dort unter die Sterne aufgenommen werde [6]).

Frühe schon begann man einzelne Gruppen zu Constellationen zusammen zu fassen und selbst die rohesten Völker construirten sich

[1]) Bastian, Geogr. und Ethnolog. Bilder. 357. — Anderweitiger mit dem Erdbeben verknüpfter Aberglauben findet sich noch mannichfach. Die alten Mexikaner, welche der Erde mütterliche Functionen zuschrieben, führten ihre Kinder bei einem Erdbeben in's Freie und sprachen dabei (nach Sahagun): Das Erdbeben wird dich wachsen machen (Bancroft, Races of the Pacific States. III. 121). Nach der Ansicht des Königs von Dahomeh badete sich der Geist seines Vaters im Meere, als 1862 das Erdbeben von Accra stattfand (Burton, a mission to Gelele. II. 25). Die Neger am Niassasee glauben, dass ein Stern in's Meer fällt und es siedend aufwallen macht, so dass durch seinen Wellenschlag die Erde erschüttert wird (Livingstone's letzte Reise. 134). Beim Erdbeben vom 6. December 1875 wurde in Salerno die Statue des heiligen Matthäus aus der Kirche geholt und von dem erschreckten Volke durch die Strassen der Stadt getragen.

[2]) Tylor, Anfänge der Cultur. I. 287.

[3]) Schomburgk, Britisch-Guiana. II. 328.

[4]) Transact. Ethnol. Soc. New Series. I. 301.

[5]) Globus. III. 317.

[6]) Reise der österr. Freg. Novara. Anthropol. Theil. III. 60.

Sternbilder, bei denen immer und überall die Bezeichnungen nach Menschen oder Thieren vorherrschen, wiewohl gerade die Umrisse menschlicher oder thierischer Gestalten aus den Sternbildern nur schwierig und mit Zwang heraus zu lesen sind. Wenige Constellationen, wie das südliche Kreuz, Orion, die Plejaden, den Grossen Bär ausgenommen, sind die Sterne nicht so gruppirt, dass unabhängige Beobachter zu der Vereinigung *derselben* Sterne zu *einem* Sternbilde gelangen sollten. Bei jenen aber ist dieses der Fall und wir begegnen hier den auffallendsten Uebereinstimmungen in der Deutung dieser Constellationen, ja häufig einer überraschenden Gleichartigkeit in der Benennung [1]).

Der Grosse Bär. Unter allen Sternbildern erscheint auf unserer nördlichen Halbkugel keines auffallender und zu Vergleichen mehr lockend als der Grosse Bär (Ursa major) oder Wagen, welcher schon im höchsten Alterthum diese *beiden* Benennungen führte. „Das Bärengestirn, das wohl auch Wagen genannt wird“ [2]). Althochdeutsch Wagen, angelsächsisch vaenes thîsl (Wagendeichsel), englisch Charles wain, dänisch Karlsvogn, schwedisch Karlwagen, niederländisch, auf Wuotan deutend, woenswaghen. Während nun die Griechen ihr ἄρκτος (ursa) und ἅμαξα hatten, besassen die Römer neben ursa und plaustrum noch die Bezeichnung septentrio (von trio, Pflugochs, wie Grimm annimmt, ist nach Max Müller fraglich); französisch char oder charriot; italienisch und spanisch carro; polnisch und tschechisch wos (Wagen); südslavisch Kola (Räder); lettisch ratti (Räder); estnisch wankri tähhed (Wagensterne); magyarisch göntzöl szekere (Wagen). „Niemals weder in Altdeutschen Sprachdenkmälern noch bei Slaven, Litauern, Finnen, die von dem Thier (ursa) herrührende Benennung, obschon gerade diese Völker den Bär in Sage und vielleicht in Cultus auszeichneten“ [3]). Dagegen finden wir, dass die Mingrelier das Gestirn die Bärin (daduli tunti) nennen [4]) und dass die Irokesen gleichfalls dafür die Bezeichnung Bär (okuari) haben [5]), während die Azteken den nicht unzutreffenden Vergleich des Skorpions gebrauchten [6]).

Trotz der hier beigebrachten Bezeichnung des Sternbildes mit einem Bär bei Mingreliern und Irokesen erscheint der Vergleich doch

[1]) Sonne und Mond und die fünf Hauptplaneten Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn bedürfen einer besonderen Bearbeitung und bleiben hier unberücksichtigt.

[2]) Ilias. 18. 487.

[3]) Grimm, D. M. [1] 417.

[4]) Bastian, Geogr. und ethnogr. Bilder. 57.

[5]) Ausland 1873. 975. Anmerkung.

[6]) Bollaert in Mem. Anthropol. Soc. I. 216.

gewagt und die sprachliche Betrachtung, welche Max Müller uns giebt, um die Benennung „Bär“ für die sieben hellglänzenden Sterne zu erklären, hat viel für sich. Nach ihm wurde das Sanskritwort riksha, glänzend, von einer Wurzel ark (glänzend machen) der Name des Bären und des Sternbildes. Der Name riksha wurde auf den Bären in der Bedeutung des glänzend braunen Thieres (?) angewandt und in dieser Bedeutung wurde er im späteren sanskritischen und im griechischen und lateinischen ganz populär. Die etymologische Bedeutung von riksha, wonach es einfach glänzende Sterne bezeichnete, wurde vergessen, die populäre Bedeutung von riksha, Bär, war dagegen allgemein bekannt. So kam es denn auch, dass die Griechen, als sie ihre centrale Heimat verlassen hatten und sich in Europa niederliessen, den Namen Arktos für dieselbe Fixsterngruppe beibehielten, aber ohne zu wissen, warum dieses Gestirn ursprünglich diesen Namen erhalten hatte. „So beruht der Name arktische Gegenden auf dem Missverständnisse eines vor Jahrtausenden in Centralasien gebildeten Namens“ [1]). Heute sehen die Hindus im Grossen Bären den Kriegsgott Kartikija mit seinen sechs Ammen (krittika) [2]), im späteren Sanskrit nannte man ihn die sieben Rishis oder sieben Weisen [3]). Ueber dem Sterne ζ, welcher den Mittelpunkt der Wagendeichsel einnimmt, steht noch ein sehr kleiner Stern, welcher im Volksmunde als der Kutscher angesehen wird und bei den Franzosen Postillon, Cavalier, bei uns Deutschen Reiterlein, Fuhrmann, Knecht, auch Dümeke oder Dümke (bei den Niederdeutschen) und bei den Wallonen Pôcè heisst. In diesem kleinen Reiterlein erkennt Gaston Paris den kleinen lustigen Burschen im Märchen wieder. Das wallonische Pôcè, ein Aequivalent für Poucet, ein Derivativ von pollex, ist das Analogon von Däumling, Dümeke oder englisch Thumbkin [4]). Als Uhr, um die Stunden der Nacht abzuschätzen, wird der Grosse Bär von verschiedenen Völkern benützt. So von den Kamtschadalen, die ihm unter allen Constellationen allein einen besonderen Namen gegeben haben, chana, das sich bewegende Gestirn [5]), und bei den Mohave-Indianern, wo er hatcha heisst [6]).

---

[1]) Max Müller, Vorles. über die Wissensch. der Sprache. Leipzig 1866. II. 342.

[2]) v. Orlich, Culturgesch. Indiens. 102. 206.

[3]) Max Müller, a. a. O. 341.

[4]) Gaston Paris, Le petit poucet et la grande ourse. Paris 1875. Globus XXVIII. 10.

[5]) Steller, Kamtschatka. 281. Nach Krascheninnikow (Kamtschatka, Lemgo 1766. 217) kennen sie noch das Siebengestirn und die drei Sterne im Gürtel des Orion. Die Koriäken nennen den Grossen Bär „wildes Renthier“ (das. 279).

[6]) Löw in Petermann's Mitth. 1876. 421.

Plejaden. In dem reich mit Sternen besetzten Bilde des Stiers stehen die Plejaden, die gedrängteste Sterngruppe des ganzen Himmels, in der man leicht sechs oder sieben Sterne erkennt. Die Alten fassten sie als Töchter des Atlas und der Okeanide Pleïone auf. Von dem riesigen Jäger Orion fünf Monate lang verfolgt [1]), wurden sie auf ihr Flehen in Tauben (πελειάδες) und darauf in Sterne verwandelt. Die dodonäische Sage [2]), dass Tauben dem Zeus Ambrosia bringen, dass aber, an den Plankten (Irrfelsen) vorbeifliegend, immer eine von ihnen getödtet und dann von Zeus ersetzt wurde, bezieht sich auf das mit einem Taubenschwarm verglichene Plejadengestirn.

Nach der Rückkehr der Plejaden wurde in den griechischen Meeren die Schifffahrt für sicher gehalten und sie schloss ab mit dem Verschwinden dieser Sterne, die daher die „Fahrsterne" heissen. Der lateinische Name für die Plejaden, vergiliae, weist auf virga, Ruthe, Zweig. Diesen Namen erhielten sie von den italischen Landwirthen, weil sie in Italien, wo sie im Mai sichtbar werden, die Rückkehr des Sommers bezeichnen [3]).

Bei uns heissen sie das Siebengestirn [4]), althochdeutsch thaz sibunstirri; das niederdeutsche duming (Mecklenburg) und dümp (Holstein) erscheint Grimm schwer deutbar. An die sieben Tauben der griechischen Sage erinnert bei uns die Bezeichnung der Henne oder Glucke mit den Küchlein. „Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden", übersetzt Luther (Hiob 38. 31), während er auch (das. 9. 9) „die Glucke" sagt.

Dänisch heissen sie aftenhöne (Abendhenne); englisch The hen with her chickens; französisch la poussinière; in Lothringen covrosse (couveuse, Bruthenne); graubündnerisch cluotschas, Glucke; italienisch gallinelle; tschechisch slepice s kuřatky (Henne mit den Küchlein). Die Spanier nennen das Siebengestirn las siete cabrillas (die sieben Zicklein); die Polen und Lausitzer Wenden baby (alte Weiber); die Russen baba (altes Weib); die Serben vlaschitzi, die Slovenen gostosévzi, die Dichtgesäeten (?). Letztere Benennung hängt zusammen mit der litauischen und finnischen Ansicht, das Gestirn ist ein Sieb,

---

[1]) Das Sternbild des Orion bewegt sich fünf Monate lang am Himmel neben den Plejaden hin.

[2]) Odyssee. 12. 59 ff.

[3]) Max Müller, Vorles. über die Wissensch. der Sprache. Leipzig 1863. 6.

[4]) Der siebente Stern ist schwer mit blossem Auge erkennbar; daher heissen die Plejaden bei den Araukanern Cajupal, das Sechsgestirn (Molina, Eroberung von Chili. Leipzig 1791. 79).

das eine Menge Löcher hat oder einen Haufen Korn aussiebt. Litauisch setas, lettisch senisch, estnisch sööl, finnisch seula [1]).

Vorherrschend erscheint hier also das Bild der Gluckhenne, weil unter den sichtbaren Sternen dieser Gruppe einer (Alcyone) ist, der als Henne die übrigen, die Küchlein, anführt und der zugleich alle übrigen Gestirne des Himmels zusammenlockt. Das stimmt mit der von Mädler vertretenen Ansicht, dass die Plejaden das Centrum der Bewegung für unsere ganze Fixsternschicht sind.

Dieselbe Anschauung geht über unseren Erdtheil hinaus. Siamesisch heissen die Plejaden Dao luk kai, die Sterne der Küchlein, und in Kambodja Kuen mon, die Hühner [2]). Dem Koriäken erscheint das Siebengestirn als „Entennest" [3]). Die Banar, ein Gebirgstamm Hinterindiens, bezeichnen sie als Sedrungier, d. i. der Hühnerkorb, welcher zum Ausbrüten gebraucht wird, und bei den Kassias in Assam werden sie (nach Yule) the hen man genannt [4]), während die Tahitier ihnen die Bezeichnung E hwettu ohwaa, wörtlich Sterne des Nestes, geben [5]).

Die Vorstellung des Haufens, die sich bei dieser Gruppe von selbst ergiebt, ist daher auch anderweitig zu finden. Den Gingi-Schwarzen in Neu-Süd-Wales sind sie ein Bienennest (worral) [6]). Am Niassasee und weiter südlich heissen sie lemila, die Gehäufelten (hoeings) [7]). Den sechs Nationen Nordamerika's waren sie männliche und weibliche Tänzer [8]). Den Schwarzen der Kolonie Victoria erscheinen sie (larnan-kurrk genannt) als eine Gruppe junger Weiber, die mit kulkun-bulla, den Sternen im Gürtel des Orions, welche Tänzer sind, spielend verkehren [9]), so dass hier, wie bei den Griechen, wiederum der Zusammenhang mit diesem Sternbilde erscheint, während die Abiponer Südamerika's in ihnen das Bild ihrer Ahnen erblickten [10]).

Bereits weiter oben sahen wir, wie die Griechen nach dem Erscheinen der Plejaden ihre Schifffahrt regelten, wie die italischen

---

1) Grimm, D. M. [1] 419.
2) Bastian, Kambodja. 58.
3) Krascheninnikow, Kamtschatka. Lemgo 1766. 279.
4) Bastian, Geogr. und ethnogr. Bilder. 126.
5) J. R. Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1783. 441.
6) Ridley im Journ. Anthrop. Inst. II. 273.
7) Livingstone's letzte Reise. Hamburg 1875. 83.
8) Bollaert in Mem. Anthrop. Soc. I. 212. (1865.)
9) Stanbridge in Transact. Ethnol. Soc. New Series I. 302. (1861.)
10) Dobritzhoffer, Gesch. der Abiponer. Wien 1783. 88.

Landwirthe nach denselben die Wiederkehr des Sommers bestimmten. Desgleichen unterscheiden die Maforesen auf Neu-Guinea nach dem Aufgange und der Stellung dieser Sterne ihre Jahreszeiten. Die Plejaden (sarmuri) sind ihnen die Gemahlin des Orion (kokori) [1]), wodurch abermals ein Beispiel für die Verknüpfung dieser beiden Constellationen in der Vorstellung der Völker gewonnen wird. Von Neu-Guinea aus vermögen wir nach Osten hin durch die ganze Südsee die Anschauung vom Zusammenhange der Jahreszeiten mit der Stellung der Plejaden zu verfolgen. Die Maoris theilten das Jahr in Monde, deren erster durch den Aufgang der Plejaden, bei ihnen Matariki genannt, bestimmt wurde. Nach Ellis theilten die Gesellschaftsinsulaner das Jahr in zwei Jahreszeiten. Die erste begann, wenn die Plejaden am Horizont erschienen und sie nannten das halbe Jahr, während dessen die Plejaden unmittelbar nach Sonnenuntergang über dem Horizont gesehen wurden, matarii i nia (Plejaden oben). Die andere Jahreszeit begann, wenn bei Sonnenuntergang diese Sterne unsichtbar waren und dauerte bis zu derjenigen Stunde, in welcher sie wieder oberhalb des Horizontes erschienen. Diese Jahreszeit hiess matarii i raro (Plejaden unten) [2]). Auch im übrigen Polynesien kannte man die Bestimmung der Jahreszeiten nach der Stellung der Plejaden, so z. B. auf den Sandwichinseln [3]), und auch die Azteken regelten nach der Wiederkehr dieses Gestirns einige ihrer Feste [4]).

Orion, den Griechen ein riesenhafter Jäger, der noch in der Unterwelt, auf der Asphodeloswiese das Wild verfolgt und ein leuchtendes Gestirn bildet, erscheint vielfach mit den Plejaden im Zusammenhange. Die drei hellglänzenden Sterne des Gürtels heissen in

---

[1]) Beccari in Geographical Magaz. III. 212. (1876.)

[2]) Ausland 1857. 778. Peschel, der diese Stelle aus Shortland excerpirte, macht dazu die Anmerkung: „Es dürfte nicht uninteressant sein, wenn man nähere Nachforschungen anstellen wollte, ob der Anfang des Jahres bei den Eingeborenen der Carolinen- und Philippinen-Inseln ebenfalls mit dem Aufgang der Plejaden zusammentrifft und wie weit es möglich ist, diesen Jahresanfang durch die Inseln des indischen Archipelagus bis zum Festlande Asiens, vielleicht bis Cochinchina zu verfolgen, wo die einheimische Sprache immer noch hervorragende Verwandtschaftspunkte mit derjenigen des eigentlichen Polynesiens hat. Ein so merkwürdiges Zeichen als Merkmal des einmal angenommenen Jahresanfangs würde wahrscheinlich von verwandten Volksstämmen beibehalten worden sein, während ihre Sprachen einer Menge Veränderungen unterlagen.“ Durch dass oben mitgetheilte Zeugniss Beccari's wird die Grenze dieser Bestimmung des Jahresanfangs bereits weiter nach Westen gerückt.

[3]) Pickering, The races of man. New edition. London 1851. 90.

[4]) Bollaert, a. a. O. 216.

Skandinavien friggjarrockr, friggerok oder mit christlicher Umdeutung Mariärok; in Oberdeutschland die drei Mader (Mäher); althochdeutsche Glossen nennen den Orion pfluoc (aratrum). Angelsächsisch eburdhring, ebirdring = Eberhaufe (?). Das spätere Mittelalter nennt die drei Sterne des Gürtels Jakobsstab; die heidnische Spindel (friggjarrockr) wurde auf den Apostel übertragen, der mit seinem Stab die Himmelsbahn einherzieht. Den Esten heisst Orion warda tähhed, Sterne des Speers, den Litauern szenpjuwis (Heugestirn), bei mehreren slavischen Völkern kosi = Sense; also überall Beziehungen auf Heu und Ernte [1].

Mit dem Pflug (wie im Altdeutschen) vergleichen auch die Kambodier den Orion; sie nennen ihn Djem Kol, Wache des Pfluges, während die Siamesen ihn geradezu Dao thai, d. i. Pflugstern, nennen [2]. Bei den Banar, einem Gebirgsstamme Hinterindiens, ist er der Stern der Falle (süng long gudak), weil seine Constellation einer Tigerfalle gleicht [3]. Die Eskimos kommen der hellenischen Anschauung nahe; sie erzählen, dass die Sterne im Gürtel des Orion, welche sie die Verwilderten nennen, Seehundsjäger seien, welche den Heimweg verfehlten [4]. Dem Australier in Victoria sind sie (kulkun-bulla genannt) tanzende junge Männer [5], dem Mohave-Indianer nur ein Bergschaf [6].

Milchstrasse. So auffallend sie ist und so sehr sie von allen Völkern beachtet und benannt wird, so sind doch die übereinstimmenden Anschauungen in Bezug auf sie nicht allzuhäufig. Nach der gewöhnlichen Vorstellung der Griechen entstand sie aus der verspritzten Milch der Here, welche zornig den ihr zum Säugen untergelegten Herakles von der Brust losriss. Mit dieser Vorstellung von etwas verspritztem oder zerstreutem stimmen die Bezeichnungen der Völker im Bereiche und der Nachbarschaft der Semiten überein, bei denen die Milchstrasse die verzettelte Spreu ist, welche ein flüchtiger Dieb fallen liess. Arabisch heisst sie tarik al thibn, die Strohstrasse, oder derb ettübenin, der Pfad der Heckerlingsträger; syrisch schevil. tevna, Spreustrasse; koptisch pimoit ente pitoh, Strohstrasse; äthiopisch hasare zamanegade, Halmstrasse; türkisch saman ughrisi, Spreudieb; armenisch hartacol, Spreudieb [1]. Hieran schliesst sich, was

[1]) Grimm, D. M. [4] 417.
[2]) Bastian, Kambodja. 58.
[3]) Bastian, Geogr. und ethnogr. Bilder. 126.
[4]) Tylor, Anfänge der Cultur. I. 287.
[5]) Stanbridge in Trans. Ethnol. Soc. New Series I. 302.
[6]) Löw in Petermann's Mitth. 1876. 421.
[7]) Grimm, D. M. [4] 214.

die Buschmänner Afrika's erzählen: Die Milchstrasse entstand durch Asche, die von einem Mädchen, das zu einer vergangenen Race gehörte, am Himmel ausgestreut wurde [1]), und stimmt damit ferner die Anschauung der Eingeborenen der australischen Colonie Victoria. Ihnen ist die Milchstrasse der Rauch von dem Lagerfeuer des Stammes Nurrumbung-uttia, der vor ihnen gelebt hat [2]).

Einfacher ist die römische Vorstellung von dem Wege der Götter oder zu den Göttern. Daneben steht das türkische hadjiler juli, der Weg der Waller, und die im Mittelalter übliche Jakobsstrasse, camino de Santiago, chemin de Saint Jaques, so benannt von den Wallfahrten nach Santiago de Compostella, oder das slovenische cesta v Rim, Weg nach Rom, nach den zum Himmel führenden Pilgerstrassen [3]). Räumlich weit getrennt begegnet uns dann diese Anschauung wieder bei den Loangonegern, welche die Milchstrasse umsila zambi, Weg Gottes, nennen [4]). Isolirt erscheint mir die Vorstellung der Esten; bei ihnen heisst die Milchstrasse Linno radda, Vogelsteg, weil nach ihrer Ansicht dieselbe den Vögeln auf ihren Wanderungen als Wegweiser den Weg von Norden nach Süden und umgekehrt angiebt [5]).

Drittens wird die Milchstrasse wie ein Strom oder Meer am Himmel betrachtet. Die Macusi in Britisch-Guiana nennen sie geradezu parana, das Meer [6]). Für die Gingi-Schwarzen in Neu-Süd-Wales ist sie (worambul genannt) ein Strom mit einem schönen Fruchtgarten daran, zu dem die Seelen der Guten nach dem Tode gelangen [7]), während die Cornu-Australier am Darling-River sie parrawortu nennen und als Fluss bezeichnen, an dessen Ufern sie nach dem Tode als Weisse wieder aufleben werden [8]). Auch der Koriäke sieht in ihr einen „zerstreuten Fluss" [9]).

Die Tahitier bezeichnen sie als Segel (T'eija) [10]), die Patagonier als Feld, wo alte in Sterne verwandelte Indianer Strausse jagen [11]).

---

[1]) Merensky, Beiträge zur Kenntniss Südafrika's. Berlin 1875. 74.
[2]) Stanbridge in Trans. Ethnol. Soc. New Series I. 302. (1861.)
[3]) Grimm. 214. Auch in Böhmen cesta do Řima. Grohmann, Aberglaub. Nr. 176.
[4]) Bastian, Loangoküste. II. 229.
[5]) J. B. Holzmayer, Osiliana. Dorpat 1872. 48.
[6]) Schomburgk, Britisch-Guiana. II. 328.
[7]) Ridley im Journ. Anthropol. Instit. II. 273.
[8]) Journ. Anthropol. Instit. I. 143.
[9]) Krascheninnikow, a. a. O. 279.
[10]) J. R. Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1783. 441.
[11]) Waitz, Anthropologie. III. 506.

Die **Magellanischen Wolken,** jene beiden hellen wolkigen Flecke, welche dem südlichen Sternhimmel einen ganz besonderen Reiz verleihen, konnten bei den Völkern der südlichen Hemisphäre nicht unbeachtet bleiben und mussten zu Vergleichen und Betrachtungen anregen. Die grössere Wolke kommt zuerst unter der Bezeichnung el baker, der Ochse, in einem Werke des persischen Astronomen Abdurrahman Sufi vor; Vespucci und Petrus Anghiera schilderten später die beiden merkwürdigen Gegenstände, aber die lange Dauer der Weltumseglung des Magalhaẽs verbreitete erst den Ruf dieser Gebilde, von denen der jüngere Herschel nachwies, das sie ein Gemisch von Nebelflecken, Sternhaufen und einzelnen Sternen vorstellen.

Der Patagonier sieht in diesen Wolken einen Haufen Straussenfedern, welchen alte Jäger am Himmel angesammelt haben [1]. Einzelne Buschmännerstämme halten sie für einen männlichen und weiblichen Steinbock [2], während die Schwarzen der australischen Colonie Victoria, welche diese Wolken kourt-chin nennen, in der grösseren einen Mann, in der kleineren dessen Weib erblicken [3]. Den Gingi-Schwarzen von Neu-Süd-Wales sind sie zwei Buralga, gute Kameraden [4], den Cornu-Australiern am Darling-River zwei alte Weiber, die für ihre Missethaten an den Himmel versetzt wurden [5].

Sternschnuppen sind bei allen Völkern vorbedeutsam. Unser Volk schreibt sie einem Reinigen des Sternlichtes zu; sie gleichen dem Feuerfunken, den man von einem geputzten Licht niederwirft. Schon Wolfram von Eschenbach sagt:

dehein sterne ist sô lieht,
ern fürbe (reinige) sich etswenne.

Daher noch heute: die Sterne putzen oder schneuzen sich, eine Vorstellung, die auch die Loucheux-Indianer haben, da sie die Sternschnuppen soentsien, Sternexcremente, nennen [6]. Wer die Sternschnuppen erblickt, soll ein Gebet sprechen [7]. In einem Gedichte Béranger's heisst es: mon enfant, un mortel expire, son étoile tombe à l'instant, und dieser Glaube geht weit und breit. Nach dem Glauben der Esten hat jeder Mensch seinen Stern am Himmel; fällt dieser, so ist es aus mit dem Menschen. Man sagt:

---

[1] Bollaert im Mem. Anthropol. Soc. I. 262. (1865.)
[2] Ausland 1874. 663.
[3] Transact. Ethnol. Soc. New Series I. 302.
[4] Ridley im Journ. Anthropol. Inst. II. 273.
[5] Journ. Anthropol. Inst. I. 143.
[6] Petitot, Diction. d. l. langue Dènè-Dindjié. Paris 1876. 172.
[7] Grimm, D. M. [1] 415.

„Einer ist wieder gestorben, ein Stern fiel herab“ [1]. Der Kalmücke betrachtet die Sterne als Krystallkugeln, auf welchen göttliche Wesen, die Tingheris, wohnen. Himmlische Rosse ziehen die Sterne von einem Orte zum andern und nur der Polarstern, Goldpfeiler genannt, steht fest. Stirbt nun ein Tingheri, so entsteht eine Sternschnuppe; es ist die Seele des Tingheri, die zur Unterwelt geht, um dort einen andern Körper zu beleben [2]. Damit stimmt die indische Anschauung überein. Bei den Indiern ist die Milchstrasse der Götterweg, in dem die Seelen der Tugendreichen glänzen, die erst, wenn ihr Verdienst erschöpft ist, als Sternschnuppen wieder auf die Erde fallen, um auf's Neue in menschliche Körper gebannt zu werden [3]. Die Tschiglit-Eskimo am Mackenzie-River, welche an den Einfluss der Sterne auf die Menschen glauben, sagen: Es stirbt ein Mensch, wenn eine Sternschnuppe fällt [4], und genau so bei den südlicher wohnenden Tinne-Indianern [5]. Sternschnuppen bedeuten auf den Kingsmill-Inseln in der Südsee den Tod eines Familiengliedes; sind sie mit einem Schweife versehen, so weist dieses auf den Tod einer Frau, ohne diesen auf den Tod eines Mannes hin [6].

Anderseits erscheinen die Sternschnuppen personificirt, entweder als böse oder gute Wesen, als Engel und Heilige. Dem Tahitier sind sie böse, durch die Luft fahrende Geister [7], dem Neger an der Sklavenküste sind sie das Ross, auf welches sich der Kriegsgott Nyikplã gesetzt hat, um auszureiten und wichtige Geschäfte zu besorgen [8], dem heidnischen Nosayrier im nördlichen Syrien gelten sie für Engel, welche die Gräber der Heiligen besuchen, oder für die Seelen der Heiligen selbst [9]. Mit grosser Ehrfurcht betrachten die Osseten im Kaukasus die Sternschnuppen. Sie nennen dieselben stahleh atachti, fliegende Sterne, oder dsuar atachti, fliegende Heilige [10]. Im Altjapanischen heissen sie amatsakitsne, himmlische Füchse, ihre Lichtstreifen dagegen i-dsuna, Schussseile. Der Fuchs,

---

[1] Holzmayer, Osiliana. 44.

[2] Journ. Anthropol. Inst. I. 408. (1872.)

[3] Bastian, Mensch in der Geschichte. II. 243.

[4] Petitot, Vocab. franç.—esquimau, dialect des Tschiglit. Paris 1876. XXXII.

[5] Petitot, Diction. d. l. langue Dènè-Dindjié. XXX.

[6] Wilkes, Voyage round the world (U. States explor. exped.) in one volume. New York 1851. 557.

[7] J. R. Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1789. 441.

[8] Steinmann in Mitth. der Wiener Geogr. Ges. 1863. 36.

[9] v. Kremer im Ausland 1872. 556.

[10] v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. II. 602.

der pfeilschnell dahin schiesst, erscheint auch als Typus der Sternschnuppen, Bote der Götter. Plastisch wird er mit einem funkelnden Juwel in der Schwanzspitze dargestellt [1]).

Meteore werden ähnlich angesehen. Als 1852 ein solches zu Nikolajewsk am Amur fiel, erblickten die Giliaken darin die Seele eines ihrer Genossen, der vor einiger Zeit ermordet worden war und nun als Feuerball wieder erschien, um sich zu rächen [2]). Binnar nennen die Eingeborenen Westaustraliens die Meteore und Sternschnuppen; sie gelten ihnen als Todesboten [3]). Der Lette sagt, wenn er ein Meteor erblickt: lauma skreij, eine Hexe fliegt.

Kometen sind bei uns vorbedeutsam wie die Sternschnuppen; sie bringen Krieg, Pestilenz, sind die am Himmel ausgestreckte Strafruthe Gottes, prophezeien aber auch ein gutes Weinjahr. Bei den alten Mexikanern hiess der Komet citlalinpopoca: der rauchende Stern. Seine Erscheinung wurde als öffentliches Unglück aufgefasst, da sie Seuchen, Dürre oder den Tod eines Fürsten anzeigte. Die gemeinen Leute betrachteten Kometen als Ursachen von Hungersnoth und glaubten, dass von ihnen Strahlen ausgingen, die in Thiere fielen, hier sich in schädliche Maden verwandelten und so das Fleisch ungeniessbar machten [4]). Auch in China bedeuten die Kometen Krieg; je länger der Schweif, je länger der Krieg; in Japan dagegen verkündigen sie Frieden [5]). Todverkündend sind sie den Australiern. Als der grosse Komet von 1843 am Himmel stand, fuhr in die Schwarzen von Port Lincoln ein panischer Schrecken, so dass sie in Höhlen ihre Zuflucht suchten [6]).

Für das **südliche Kreuz** finde ich keinerlei übereinstimmende Anschauung [7]).

---

[1]) v. Kudriaffsky, Japan. Wien 1874. 175.

[2]) de Sabir, Le fleuve Amour. Paris 1861. 108.

[3]) Moore, a descriptive Vocabulary of the language of the aborigines of western Australia. London 1842. 13.

[4]) Bancroft, Native Races of the Pacific States. III. 113.

[5]) Globus XXVI. 368.

[6]) Wilhelmi, Manners and Customs of the Australian Natives. Melbourne 1862. 32.

[7]) Bei den Sencis am Ucayale heisst es Nebo, Thaufall (Herndon, Explor. Amazon. I. 209). Bei den Macusi ist es die Wohnung des Savannengeistes (Schomburgk, Britisch-Guiana. II. 18), dem Loangoneger eine Schildkröte (Mittheilung von Dr. Pechuel), dem Cornuaustralier am Darling ein Kakadu, Kindah (Journ. Anthrop. Inst. I. 143), dem Gingi-Schwarzen in Neu-Süd-Wales ein Theebaumbusch, Zuu (Journ. Anthropol. Inst. II. 273), den Schwarzen in der Colonie Victoria ein Opossum (Trans. Ethnol. Soc. New Series I. 302).

Speiseverbote.

Frei von Speiseverboten sind wohl nur die am höchsten entwickelten Völker, die bei der Auswahl ihrer Nahrungsmittel allein sich durch das widerlich erscheinende und ungesunde beschränken lassen, während bei tiefer stehenden Völkern, welche selbst die ekelhaftesten Dinge oft verzehren, doch die eine oder andere Art der Beschränkung in Bezug auf die Speisen eintritt.

Die Furcht vor üblen Wirkungen auf die Gesundheit, welche durch den Genuss gewisser Speisen hervorgebracht werden können, gleichviel ob begründet oder unbegründet, gab wohl den Anlass zu den ersten Speiseverboten. Daran schliessen sich die so häufigen religiösen Verbote, die manchmal nur auf ein Geschlecht, eine Kaste oder auf bestimmte Zeit beschränkt sind. Das verbotene Nahrungsmittel wird dann gewöhnlich auch als ungesund angesehen, wobei wohl die Ansicht massgebend ist, dass denjenigen der Zorn der Götter erreicht, welcher die geheiligten Speisesatzungen verletzt.

Anzunehmen ist also wohl, dass die ersten Speiseverbote nicht aus religiösen, sondern aus gesundheitlichen Rücksichten entsprangen, hervorgerufen durch die Wirkungen, welche gewisse Nahrungsmittel auf den Körper ausübten. Schon die alten Inder wussten von den üblen Wirkungen der Bohnen zu berichten, die verschiedene Krankheiten erzeugen sollten und für den Magen nachtheilig waren. Wer zwischen Bohnenschoten eine Nacht zugebracht hatte, verlor vierzig Tage lang den Verstand [1]). Wenn die Pythagoräer, an asketische Lebensweise gewöhnt, sich mannichfachen Entsagungen in Bezug auf Speisen unterwarfen, so liegt dem einmal der Glaube an die Seelenwanderung zu Grunde, nach welchem sie keine Thiere tödteten und verspeisten, dann aber auch wohl die Furcht vor nachtheiligen Folgen gewisser Speisen, wie die blähenden Bohnen, deren Genuss Pythagoras verbot.

Speiseverbote durch Aberglauben bewirkt. Vielfach führt der Aberglauben, dass durch den Genuss gewisser Fleischsorten eine Missgestaltung des Körpers erfolgen könne, zu traditionellen Speiseverboten. So hütet sich der Neger an der Loangoküste je nach der

[1]) Bastian, Mensch in der Geschichte. III. 87.

Einbildung bestimmte Dinge zu verzehren; er isst z. B. nichts von der Ziege, damit seine Haut nicht abschilfere, nichts von Hühnern, weil ihm sonst die Haare ausfallen würden [1]. — Der Genuss eines häufigen schwarzen Vogels (Lamprothornis) ist auf den Karolinen den Männern verboten, während er eine sehr beliebte Nahrung der Frauen bildet. Denn man glaubt, dass derjenige, welcher davon gegessen hat, beim Erklettern der Kokospalmen stürzen und verunglücken müsse. Die Weiber aber klettern nicht nach Kokosnüssen [2]. Manche Seedajaks auf Borneo haben einen Widerwillen gegen Schweine-, Hirsch- oder anderes Fleisch, aber nicht weil religiöse Vorschriften dies bedingen, sondern weil sie fürchten, dadurch Hautkrankheiten zu bekommen, wahnsinnig zu werden oder weil Träume ihnen das Berühren gewisser Fleischarten verbieten. Bei den Landdajaks können alte Leute Hirschfleisch essen, nicht aber junge, weil letztere sonst furchtsam wie die Hindin werden [3].

Amerika bietet in dieser Richtung zahlreiche Beläge. Die alten Cariben assen keine Schweine, um nicht so kleine Augen zu bekommen, wie diese Thiere, und keine Schildkröten, um nicht gleich diesen schwerfällig zu werden [4]. Nach Brett glauben jetzt noch die Cariben Guiana's, dass wenn der Mann während der Schwangerschaft seiner Frau gewisse kleine Thiere esse, sein Kind mager werde; wenn er von einem Fisch esse — blind, von einem Wildschwein, so werde es einen Rüssel bekommen, von einem bestimmten Vogel, so werde es stumm werden [5]. Die Frauen der Mbayas im Gran Chaco essen nie das Fleisch von Kühen, Capibaras oder Affen; wenn sie ihre monatliche Reinigung haben, vermeiden sie auch den Genuss von Fischen, „weil sie sonst Hörner bekommen würden“ [6]. Die Coroados in Brasilien essen kein Rehfleisch, um nicht ihren Haarschmuck zu verlieren, nichts vom Tapirhöcker, um nicht der Zuneigung ihrer Frauen verlustig zu gehen, nichts von der Ente und dem Nagethier Cutia, damit die Kinder nicht schlecht gebaute Füsse und grosse Ohren bekommen [7].

Einfluss der Schwangerschaft. Der letztere Fall, sowie das

---

[1]) Bastian, Loangoküste. I. 185.
[2]) v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise. II. 103.
[3]) Spenser St. John, Life in the forests of the far east. I. 72..177.
[4]) Waitz, Anthropologie. III. 384.
[5]) Ploss, Das Kind. I. 18.
[6]) Azara, Reisen in Südamerika. II. 77.
[7]) Bastian, Loangoküste. I. 185.

von den Indianern Guiana's mitgetheilte Beispiel hängen mit der Sitte zusammen, dass der Mann während der Schwangerschaft seiner Frau sich einer bestimmten Diät oder besonderen Fasten unterwerfen muss. Auf seiner Fahrt den Jurua (Nebenfluss des Amazonenstroms) aufwärts begleiteten zwei Araua-Indianer den Engländer Chandless. Der eine von ihnen verschmähte fast alle Fische mit glatter Haut und sämmtliche Schuppenfische, desgleichen die männlichen Schildkröten; der andere Schildkröten überhaupt und selbst Schildkröteneier. Als Grund führt Chandless an: „Der eine hatte sein Weib schwanger, der andere einen Säugling daheim gelassen und diese Familienzustände legten ihnen Fastengebote auf" [1]).

In Europa treffen wir auf die gleichen Anschauungen, so ist z. B. aus diesen Gründen die Diät der schwangeren Serbinnen eine sehr eingeschränkte. Die schwangere Frau darf kein Hasenfleisch essen, sonst wird das Kind wie der Hase, d. h. mit offenen Augen schlafen, oder das Kind wird schielen. Sie soll auch nicht aus den Säcken, welche man auf dem Pferde trägt, essen, denn sonst kann sie nur Mädchen gebären. Wenn sie Schnecken ist, wird das Kind immerfort schleimig sein. Wenn sie viele Fische isst, so wird das Kind lange Zeit stumm bleiben. Wenn sie vom Fleische ist, welches Vögel schon angefressen haben, so wird das Kind an einem Ausschlag in Form von Krallen leiden, doch kann das Kind durch Anräuchern mit den Federn von einem unbekannten Vogel noch von diesem Ausschlage befreit werden [2]). Welcher Unterschied besteht nun in der Vorstellung zwischen den schwangeren Serbinnen und südamerikanischen Indianern?

Wir bemerken also hier und ebenso in der Südsee (siehe S. 115), dass die Speiseverbote sich auf Ein Geschlecht beschränken können, während umgekehrt das andere straffrei die verbotene Speise geniesst. Die Speiseverbote berühren sich hier mit den Fasten, die den alten Juden schon bekannt waren, bei Hindu, Parsi, den Bekennern des Buddhismus, bei den Römern und Griechen geübt wurden und bei Naturvölkern keineswegs fehlen. Die Andamanesen z. B. dürfen während der zwei Monate dauernden Trauerzeit weder Schweinefleisch noch Honig noch andere Leckerbissen geniessen [3]).

Tabu. To prevent certain kinds of food from growing scarce

---

[1]) Ausland 1870. 450. Fastengebote treten noch mehrfach für die Männer während der Schwangerschaft der Frau auf. Ploss, Das Kind. I. 17.

[2]) Petrowitsch im Ausland 1876. 494.

[3]) Jagor in Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1877. 57.

a prohibition or taboo is set on them for a time [1]) auf den Tonga-Inseln. Ein solches Gebot musste aufkommen auf den Südseeinseln, wo Uebervölkerung leicht zur Ausrottung gewisser Nahrungsmittel führen konnte, oder wo, wie theilweise in Australien, die Natur den Eingeborenen Speisen nur in beschränkter Weise darbietet. Die jungen Leute der Narinjeri-Schwarzen in Südaustralien dürfen dreizehn verschiedene Arten Wild nicht geniessen. Nichtbefolgung dieses Gebotes würde für sie Krankheiten und frühzeitiges Altern zur Folge haben, so lehren die Alten. Der wahre Grund ist jedoch, dass viele leicht zu erlegende Thiere ausgerottet würden, wenn dem ganzen Stamme die Jagd gestattet würde. Daher reserviren die Alten sich hier das Jagdrecht [2]).

Tabuartig sind auch die anderweitig in der Südsee vorkommenden Speiseverbote, wonach vornehme Marianer keine Aale, die einzelnen Bewohner Ponape's, Kusai's, der Marshall- und Gilbertinseln dieses oder jenes Thier nicht essen dürfen [3]).

In Afrika, wo die tabuartigen Gebräuche wohl bekannt sind, erstrecken sieh dieselben gleichfalls auf Speisen und Getränke. An der Westküste ist es die Tschina, welche sowohl allgemein gültige Vorschriften, z. B. gegen den Genuss von Menschenfleisch, umfasst, als auch Einzelnen und Familien geltende Gebote. Dort vererbt sich, in einem Lande, wo das Neffenerbrecht Geltung hat, die Tschina direkt vom Vater auf die Kinder, so dass ein dem Vater auferlegtes Speiseverbot auch von den Nachkommen befolgt werden muss [4]). So erklärt sich, wenn wir erfahren, dass in Aschanti, wo der Familienfetisch z. B. den Genuss von Wildschweinsfleisch verbietet, dieses Gesetz oder Verbot nicht nur von den Weibern und Kindern, sondern auch von den Sklaven und nachkommenden Geschlechtern gehalten wird [5]). Durch die Tschina ist es den Mussorongi an der Congomündung verboten, Hühner zu essen, ausser wenn sie sich von dem Ganga (Fetischmann) den Lungu-Bumba genannten Kupferring und die Erlaubniss, ihn zu tragen, verschafft haben. Einigen sind Rebhühner, anderen Schaffleisch verboten und besonders die Prinzen der

---

[1]) Mariner, Tonga Islands [3]. Edinburgh 1827. II. 187.

[2]) Jung in Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Halle. 1877. 32.

[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. V. 2. Abth. 147.

[4]) Pechuel-Loesche in Mittheil. des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1876. 40. An der Loangoküste, welche hier speziell gemeint ist, wird von den Europäern für Tschina das Wort Quisille gebraucht.

[5]) Ausland 1859. 347.

Mussorongi enthalten sich des letzteren [1]. Jeder Sakalave auf Madagaskar hat bestimmte Speisen, die für ihn fali (tabu) sind, nach deren Genuss er, seiner Meinung nach, unfehlbar sterben würde. Das Schwein ist für viele Leute, aber nicht allgemein, fali; einige Thiere sind nur wegen der Farbe ihres Felles ausgeschlossen, z. B. die Tigerkatze ist fali und darf in keine Hütte kommen, während weisse und schwarze Katzen zugelassen werden [2].

Vielleicht gehört in diese Kategorie auch eine eigenthümliche, sonst mir nicht bekannt gewordene Art von Speiseverbot, Effieked genannt, die in Tumale, südlich von Kordofan, vorkommt. Es ist dies ein Ausschliessungsverhältniss bezüglich des Genusses von Speisen, in welches die Frau sammt ihren Kindern, Eltern und Geschwistern gegenüber den Blutsverwandten des Mannes tritt, indem es ihr nämlich verboten ist, Speisen, die im Hause ihrer Schwiegereltern gekocht sind, zu geniessen und umgekehrt. So viel ist gewiss, dass dieses Ausschliessungsverhältniss nur bei im Hause gekochten Speisen eintritt, ferner bei Fleischspeisen, wozu das Vieh im Hause selbst geschlachtet worden, und nicht bei Getränken oder bei jenen Speisen, deren Zubereitung ohne Kochen geschieht. Will man gleichwohl solche Verwandte in aller Form bewirthen, so ersucht man Nachbarn um Zubereitung des Mahls, schlachtet Thiere, deren Fleisch den Gästen vorgesetzt werden soll, ausserhalb des eigenen Hofraums, und lässt es im Nachbarhause braten. Die Sache scheint mit religiösen Ansichten zusammenzuhängen, denn wenn z. B. eine Frau mit ihren Kindern das elterliche Haus verlässt, um zu den Schwiegereltern zu ziehen, wo also die Wirkung des Effieked für beide Familien eintreten würde, wird der Ime gerufen, um durch Besprengung mit Weihwasser und Gebete das Effieked von ihnen hinwegzunehmen [3].

Religiöse Speiseverbote. Das Tabu ist ein religiöser Bann und wie dieses den Genuss gewisser Speisen verbietet, so auch die bestimmten religiösen Vorschriften vieler Völker. Es sind hier in erster Linie die Speiseverbote der alten Juden zu betrachten, bei deren Schaffung in zweiter Linie wohl sanitäre Rücksichten mit obgewaltet haben mögen, die zunächst aber doch wohl religiös-politischer Art waren, ein kräftiges Mittel, um das „auserwählte" Volk von den umwohnenden Heiden abzuscheiden. Das heute noch bei den Juden so stark ausgeprägte Absonderungswesen zeigt sich auch hier ganz

---

[1]) Bastian, Loangoküste. I. 187.

[2]) Noel im Bull. d. l. soc. de géogr. Juin 1844. 389.

[3]) Tutschek im Ausland 1848. 318.

deutlich und entschieden. „Ich bin der Herr, euer Gott, der euch von den Völkern abgesondert hat. Dass ihr auch absondern sollt das reine Vieh von dem unreinen und unreine Vögel von den reinen und eure Seelen nicht verunreinigt am Vieh, an Vögeln und Allem, was auf Erden kreucht, das ich euch abgesondert habe, dass es unrein sei“ [1]). Es konnte keine leichtere und einfachere Methode geben, ein Volk von einem andern zu trennen und Vermischung mit den Fremden zu verhüten, als durch solche Speisegesetze. Diejenigen, die nicht zusammen essen und trinken dürfen, können auch nie befreundet miteinander werden; so assen auch die Aegypter nicht Brot mit den Hebräern, „denn es ist den Aegyptern ein Gräuel“ [2]). So bestand durch Speisegesetze eine völlige Scheidung zwischen Juden und Aegyptern, wie anderen Völkern, hinderte Zwischenheirathen und Freundschaft, und da die Anderen „unrein“ in den Augen der Juden, des auserwählten Volkes, waren, so musste Ueberhebung, Stolz und Verachtung gegen Andersgläubige bei ihnen durch die Speisegesetze befördert werden. So sehr aber gingen den Juden die Speisegesetze in Fleisch und Blut über, dass keinerlei Drohungen und Leiden sie davon abzubringen vermochten. Als Antiochus d. Gr. über sie kam, erwählten sie lieber den Tod, als dass sie sich mit den unreinen Speisen verunreinigten [3]). Petrus erfuhr harte Anschuldigungen, weil er eingegangen war zu den Männern, die Vorhaut haben und mit denen er gegessen hatte [4]). Das ist der Geist, der noch fortlebt und den Shakespeare im Shylok charakterisirt: I will not eat with you, drink with you, nor pray with you. Obgleich nun tausende von Jahren vergangen sind, seit die Speisegesetze den Juden gegeben, ihr Reich und ihr Tempel zerstört, sie selbst über den Erdboden zerstreut wurden, bestehen sie dennoch fest auf diesen Geboten, die nicht wenig, neben anderen Ursachen, dazu beitragen, sie fern und abgesondert von jenen Völkern zu halten, unter denen sie wohnen.

Es ist ganz natürlich, dass das heisse Klima des Orientes zu einer Beschränkung der Fleischkost führen musste; Pflanzenkost ist auch heute dort noch vorwiegend und aus diesem Grunde wurde auch die Durchführung der Speisegebote, die Unterscheidung von

---

[1]) Lev. XX. 24—26. Vergl. Deuter. XIV. 2, 3, 21. Die inhumane Anschauung lautet hier: „Ihr sollt kein Aas essen: dem Fremdlinge in deinem Thore magst du es geben, dass er es esse, oder verkaufe es einem Fremden!“

[2]) Gen. XLIII. 32.

[3]) 1. Macc. I. 65.

[4]) Apostelgesch. XI. 3.

reinen und unreinen Thieren bei den Juden erleichtert. Unser Zweck kann es nicht sein, hier auf alle die Spitzfindigkeiten der altjüdischen Speisegesetze einzugehen, über welche ganze Bücher von Christen und Juden geschrieben wurden, wir haben nur hier auf das zu achten, was uns des Vergleichs wegen von Belang erscheint.

Das Verbot, Blut zu essen, wie es Gen. IX. 4 bereits angedeutet ist, wird im Levitischen Gesetz [1]) noch deutlicher ausgesprochen und zwar aus dem Grunde, weil „des Fleisches Seele im Blute" ist (Lev. XVII. 11) und das Blut auf dem Altar zur Versöhnung geopfert werden musste. Die Heiden dagegen assen Blut [2]); jenen Heiden aber, die zum Christenthum übertraten, wurde das alte jüdische Gesetz noch eingeschärft und ihnen der Genuss des Blutes untersagt [3]). Verboten waren alle Thiere, die eines natürlichen Todes gestorben oder von wilden Thieren zerrissen worden waren [4]). Auch vom Fette der Opferthiere waren gewisse Theile verboten. „Alles Fett ist des Herrn" heisst es geradezu Lev. III. 16. Näher werden die Fetttheile das. 9. 10 angegeben. Ferner die berühmte „Spannader" [5]), weil diese am Gelenke der Hüfte Jakobs im Kampfe mit dem Engel gerührt ward; was aber die Spannader eigentlich sei, darüber können die Ausleger sich ebensowenig einigen, wie über die Deutung des Gebotes: „Du sollst nicht kochen das Böcklein in seiner Mutter Milch" [6]). Die spezielle Aufzählung der unreinen Thiere findet sich Lev. XI. Kamel, Kaninchen (Klippdachs), Hase, Schwein, Fische, die nicht Flossfedern und Schuppen haben, Raubvögel, der Strauss, Kukuk, Schwan, Storch, Reiher, Rohrdommel, Wiedehopf, Schwalbe etc. etc. sind unrein [7]).

Einzelne der jüdischen Speiseverbote fielen übrigens mit den altägyptischen zusammen. Den Priestern der Aegypter war z. B. das Schwein verboten, während die Laien es wenigstens zuweilen

---

1) Lev. III. 17. VII. 26.

2) Hesek. XXXIII. 25. Auch die alten Aegypter genossen Thierblut. Wilkinson II. 375.

3) Apostelgesch. XV. 20. 29. XXI. 25.

4) Lev. XVII. 15. Und welche Seele ein Aas, oder was vom Wilde zerrissen ist, isset, er sei ein Einheimischer oder Fremdling, der soll seine Kleider waschen und sich mit Wasser baden und unrein sein bis auf den Abend, so wird er rein.

5) Gen. XXXII. 32.

6) Exod. XXIII. 19. Deuter. XIV. 21.

7) Vergl. Wiener, Die alttestamentarischen Speiseverbote, Zeitschrift für Ethnol. VIII. 96. Nach Wiener waren die Speiseverbote längst vor der mosaischen Gesetzgebung vorhanden. Er nimmt sanitäre Rücksichten als Grund der Gebote an.

assen, z. B. alljährlich einmal bei den typhonischen Opfern, wie Plutarch angiebt [1]). Bei besonders heiligen Handlungen würzten die ägyptischen Priester ihre Speisen sogar nicht mit Salz [2]). Linsen, Erbsen, Lauch, Zwiebeln waren den Priestern verboten. In der That, meint Plutarch, schicke die Zwiebel sich weder für fastende Büsser, noch für die, welche fröhliche Feste begehen; den ersteren wecke sie Begierden, den anderen locke sie Thränen in's Auge.

Wenn der christliche Kopte Aegyptens sich heute noch des Genusses von Schweinefleisch (und Kamelfleisch) enthält [3]), so dürfen wir hier nicht an eine Entlehnung aus dem Speisegebote des Islam denken, da Kopten und Mohammedaner sich stets feindlich einandergegenüberstanden, sondern müssen eher an eine Vererbung dieses Gebotes von den Urvätern der Kopten, den alten Aegyptern, glauben. Auch die bei diesen Christen übliche Beschneidung dürfte auf dieselbe Quelle zurückzuführen sein.

Mit der Ausbreitung des Islam über Afrika und Asien haben auch dessen Speisegebote eine weite Geltung erlangt, doch lassen sich die mohammedanischen Gesetze in dieser Beziehung nicht mit den jüdischen vergleichen. In ihrer heidnischen Periode hatten die Araber sich viele Speiseverbote auferlegt, die wohl mit den jüdischen Aehnlichkeit haben mochten. Mohammed aber trat dagegen auf und sprach: „Esset das, was Gott euch zur Nahrung bestimmt und folget nicht den Fusstapfen des Satan.“ Ausnahmen machte er jedoch und verbot: „das von selbst Gestorbene und das vergossene Blut und das Schweinefleisch, denn dies ist ein Gräuel“ [4]). Es scheint auch, dass solche Gesetze auf heidnische Neger gewirkt haben und von diesen angenommen wurden. Wenigstens behauptet Travassos Valdez, dass die „Dschagas“ von Westafrika Schweine- und Elephantenfleisch verschmähen, was er mohammedanischem Einflusse zuschreibt [5]). Die fanatischen Somal, welche zu Bardera am Djuba wohnen, verboten sogar den Elfenbeinhandel, weil auch die Berührung des Elfenbeins verunreinige [6]).

Als religiöses Vorurtheil muss auch das Verschmähen des Taubenfleisches bei den gemeinen Russen aufgefasst werden, da die

---

[1]) de Is. VIII.

[2]) Das. XXXV.

[3]) Klunzinger, Oberägypten. 87. Lüttke, Aegyptens neue Zeit. II. 366.

[4]) Koran, Sure 6.

[5]) Six years' traveller's life in western Africa. II. 162.

[6]) Merensky, Beiträge zur Kenntniss Süd-Afrika's. 91.

Taube das Sinnbild des heiligen Geistes ist [1]), und die Kimbunda Südwestafrika's glauben, die Kilulu (Geister) würden jene bestrafen, die sich nicht scheuten, Milch zu geniessen. Der Genuss der Kuhmilch gilt als Sünde und Milch, sagen sie, sei nur für die Säuglinge bestimmt [2]). Hasen, Hühner und Gänse zu essen galt bei den alten Briten als Sünde [3]). Wie die ägyptischen Priester haben auch die mongolischen Lamas bestimmte Speisegebote. Der Genuss von Pferde- und Kamelfleisch ist ihnen untersagt. Fische und Vögel werden von den Mongolen überhaupt nicht gegessen, da sie ihnen unreine Thiere sind. Prschewalski's Führer erbrach sich vor Ekel, als er seinen Herrn eine Ente verzehren sah, und doch ass derselbe schmutzige Mongole ungewaschene Hammeldärme [4]).

Heilige Thiere. Hirtenvölker, deren Existenz von ihren Heerden abhängt, kommen leicht und naturgemäss dazu, ihre Thiere zu verehren, heilig zu betrachten und deren Fleisch nicht zu verzehren. Der Toda in den Nilgerri-Bergen Südindiens besitzt kein Ackergeräth, um den Boden zu bestellen, er kennt nicht einmal Waffen und lebt fast nur von der Milch seiner Kühe. Getreide erhält er von seinen Nachbarn, doch ist der Genuss der Brotfrüchte bei ihm eine Neuerung. Sein Büffel ist ihm alles; kommen die Rinder Abends in's Dorf zurück, so werden sie von jedem Toda achtungsvoll begrüsst. Nie wird ein Rind geschlachtet, Fleischgenuss ist verboten, und so weit geht die Heiligkeit der Büffel, dass eine Anzahl derselben in Terraris, heiligen Stätten, gehalten und dort nicht einmal gemolken wird [5]). Nur bei feierlichen Gelegenheiten schlachtet der viehzüchtende Kaffer ein Rind [6]), während der Dinka, dem das Rind für rein und edel gilt und der in gewisser Hinsicht einen Cultus mit demselben treibt, niemals ein Thier seiner Heerde schlachtet, jedoch ruhig das gefallene und von einem andern getödtete Rind verzehrt [7]). In den westlich an Aegypten angrenzenden Theilen Libyens wurde allgemein kein Kuhfleisch verzehrt, während dieses in der Cyrenaica blos den Weibern verboten war [8]), was auf die Verehrung der Hathor-Isis zurückzuführen ist, deren Abzeichen die Kuhhörner sind und die auch oft in Gestalt

---

1) Erman, Reise um die Erde. I. 184.
2) Ladisl. Magyar, Reisen in Südafrika. I. 303. 321.
3) Caesar, Bell. gall. V. 12.
4) Prschewalski, Reisen in der Mongolei. Deutsch von Kohn. 48.
5) Ross King im Journ. of Anthropology Nr. 1, July 1870. 27. 28.
6) Fritsch, Eingeborene Südafrika's. 86.
7) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. 176.
8) Herodot IV. 186.

einer Kuh, des ihr geheiligten Thieres, erscheint. Die Schonung und Vermehrung seiner Heerde ist dem Viehzüchter erstes Gebot und so verschmäht denn auch der Kirgise (und ebenso der fromme Russe) den Genuss von Kalbfleisch, um das heranwachsende Geschlecht nicht zu vernichten [1]).

In beschränktem Sinne heilig ist auch das Rind bei den Ova Herero Südafrika's. Sie haben nämlich eine Art Kaste, Ejanda, d. i. Abkunft, Ursprung, genannt, und jede Ejanda besitzt ihre ganz bestimmten Speisegesetze. In den verschiedenen Ejanda dürfen z. B. gewisse Rinder oder Schafe von bestimmter, aber jedenfalls verschiedener Gestalt, Farbe, Wuchs der Hörner u. s. w. nicht gegessen werden. Diesen Rindern zollen die Herero fast abgöttische Verehrung. Ein solches heiliges Rind nennen sie Ohivirike, d. h. ein Rind, welches besungen, gepriesen wird und in der That dichten sie Loblieder auf diese Rinder [2]). Wenn man einem Herero Fleisch anbietet, so nimmt er es an; aber ehe er es isst, erkundigt er sich genau nach der Farbe des Thieres und nach dessen Hörnern; findet er, dass es verbotenes Fleisch ist, so lässt er es liegen, wenn er auch noch so hungrig ist. Manche Herero gehen in ihren Bedenken so weit, dass sie jede Berührung eines Geschirrs meiden, worin solches Fleisch gekocht worden ist, ja selbst der Rauch dieses Kochfeuers wird für gefährlich angesehen [3]). So wird auch eine Pfanne, in welcher ein Huhn gebraten wurde, von den Somal niemals wieder benutzt, denn sie verschmähen Hühner; auch Eier, Wildpret und alle Nagethiere sind ihnen unrein [4]). Es ist wie bei den Juden: „Allerlei irden Gefäss, wo solcher Aase eins darein fällt, wird alles unrein, was darinnen ist; und sollt es zerbrechen" [5]).

Die Heiligkeit der Kuh in Indien und damit das Verbot, sie zu verletzen oder ihr Fleisch zu geniessen, entsprang dem Buddhismus [6]). In den Vedas ist von ihrer Heiligkeit noch keine Rede. Die alten Hindus schlachteten und assen die Kuh, wie ja auch in den Vedas thierische Nahrung für die beste erklärt wird. Opfermahle fanden statt, bei denen 300 Büffel getödtet, theils gebraten, theils gekocht

---

[1]) Erman, Reise um die Erde. I. 515.

[2]) Josaphat Hahn in Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin. IV. 502.

[3]) Andersson, Reisen in Südwest-Afrika. I. 238.

[4]) Haggenmacher in Petermann's Ergänzungsheft Nr. 47. 30. v. d. Decken's Reisen. II. 318.

[5]) Lev. XI. 33.

[6]) v. Orlich, Culturgeschichte Indiens. 83.

und gemeinsam verzehrt wurden. Mit Dank wird dabei des köstlichen Geruches gedacht, die Brühe wurde in besondere Gefässe vertheilt, und erzählt, wie für die Gutschmecker das Fleisch in besondere Formen bereitet wurde [1]). Welcher Gegensatz jetzt, wo die Kuh das heiligste Thier der Hindus ist, bei dessen Tödtung Mohammedaner sowohl als Engländer gezwungen sind, die grösste Rücksicht zu nehmen! Als die Sikhs noch ihre Macht besassen, stand auf dem Schlachten von Rindvieh Todesstrafe, die erst ausdrücklich abgeschafft wurde, als die Engländer das Pendschab in Besitz nahmen. Gleichzeitig wurde aber dafür gesorgt, dass die Schlachthäuser an Stellen erbaut wurden, die den Hindus keinen Anstoss gaben. Das Kuhschlachten gab auch Anlass zum revolutionären Ausbruch der Kukasekte in den Jahren 1871 und 1872. Das Haupt derselben, Ram Singh, gab die Parole aus, die Kuhschlächter aus dem Lande zu vertreiben und verschiedene Schlächtereien bei Amritsir und Ludianah wurden zerstört, die Insassen ermordet [2]).

Wo religiöse Verehrung von Thieren eintritt, wird gewöhnlich, wenn auch nicht immer, auch von selbst dem Genusse des Fleisches des heiligen Thieres entsagt. Der Giljake an der Amurmündung z. B. tödtet und verzehrt den von ihm göttlich verehrten Bären. Bei den Kingsmill-Eingeborenen dagegen, wo einzelne Individuen gewisse Vögel, Fische oder andere Thiere göttlich verehren, werden diese Thiere von den Betreffenden nie verzehrt, dagegen gern für andere, die sie nicht verehren, zum Verspeisen eingefangen [3]). So auch in Australien. Jeder südaustralische Stamm hat seine Schutzgottheit (Ngaitje) in Gestalt von Vögeln, Fischen, Insekten oder Gewürm und diese Thiere zu verletzen ist den Stammesangehörigen auf das strengste untersagt. Geschieht dies dennoch aus Noth, so muss man jedes Ueberbleibsel des genossenen Thieres zerstören, damit das Thier nicht in den Eingeweiden wachse [4]). Von den Indianern Amerika's, bei denen diese Totemismus oder Nagualismus genannte Form der Thierverehrung herrscht, wo die einzelnen Stämme besondere Thiere

---

[1]) v. Orlich, a. a. O. 296.

[2]) Globus XXI. 152. — Die Hasenfellindianer und Loucheux Nordamerika's verehren den Moschusochsen. Kuhmist ist ihnen, gleich den Hindus, eine Medizin und macht unverwundbar. Einer ihrer Helden heisst Etsiégé, d. i. Kuhfladen, weil er, in seiner Jugend mit Kuhmist eingerieben, magische Kräfte bekam. Petitot, Vocab. d. l. langue Dènè-Dindjié. Paris 1876. XXX.

[3]) Wilkes, Voyage round the world. New-York 1851. 556.

[4]) Jung in den Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Halle 1877. 30.

verehren und Reliquien derselben bei sich tragen, werden diese Thiere nie getödtet noch verzehrt. So bei den Sklavenindianern das Elen, bei den Hasenfellindianern das Ren, den Bergindianern der Biber [1].

Wo die Thierverehrung auf die Seelenwanderung zurückgeführt werden muss, tritt auch häufig ein Verbot ein, das Fleisch gewisser Thiere zu essen. Die Landdajaks essen keine Rinder, weil ihre Ahnen in diesen Thieren fortexistiren. Dass die mohammedanischen Malayen kein Schweinefleisch verzehren, erklären jene dadurch, dass deren Vorfahren in diese unreinen Thiere verwandelt seien [2], und die Papuas von Doreh essen kein Kasuarfleisch, weil ihre Vorfahren in diesen Vogel verwandelt sind [3].

Fische. Fische gelten sehr häufig als Incorporationen der Seelen und daher mag es wohl kommen, dass gerade sie in den Speiseverboten verschiedener Völker häufig auftreten. Die Siahposch (in Kafiristan) verabscheuen den Genuss der Fische, obwohl ihre Flüsse reich an denselben sind [4]. Der Katschinze Südsibiriens thut dasselbe, weil er glaubt, dass das böse Princip im Wasser wohnt und Fische verzehrt [5]. Wanika, Wakamba, Galla, Somal essen keine Fische; sie halten sie für Schlangen [6]. Der Gallaknabe Djilo, welchen Richard Brenner nach Deutschland mitbrachte, war selbst hier nicht dazu zu bewegen, Fische zu essen [7]. Dieser Widerwillen gegen den Fisch ist bei den meisten schwarzen Stämmen Südafrikas (nicht aber bei den Hottentotten) vorhanden und als Grund führen sie an, dass die Fische Schlangen seien. Die Leute gehen darin so weit, dass sie sich sogar scheuen, Fische anzufassen, und häufig kommt es vor, dass schwarze Dienstboten lieber ihre Herrschaft aufgeben, als sich zwingen lassen, diese Thiere zuzubereiten [8].

Den ägyptischen Priestern waren Fische verboten [9], während sonst, mit Ausnahme der heiligen Fische, diese frisch wie gesalzen allgemein genossen wurden. Zu den heiligen Fischen der Aegypter gehörten der Oxyrhynchus, Phagrus und Lepidotus, die allerdings

[1] Petitot, Vocab. d. l. langue Dènè-Dindjié. Paris 1876. XXIII.

[2] Spenser St. John, Life in the forests of the far east. I. 176.

[3] Beccari in Geogr. Magazine III. 212. (1876.)

[4] Fosberry in Journ. Ethnol. Soc. I. 192. (1869.)

[5] Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1875. 23.

[6] Krapf, Reisen in Ostafrika. I. 350. Hildebrandt in Zeitschrift für Ethnologie. VII. 14. v. d. Decken's Reisen. II. 318.

[7] Globus XVIII. 165.

[8] Fritsch, Drei Jahre in Südafrika. 338.

[9] Herodot II. 37.

nicht im ganzen Lande verehrt wurden. Nach Plutarch waren diese drei Fische bei den Aegyptern verbotene Speise, da sie einen Theil des Körpers des Osiris verschlungen hatten, welchen Isis nicht wiederfinden konnte, als sie die zerstreuten Glieder ihres Gemahls sammelte. Sie wurden deshalb besonders gemieden. An einer anderen Stelle sagt er: „Die Aegypter enthalten sich nicht im allgemeinen der Fische, einige aber essen von diesen, andere von jenen Arten nicht. So berühren z. B. die Oxyrhynchiten keinen mit der Angel gefangenen Fisch; denn da sie dem Oxyrhynchus, nach dem sie den Namen haben, besondere Verehrung zollen, fürchten sie, der Angelhaken möge dadurch verunreinigt sein, dass er einmal beim Fange ihres heiligen Fisches gebraucht worden sein könnte. Die Bewohner von Syene enthalten sich aus dem gleichen Grunde des Phagrus; denn dieser, welcher zuerst erscheint, wenn die Ueberschwemmungen des Nils beginnen, wird von ihnen als der Bote so freudiger Kunde verehrt. Die Priester enthalten sich in der That aller Arten und verbrennen dieselben blos, ohne sie zu kosten, wenn am neunten Tage des ersten Monats alle übrigen Aegypter aus religiösen Gründen genöthigt sind, gebratene Fische zu verzehren. Sie geben hierfür zwei Gründe an: den einen in Verbindung mit dem erwähnten Berichte von Osiris und Typho; den zweiten, dass der Fisch weder ein Leckerbissen noch ein nothwendiges Nahrungsmittel sei. Und dieses scheint durch Homer bestätigt zu werden, der niemals erwähnt, dass die Phäaken oder die Bevölkerung Ithaka's sich von Fischen nährten, auch nicht Odysseus Gefährten während ihrer langen und gefahrvollen Reise“ [1]).

Der Oxyrhynchus erscheint auf den Gemälden von Theben, Beni Hassan und Memphis unter den gefangenen Fischen und daraus scheint hervorzugehen, dass seine Verehrung auf die Stadt des Oxyrhynchus beschränkt blieb. Dieser Fisch, der Mizdeh der modernen Aegypter, ist leicht an seiner spitzen Schnauze kenntlich; es ist eine Mormyrus-Art. Der Phagrus oder Aal wurde in Syene und bei den Katarakten verehrt und gab seinen Namen der Stadt Phagroriopolis bei Heroopolis. Der Lepidotus endlich ist wahrscheinlich Cyprinus Lepidotus [2]).

Eier. Aehnlich wie mit den Fischen verhält es sich mit den Eiern, die im Aberglauben der Völker eine grosse Rolle spielen. Ob der in ihnen schlummernde Lebenskeim hier von Einfluss ist? Genug,

---

[1]) Plut. de Is. 7.
[2]) Wilkinson V. 248 ff.

sie werden vielfach verschmäht. In Futa Djalon isst man sie, nach Lambert, nicht [1]), während zu Tisi in Kasson (Senegambien) Mungo Park fand, dass sie nur den Frauen verboten waren, die Männer dagegen sie ohne Scheu verzehrten [2]). Zu den wenigen Gegenständen menschlicher Nahrung, die von den Khassias nicht genossen werden, gehören die Hühnereier, während die Hühner selbst gegessen werden [3]). Auf der Insel Mattabello bewahrt man die Hühnereier aus Liebhaberei auf, aber man isst sie nie [4]).

Schädelcultus.[5])

Neidstangen und Thierschädel. In ergreifender Weise schildert uns Tacitus, wie Caecina sich der Stätte nahte, an welcher von Arminius die Legionen des Varus vernichtet worden waren. Bleichende Gebeine deckten die Fläche. Adjacebant fragmina telorum equorumque artus, simul truncis arborum antefixa ora [6]). Es waren die den Göttern geweihten abgeschnittenen Häupter der römischen Rosse. Allgemein geht durch das germanische Alterthum die Sitte, den Kopf des geopferten Pferdes als sogenannte Neidstange zu errichten, d. h. man steckte das Rosshaupt auf einen Pfahl, richtete ihn gegen die Weltgegend, von der man Feinde erwartete, und wähnte diese dadurch abzuhalten und zu verwünschen. Die Egils-Saga erzählt, wie Egil auf eine Felsenspitze stieg, auf eine Haselstange ein Rosshaupt setzte und also sprach: „Hier errichte ich eine Nidhstaung und wende die Verwünschung (nid) gegen König Erich und Gunhild etc.“ Diese Verwünschung schnitt Egil in Runen in die Stange und wandte das Haupt des Rosses gegen König Erich's Land [7]). Derartige Vor-

---

1) Globus II. 11.
2) Mungo Park's Reise. Hamburg 1799. 87.
3) Schlagintweit, Indien. 550.
4) Wallace, Malayischer Archipel. Deutsche Ausgabe II. 101.
5) Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1875.
6) Tacitus, Annal. I, cap. 61.
7) Grimm, D. M. [1] 379.

stellungen haben sich noch lange erhalten, bis über die Reformationszeit hinaus. M. Fugger (1584) bringt in seinem Kapitel „von Artzeneyen, genommen von Pferden" die Mittheilung: „Wann man den Kopff von einer Stuten (verstehe das Gebayn vom Kopff) in einem Garten an einem Pfahl oder Stange auffstöcke, so geraht alles dasjenige desto baser, was im selben Garten wächszt, insonderheit aber vertreibt es die Raupen und Ratzen" [1]). Nahe lag nun der Gedanke, die abwehrende Eigenschaft, die dem Rosshaupte innewohnte, gegenüber Feinden, menschlicher oder dämonischer Art, zu verwenden, indem man die natürlichen Häupter der geopferten Pferde am eigenen Hause anbrachte, wie noch jetzt der Ossete im Kaukasus die Einfassungsmauern seiner Gehöfte mit spitzen Pfählen besetzt, auf die er Pferdeschädel steckt [2]).

An die Stelle der natürlichen Schädel traten dann künstliche Nachbildungen, die am Giebel aufgesteckt, allmählich nur als Hausschmuck angesehen und des tieferen ihnen innewohnenden Sinnes entkleidet wurden. Solcher Art sind die gekreuzten Rossköpfe der alten Bauerhäuser in niedersächsischen Landen. Nach innen schauend, einander zugekehrt, finden wir diese Rossköpfe in den Lüneburger Heidedörfern, bei Bardowiek, Uelzen, die Elbe hinauf; nach aussen schauend, von einander abgewandt, längs der Weser, in Westfalen, im Braunschweigischen bis in die Mark und nach Pommern hinein. Bei den Friesen fehlen sie und wo zwischen die Niedersachsen ein fremder Stamm eingeschoben ist, da tritt ein anderes Giebelzeichen für sie auf; so in dem von Flämingen besiedelten „alten Lande" der Schwan, so im hannoverschen Wendlande ein zinnerner Aufsatz. Aber die Niederlausitzer Wenden haben von den Sachsen diese Giebelzier angenommen [3]).

Dass die benachbarten Slaven jedoch mit den Deutschen in dieser Auffassung der Pferdeköpfe übereinstimmten, erhellt aus einer Stelle in der Weltbeschreibung des Praetorius. Er erzählt, wie die undeutschen Leute (Wenden) zur Abwendung und Tilgung der Viehseuchen um ihre Ställe herum Köpfe von todten Pferden und Kühen auf Pfähle stecken, auch ihren Pferden, welche Nachts vom Mahr müde geritten wurden, einen Pferdekopf unter das Futter in die Krippe zu legen pflegten [4]). Und noch heute wirkt der Pferdeschädel bei

---

[1]) M. Jähns, Ross und Reiter. Leipzig 1872. I. 253.

[2]) v. Haxthausen, Transkaukasia. II. 48.

[3]) R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, 84.

[4]) Grimm, D. M. [1] 380.

Südslaven schützend und abwehrend, wie neuerdings dies Kanitz von den Bulgaren berichtet: Auf den Zaunpfählen der bulgarischen Gehöfte findet man oft die Schädel gefallener Pferde aufgespiesst. Es geschieht dies, weil die Talasami, welche als Schatten in weissen Gewändern, ferner als verzauberte Hunde, Hennen mit ihren Küchlein, den Menschen erscheinen, sich gerne auf diese Schädel setzen und dann den Hofzaun nicht überschreiten [1]). Nach lettischem Aberglauben besassen Knochen von Thieren und Menschen besondere Kraft und wurden als Mittel gegen Viehseuchen benutzt. Die Letten steckten daher die Schädel von Pferden und Kühen auf Zaunstecken um die Ställe herum, so die Seuche abwehrend [2]).

An Parallelen aus dem classischen Alterthum fehlt es keineswegs, wie denn dem Priap geweihte Eselsschädel zum Schutz und Gedeihen der Gärten und Felder aufgesteckt wurden [3]), und werfen wir einen Blick auf die Naturvölker Afrika's oder Asiens, so illustriren sie uns noch heute den uralten Brauch, den unsere Vorfahren durch Errichtung der Neidstangen übten.

Die weite Verbreitung der Verwendung von Thierschädeln als Opfergabe, namentlich auf Gräbern, welche in der überraschendsten Weise in den verschiedensten Ländern sich wiederholt, möge daher an einigen Beispielen nachgewiesen werden, wobei es leider nicht immer gelingt, alle die Motive zu ergründen, welche der Darbringung der Schädel zu Grunde liegen.

Der Gebrauch scheint sich durch den grössten Theil Afrika's zu erstrecken. Auf den Gräbern der Bari am obern weissen Nil errichtet man Pfähle, die mit Ochsenschädeln bedeckt sind [4]). Die Votivpfähle auf den Gräbern der weiter westlich wohnenden Bongo sind theilweise wie Ochsenhörner geschnitzt, in den Dörfern der

---

[1]) Kanitz, Donaubulgarien. Leipzig 1875. I. 79. — Als Unglück abwehrendes Schutzmittel diente bei griechischen Tempeln, so in Olympia, das Medusenhaupt, welches an der Stirne des heiligen Gebäudes angebracht wurde. Curtius, Olympia. Berlin 1872. 10. — In den Dörfern am Cap Lopez (äquatoriales Westafrika) und bei dem Kammavolke fand der Reisende Lenz an den beiden offenen entgegengesetzten Seiten des Ortes je zwei etwa meterhohe Pfosten eingeschlagen, deren oberes Ende zu einem rohen menschlichen Gesichte geschnitzt und schwarz und roth bemalt war. Dieselben haben die Aufgabe, alle bösen und gefährlichen Wesen vom Dorfe abzuhalten. Verhandl. der Ges. für Erdkunde zu Berlin 1876. 133.

[2]) Paulus Einhorn, Wiederlegung der Abgötterey vnd nichtigen Aberglaubens. Riga 1627. 22.

[3]) Sepp, Das Heidenthum. Regensburg 1853. I. 393.

[4]) Baker, Der Albert Nyanza. Jena 1867. I. 87.

Niam-Niam sind Schädelbäume eine charakteristische Erscheinung. „Schädel von Antilopen aller Art, von Meerkatzen, Pavianen, Wildschweinen und Menschenschädel fanden sich bunt durch einander an den Aesten der Votivpfähle aufgespiesst, Weihnachtsbäumen nicht unähnlich" [1]). An der Westküste spielt der Thierschädel dieselbe Rolle. Oskar Lenz fand in den Fetischhäusern am Ogowe Gorillaschädel, die als heilig verehrt wurden [2]). An der Loangoküste ist der Kissie insie eine Schädelpyramide, errichtet aus den Köpfen der wilden Ochsen, Gorillas, der Antilopen u. s. w. für den Fetisch der Erde, bei dem jährliche Ceremonien stattfinden, um gute Ernten, Fischfang oder Jagd zu sichern [3]). Und auch im Süden fehlt dieser Brauch nicht. Die Köpfe der Ochsen, welche bei der Beerdigung eines Hererohäuptlings geschlachtet werden, hängt man an einem Pfahle über dem Grabe auf [4]), und so war es auch auf Madagaskar Brauch [5]), desgleichen auf Sumatra [6]), zum Zeichen, dass die Todtenfeierlichkeit mit gehörigem Luxus begangen worden war. Pallas fand, dass die Kalmücken an der untern Wolga „ein sonderbares Opferdenkmal gestiftet" hatten. Es ist eine ganz von aufeinandergepassten Pferdeschädeln und Kinnbacken errichtete runde Pyramide auf der Spitze eines Hügels, um welche ein kleiner Wall gezogen und mit ordentlich gelegten Pferdegebeinen verziert war. Ganz zu oberst lag ein besonders grosser Pferdekopf, mit der Nase gegen Osten gekehrt; die übrigen Köpfe der Pyramide lagen alle mit der Nase einwärts [7]).

Nordasiatische Völker opfern in gleicher Weise die Schädel ihrer Jagdbeute den Götzen oder auf Gräbern. Als Nordenskjöld die Samojedenhalbinsel nahe der Obimündung erreichte, traf er am Strande auf einen Opferaltar: etwa fünfzig aufgehäufte Schädel von Eisbären, Walrossen und Renthieren umgaben einen roh aus Holz gezimmerten Götzen [8]). Die Lappen hingen bei ihren Seidas (hölzernen Götzenbildern) früher die Köpfe, Hörner und Füsse der Renthiere auf; ebenso der Samojede bei seinen Hahes und der Ostjake.

---

[1]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. 333. 556.

[2]) Correspondenzblatt der D. Afrik. Ges. 1874, Nr. 6, 104; 1875, Nr. 15, 248.

[3]) Bastian, Loangoküste. I. 202.

[4]) Andersson, Reisen in Südostafrika. Leipzig 1858. I. 244.

[5]) Journ. Anthropol. Institute. V. 193.

[6]) Marsden. Sumatra. Leipzig 1785. 318. 400.

[7]) Pallas, Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russ. Reichs. Leipzig 1799. I. 142.

[8]) Petermann's Mittheil. 1875. 472.



Grab eines Herero-Häuptlings. (Nach Andersson.)

Das Fleisch der geopferten Thiere aber wird überall verzehrt [1]. Der Koriäke, welcher ein Renthier geopfert hat, steckt den Schädel desselben, gegen Osten gekehrt, auf einen Pfahl, „den sie der Wohnung der bösen Geister gegenüber setzen" [2]. Renthierhörner wirft opfernd der Tschuktsche auf die Gräber [3]. Nach einer Schmauserei weihen die Orotschonen am obern Amur den Götzen die Hörner und Schulterblätter des Rens [4], der Giljake am untern Amur bewahrt die Schädel der von ihm getödteten (verehrten) Bären in seiner Hütte auf [5] und seine Schamanen hängen die vom Fette und Fleisch gereinigten Schädel des Delphins an besonderen Bäumen auf, die, allmählich ganz mit solchen Schädeln bedeckt, als Talisman gegen böse Geister

[1] Castrén's Reisen im Norden. Leipzig 1853. 126. 236. 338.
[2] Krascheninnikow, Kamtschatka. Lemgo 1766. 277.
[3] Whymper, Alaska. Deutsche Ausgabe 280.
[4] de Sabir, Le fleuve Amour. Paris 1186. 83.
[5] Ravenstein, The Russians on the Amur. London 1861. 390.

gelten [1]). Auch bei den Ainos auf Jeso sind die Schädel der bei den Bärenfesten geopferten und als Götter angesehenen Bären ein Gegenstand des Cultus [2]).

In indischen Ländern wiederholt sich der gleiche Brauch. Die Santals stellen vor ihren Lingamgötzen auf leichten Bambusgerüsten opfernd die Schädel von Ochsen, Hirschen, Antilopen auf. Bei den Pepo auf der Insel Formosa, einem jetzt chinesirten Stamme malayischer Abkunft, besteht noch theilweise eine Verehrung uralter Thierschädel und Hirschgeweihe, welche in einer besonderen Hütte aufbewahrt werden. Woher diese Schädel stammen, wissen die Pepo nicht; sie haben sie von ihren Vorfahren geerbt, denen sie schutz- und heilbringend waren. Zweimal im Monate muss jeder Pepo Reis, Arecanüsse u. dgl. den Schädeln opfern [3]). Die Luschais, gegen welche 1872 die Engländer Krieg führten, schmücken reichlich die Gräber ihrer Häuptlinge mit Gayal-, auch wohl Menschenschädeln [4]).



Grab des Luschai-Häuptlings Voupilal. (Illustr. Lond. News. 16. Nov. 1872.)

Die Wohnungen der Mischmis sind mit Schädeln von Büffeln, Bären, Tigern, Hirschen, Affen geschmückt und nach der Anzahl solcher Schädel bemisst sich der Reichthum des Inhabers, da diese Schädel Werthmesser sind und das Wort „Kopf" dort gleichbedeutend mit

[1]) Kohn und Andree, Sibirien und das Amurgeblet. 2. Aufl. II. 112.

[2]) Mitth. der Deutschen Ges. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. 9. Heft, März 1876. 6.

[3]) Paul Ibis im Globus XXXI. 230 nebst Abbildung einer Schädelhütte.

[4]) Globus XXVI. 342. XXII. 71.

Geld ist [1]). Der Schritt, statt des Thierschädels den Menschenschädel zu verwenden, liegt nun nahe, ja er wird nicht bloss substituirend, sondern wohl gleichzeitig neben diesen um derselben ihm zugeschriebenen Wirksamkeit verwendet worden sein, wie wir auf den Luschaigräbern Thier- und Menschenschädel vereinigt finden.

Die Formen, in welchen der Menschenschädel in den Cultus eintritt, sind verschiedener Art: als präparirter Kopf, als einfacher Schädel oder als Trinkschale. Die Gebeine der erschlagenen Feinde, der Heiligen oder Helden werden Trophäe, schützender Talisman, oder geradezu Idol der Personen oder des Ortes, an dem sie aufbewahrt sind, und das Trinken aus dem Schädel wirkt heilkräftig.

Hirnschalen als Trinkgefässe lassen sich seit den ältesten Zeiten und bei vielen Völkern nachweisen. In den Pfahlbauten des Bieler Sees fand Prof. Aeby ein künstlich von Menschenhand mit Meisselschlägen bearbeitetes Schädeldach, welches höchst wahrscheinlich als Schöpf- oder Trinkgefäss gebraucht wurde, und als ein Beleg der Benutzung von Menschenschädeln in vorgeschichtlicher Zeit aufgefasst werden mag [2]). Die klassischen Schriftsteller sind reich an Beispielen für die Benutzung von Menschenschädeln als Trinkgefässe. Von den Issedonen, denen er Anthropophagie nachsagt, erzählt Herodot: Das Haupt des Todten wird vom Fleisch gereinigt und in Gold gefasst; es ist dann ein Schmuckstück, auf welches sie stolz sind und das alljährlich bei grossen Festlichkeiten von den Söhnen zu Ehren des Vaters benutzt wird. Und von den Skythen berichtet der Vater der Geschichte, Rachsucht als Motiv des Gebrauches anführend: Die Schädel derjenigen Feinde, welche sie am meisten hassen, werden über den Augenbrauen abgeschnitten, das Gehirn herausgenommen und die so entstehende Schale mit Ochsenhaut überzogen. Reiche füttern den als Trinkschale benutzten Schädel mit Gold aus. So werden auch die Schädel der Verwandten behandelt, wenn sie mit ihnen in Feindschaft lebten. Kommen Fremde zum Besuche, dann machen diese Trinkschädel die Runde und es wird ihnen erzählt, dass sie von Verwandten stammen, mit denen man Krieg führte [3]). Als Consul Lucius Postumius von den Bojern in der Schlacht im Litavawalde (etwa 200 v. Chr.) erschlagen worden war, schnitten ihm diese den Kopf ab und brachten ihn frohlockend in ihren heiligsten Tempel, „darauf wurde der Kopf gereinigt, wie

[1]) Cooper, The Mishmee-Hills. London 1873.
[2]) Correspondenzbl. d. D. anthrop. Ges. 1874. Nr. 12. 96.
[3]) Herodot IV. 26 u. 65.

es bei ihnen Sitte, und mit Gold eingefasst; und dieses war bei ihnen ein heiliges Gefäss, womit sie bei Feierlichkeiten die Spende darbrachten, und zugleich sollte es der Becher sein für den Priester und Tempelvorsteher“ [1]. Deutlich erhellt daraus, wie der Schädel als Becher in den Cultus eintritt.

Der altheidnische Gebrauch pflanzte sich durch das christliche Mittelalter fort; ja er wurde von der christlichen Kirche in ihren Cultus mit aufgenommen und nur in anderer Weise ausgelegt. Die Sitte, aus den aufbewahrten Schädeln der Heiligen den gesegneten Wein unter der versammelten Gemeinde umher zu reichen, ist sehr alt, je älter aber, um so bestimmter gehört er der heidnischen Sitte an, Libationen für die Todten darzubringen und den Minnetrunk zu ihrem Gedächtniss abzuhalten. Kopf und Kufe sind sprachlich synonym. Trinkschale und Hirnschale schliessen denselben Begriff in sich [2].

Im Knochencultus der römischen Kirche spielen solche wunderwirkende Schädel und zu Trinkgefässen umgeformte Hirnschalen eine grosse Rolle. Im Benedictinerkloster zu Ansbach, welches 787 Karl der Grosse mit Freiheiten begabte, liess man die umwohnenden wendischen Heiden aus dem wunderthätigen Gumpertusschädel Heilung trinken. In Trier heilte ein Trunk aus der silbergefassten Hirnschale des heiligen Theodul vom Fieber. Von der Pest verschont blieb, wer zu Ebersperg in Oberbayern Wein aus dem gleichfalls in Silber gefassten Schädel des heiligen Sebastian trank [3]. Das Haupt des heiligen Macarius zu Würzburg in der Marienkapelle, welches den Gläubigen aufgesetzt wird, ist eine Assekuranz gegen Kopfweh [4]. Gabriel Tetzel aus Nürnberg, welcher den tschechischen Herrn Lev v. Rožmital auf dessen grosser Reise durch das Abendland (1465 bis 1467) begleitete, erzählt vom Frauenkloster zu Neuss am Niederrhein: „Do sahen wir in der Kirchen einen kostlichen sarch, dorin leit der

---

[1]) Livius XXIII. Kap. 24.

[2]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. I. 228. „Do (zu Saumur) sahen wir den Kopf, daraus unser Herr Jesus mit seinen Jüngern an dem Abendessen getrunken hat“, heisst es in Lev v. Rožmital's Reise (Bibl. d. liter. Vereins in Stuttgart VII. 161). Die lateinische Beschreibung (das. 52) aber sagt: Primum nobis ibi monstratus est calix, quo Christus etc.

[3]) Rochholz a. a. O. I. 230. Noch heute trinkt man am Tage des heiligen Sebastian zu Ebersperg Wein aus dessen Schädel (Correspondenzbl. d. D. anthropol. Ges. 1875. Nr. 7).

[4]) Bavaria IV. 220.

lieber heilig sant Quirinus und sahen sein hirnschalen. Doraus gab man uns zu trinken" [1]).

Auch anderweitig kommt im Mittelalter der Menschenschädel als Trinkgefäss vor. Bekannt ist die von Paulus Diaconus berichtete Erzählung, wie Alboin, der Longobardenkönig, auf Anstiften seines Weibes Rosamund erschlagen wurde, weil er sie zwang, bei festlichem Gelage aus der Hirnschale ihres Vaters, des Gepidenkönigs Kunimund, zu trinken. Aus dem Schädel des Fürsten Swjetoslaw liess der Petschenege Kurja (972 n. Chr.) einen Trinkbecher verfertigen, wie der Bulgarenfürst Krum (811 n. Chr.) aus dem Schädel des byzantinischen Kaisers Nikephoros [2]).

Wollen wir den Gebrauch heute noch lebend kennen lernen, so müssen wir uns fortwenden von unserem Erdtheile. Er ist vor allem noch häufig bei den Australiern, namentlich in Südaustralien anzutreffen. Angas erwähnt ein zehnjähriges Mädchen, welches das Andenken ihrer Mutter dadurch ehrte, dass es deren Schädel als



Schädelbecher vom Albertsee, Australien. (Nach Wood.)

Trinkgefäss mit sich führte [3]). Die Zubereitung solcher Schädel ist einfach genug; der Unterkiefer wird entfernt, das Gehirn herausgezogen und als Henkel ein Bastseil benutzt. Die Füllung erfolgt durch das Hinterhauptloch, welches mit einem Graspfropfen verschlossen wird [4]). Molina erwähnt die Trinkbecher aus den Schädeln geopferter Feinde bei den Araukanern [5]) und dasselbe berichtet Dr. Cullen von den Tschokoanos in Darien [6]), Dobritzhoffer von den Abiponern in

[1]) Bibl. des liter. Vereins in Stuttgart. VII. 148.

[2]) Bastian, Loangoküste. II. 11.

[3]) Journal of the anthrop. Soc. 1871. XXI. (Sitzung vom 15. Nov. 1870.)

[4]) Wood, Natural History of Man. II. 86.

[5]) Molina, Eroberung von Chili. Leipzig 1791. 66.

[6]) Transact. Ethnol. Soc. New Series. VI. 152. (1868.)

Paraguay [1]). John Jackson sah, wie der Priester, der bei einer Kannibalenmahlzeit auf den Fidschi-Inseln fungirte, an einem aus Menschengebeinen verfertigten Tische sass und berauschende Angora aus einem Menschenschädel trank [2]), womit ein Zeugniss für diese Verwendung des Schädels in der Südsee gewonnen ist.

Auch in Asien ist der Brauch verbreitet. Der mittelalterliche Reisende Ruysbroek (Rubruquis) erzählt, dass die Tibetaner aus den Schädeln ihrer Vorfahren tranken, um ihrer sich zu erinnern, und nach Dr. Hooker benutzen noch jetzt die Tibetaner Menschenschädel, über welche eine Haut ausgespannt ist, als Trommeln oder Tambourine bei feierlichen Gelegenheiten. Rennell sah in Bengalen Schädel aus Butan, die niedlich mit Lack überzogen waren und als Trinkgefässe dienten. Sie waren aus Tempeln entnommen. Eine prachtvoll mit Gold und Juwelen in alter Arbeit eingefasste menschliche Hirnschale, welche als jene des Confucius ausgegeben wurde und von den Franzosen im Sommerpalast des chinesischen Kaisers erbeutet worden war, wurde 1862 in der Londoner Industrieausstellung gezeigt. Prof. Busk, welcher sie genau beschrieb, spricht sie für eine Trinkschale an [3]).

Schädel im Ahnencultus. Die hier angeführte Benutzung des Schädels hängt vielfach mit dem Ahnencultus zusammen und ist nur eine andere Form der Reliquienverehrung, die bei uns noch im Tragen der Haare Verstorbener existirt [4]). Sehr ausgebildet ist diese Form des Schädelcultus auf den Andamanen anzutreffen, wo die Wittwe den Schädel ihres verstorbenen Mannes so lange bei sich trägt, bis sie wieder heirathet. Der Schädel wird roth bemalt und mit Franzen von Holzfasern verziert. Ein anderer beliebter Schmuck der Frauen sind dort Halsbänder aus den aufgereihten Finger- und Zehenknochen



Wittwe von den Andamanen.
(Nach einer Photographie.)

---

[1]) Gesch. der Abiponer. Wien 1783. II. 549.

[2]) John Elphinstone Erskine, Journal of a cruise among the islands of the western Pacific. London 1853. Appendix A.

[3]) Meiners, Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen. Tübingen 1813. II. 32. Journal Ethn. Soc. New Series. II. 77. 81. (1870.)

[4]) Cook fand auf Tanna Eingeborene, welche Haarlocken Verstorbener zur Erinnerung an einer Halsschnur trugen. Dasselbe war auf den Gesellschaftsinseln, den Markesas und in Neuseeland der Fall. Georg Forster, Sämmtl. Schriften. II. 280.

ihrer Vorfahren [1]). Dieser Schädel, welchen die Wittwe mit sich herumträgt, heisst Chattada [2]), doch werden auch, wie Oberstlieutenant Titler bezeugt, welcher Gouverneur auf den Andamanen war, die Schädel der Häuptlinge aufbewahrt comme des talismans [3]).

Auch bei den Mpongwe am Gabon hängt der Schädelcultus mit dem Ahnen- und Reliquiencultus zusammen. „Die Schädel hervorragender Leute werden mit der grössten Sorgfalt aufbewahrt, doch so, dass sie nicht Jedermann sichtbar sind. Ich weiss, dass der Kopf eines hervorragenden Mannes vom Leichnam abgetrennt wurde, als dieser schon theilweise in Zersetzung übergegangen war; man hing ihn dann über einem Haufen Kalk auf, damit dieser die abtropfenden Fäulnissprodukte absorbire. Das Gehirn gilt als Sitz der Weisheit und mit dem Kalke, der es aufgenommen, werden die Stirnen der Lebenden bestrichen, in der Voraussetzung, sie mit der Weisheit desjenigen zu betheiligen, dessen Gehirn auf den Kalk abtropfte" [4]).

Kopfschnellen. Wie das Schädeldach als Trinkschale in den Cultus eintritt, indem der aus ihr gespendete Trunk heilkräftig wirkt oder der Ahnenverehrung dient, so auch der ganze Schädel, der auf die verschiedenste Weise präparirt wird. Wie viele Heiligenschädel, echt und unecht, ruhen nicht noch in den Reliquienbehältern christlicher Kirchen, culturhistorisch betrachtet, vollständige Parallelen zu den Schädeln, die bei den Naturvölkern jetzt noch eine grosse Rolle spielen [5]). Im Schädel concentriren sich die vornehmsten Sinne, er ist überall anerkannt als Sitz des Geistes und mit der Aufbewahrung des Gehäuses glaubte man, auch nach dem Tode des ursprünglichen Besitzers, sei er nun Freund oder Feind gewesen, über dessen Kräfte und Eigenschaften verfügen zu können. So kommt es, dass viele Völker hohen Werth auf den Besitz von Schädeln legen, dass sie förmliche Sammlungen derselben zusammenbringen und die Schädeljagd systematisch betreiben, wie dieses der von Indien,

---

[1]) Journ. Antropol. Institute. IV. 464 (1875) und F. J. Mouat, The Andaman Islanders. London 1863. 327.

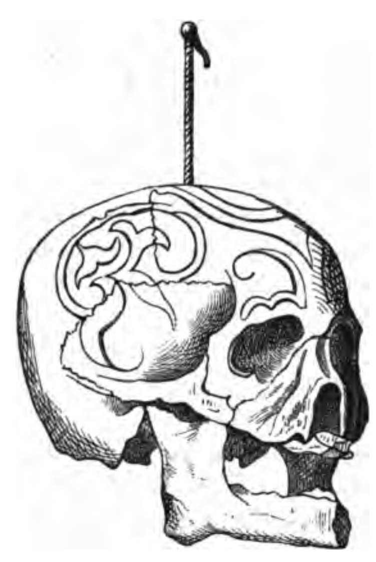
[2]) Zeitschrift für Ethnologie. VIII. 107. (1876.)

[3]) Bull. d. l. soc. d'Anthropol. 2. ser. I. 11. (1866).

[4]) Leighton Wilson, Western Africa. London 1856. 394.

[5]) Im Kloster Trojan in Bulgarien befindet sich ein Gewölbe, in dem die Schädel der verstorbenen Mönche mit Namen bezeichnet aufbewahrt werden. Dorthin kommen an Sonn- und Festtagen die Frauen der Umgegend, suchen die Schädel der Mönche, die ihnen einst im Leben durch Verwandtschaft oder andere Bande nahe gestanden und treiben mit dem Schädel, dem sie eine brennende Kerze auf die Stirn kleben, Cultus. Kanitz, Donaubulgarien. II. 219.

durch die malayischen Inseln bis in die Südsee reichende furchtbare Gebrauch des Kopfjagens — Koppensnellen von den Holländern genannt — beweist. Die spanischen Chronisten erwähnen diesen Gebrauch auch längs der ganzen Küste des nördlichen Peru oder des heutigen Ecuador; Herrera auch weiter südlich bis Caxamarca auf der Cordillere [1]).



Präparirter Dajakschädel.
(Ausland 1867. 305.)

Das Kopfjagen erreicht seinen Höhepunkt unter den Dajaks auf Borneo, wo es zur völligen Manie ausgeartet ist und der blutdürstige Aberglaube die Männer treibt, um jeden Preis sich Menschenköpfe zu verschaffen. Offener Krieg ist dazu gar nicht nöthig; der Kopfjäger zieht einfach in das Gebiet des Nachbarstammes, legt sich in den Hinterhalt und überfällt den ersten besten harmlos Dahinwandernden, um ihn niederzustechen und den Kopf abzusäbeln, der triumphirend nach Hause gebracht wird. Ein Wittwer kann nicht eher wieder heirathen oder den umherirrenden Geist seiner im Grabe ruhenden Frau zufrieden stellen, bis er einen Kopf erbeutet hat; ein Mädchen giebt dem Geliebten nicht eher das Jawort, als bis dieser einen erbeuteten Kopf aufzuweisen hat [2]). Ihre Begierde einen Kopf zu erjagen bore resemblance to children crying after sugar-plums [3]) und Kopf ist Kopf, so dass ein Unterschied zwischen dem Kopfe eines kräftigen Kriegers und dem eines zarten Kindes nicht gemacht wird [4]). Als das kostbarste Stück

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie IX. 146. (1877.)

[2]) Spenser St. John, Life in the forests of the far east. I. 71.

[3]) Ch. Brooke, Ten years in Sarawak. London 1866. I. 142.

[4]) Ganz parallel dem Koppensnellen erscheint uns die Jagd auf männliche Glieder bei den Galla und Abessiniern, deren man oft in einem Hause 50 bis 60 Stück aufgehängt sehen kann, als Zeichen der Tapferkeit des Hausbewohners. Ein Galla im Süden kann nicht heirathen, bis er eine Anzahl dieser Trophäen von erschlagenen Männern seiner Braut gezeigt hat, welche aus diesen Siegeszeichen auf die Tapferkeit ihres künftigen Gatten schliesst. Da die Galla derlei Trophäen nicht immer im Kriege gewinnen können, so belauern sie Reisende in den Wäldern und erschlagen, wen sie

aber gilt der Kopf eines Weissen. Die erbeuteten Köpfe werden einem Koch- und Räucherprozesse unterworfen und dann in den Pangarangs oder Schädelhäusern aufgehängt. Stücke Holz ersetzen die Augen, man bemalt sie, oder schnitzt auch Arabesken auf denselben ein [1]). Die Pangarangs sind gleichsam die Rathhäuser der Dajaks und in denselben empfängt man die Gäste, müssen die Junggesellen abgesondert schlafen. Langen neue Köpfe an, so werden sie unter grossen Festlichkeiten und Schmausereien in das Kopfhaus gebracht und hier so auf Pfähle gesteckt, dass ihr Gesicht gegen das Land des Feindes gerichtet ist [2]). Wir haben also dieselbe Anschauung wie bei der Neidstange im germanischen Alterthum.

Dieses Koppensnellen hat in der malayo-polynesischen Welt und darüber hinaus eine weite Verbreitung. Es ist auf den Palauinseln [3]) gang und gäbe und reicht auch zu den melanesischen Völkerschaften. Wir kennen es auf Neu-Guinea [4]), wo es überall, soweit bis jetzt Europäer kamen, nachgewiesen worden ist. Bei Doreh werden die erbeuteten Köpfe auf den Häusern oder benachbarten Bäumen aufgepflanzt. Können die Eingeborenen (Nuforesen) dort keine Feindesköpfe erhalten, so graben sie Leichen aus, denen sie die Schädel abschneiden [5]). Ebenso werden an der Ostspitze die Leichen ausgegraben, um ihnen die Schädel abzustossen, welche, in Bananenblätter eingewickelt, am Hausgiebel aufgesteckt werden [6]). Auch am Fly-River (südl. Neu-Guinea) sind die Eingeborenen eifrige Kopfjäger, welche die erbeuteten Schädel auf eine höchst künstliche Weise ausschmücken. Der gereinigte Kopf wird nämlich mit einer Wachsmaske überzogen, die mit den rothen Kernen des Abrus precatorius und Rattanstreifen überzogen ist. Die Augen werden durch Kaurischalen hergestellt und an die Schläfenbeine befestigt man Ohrgehänge, wie die Eingeborenen sie tragen. Der Unterkiefer wird an den Oberkiefer festgebunden und der ganze, mit einer Schlinge versehene Schädel, welcher mit Steinen, harten Fruchtkernen und Bimsstein ge-

---

finden. Manche gehen so weit, dass sie für Vieh oder Elfenbein Sklaven kaufen, welche sie entmannen, um die von der Braut geforderte Anzahl von Siegeszeichen aufweisen zu können. (Krapf im Ausland 1857. 440.)

[1]) Ausland 1867. 305.

[2]) Spenser St. John, a. a. O. I. 65.

[3]) Semper, Palau-Inseln. 134 ff.

[4]) Finsch, Neu-Guinea. 82. 99. 118. Petermann's Mitth. 1876. 88.

[5]) Zeitschrift für Ethnologie. VIII. 194. (1876.)

[6]) Journ. Anthrop. Institute. VI. 102. 107.

füllt ist, dient gelegentlich als eine Art Klapper bei Tänzen [1]). Auf den Neu-Guinea benachbarten Eremitanos-Inseln werden Unterkiefer, Haare und Zähne auf hufeisenförmigem Bastgestell befestigt an den Häusern aufgehängt [2]).

Das Koppensnellen geht auch hinüber nach dem australischen Festlande, wo es an der Speelmannbai vorkommt; es ist Sitte bei den Insulanern der Torresstrasse, wo man die erbeuteten Köpfe in derselben Weise beschimpft [3]), wie dieses in Südamerika der Fall ist. Dass die Schädel der gefallenen Feinde in den Marais aufbewahrt wurden, ist für Tahiti, die Markesas, Rarotonga und Hawaii belegt [4]). Bei den Aboriginerstämmen in Assam, den Nagas, Garros, Kukis oder Luschais und anderen Gebirgsvölkern herrscht die Kopfjägerei in der gleichen Weise wie bei den Dajaks auf Borneo. Gleichviel ob durch feigen Ueberfall oder im ehrlichen Kriege, man erbeutet die Köpfe von Männern und Weibern der Nachbarstämme. Ein Jüngling wird erst unter die Männer aufgenommen und erhält das „Ak", die Tatuirung der Erwachsenen, wenn er einen Kopf heimbringt, und auch die Schönen erhören ihre Anbeter nicht eher, als bis diese einen Kopf erbeutet haben [5]). Im Lichte dieser modernen Kopfjägerei erscheint uns nun völlig erklärt und beglaubigt, was Strabo [6]) von den alten Karamaniern erzählt: „Keiner heirathet, bis er einem Feinde den Kopf abgeschnitten und dem Könige gebracht hat; dieser aber verehrt den Schädel in der königlichen Wohnung."

Auch ohne den hinterlistigen Brauch des Koppensnellens sehen wir den Schädelcultus durch die Südsee verbreitet. Keine schönere Beute kannte der alte Maorikrieger als den Kopf, welchen er dem im Kriege besiegten Gegner abschnitt; er nahm ihn mit nach Hause und steckte ihn auf den Pfählen seiner Wohnung auf, als Ehrenzeichen, als Kriegstrophäe, als Talisman. Mit diesem Kopfabschneiden war für den erschlagenen Feind keinerlei Unehre verknüpft, im Gegentheil, es galt für Schande, wenn der Leichnam eines in der Schlacht Getödteten unberührt auf dem Felde verweste. Mit dem abgeschnittenen Haupt aber nahm der Sieger, um es zu bewahren, folgenden Prozess vor: Zunächst wurden die Augen ausgestochen, die Höhlungen

[1]) d'Albertis in Proc. Roy. Geogr. Soc. vol. XX. 348. (1876.)
[2]) Exemplare im Museum Godeffroy, Ethnogr. Sammlung Nr. 279. 280.
[3]) Waitz (Gerland), Anthropologie. VI. 646. 647.
[4]) Daselbst VI. 152.
[5]) Journ. Anthropol. Institute. III. 477. (1874.)
[6]) 15. Buch 2. Kapitel.

verstopft und die Augenlider vernäht. Um die Nasenlöcher offen zu erhalten, wurden kleine Holzpfropfen hineingesteckt und dann der Kopf über einem schwelenden Feuer lange und gut durchgeräuchert. Aber auch die Köpfe guter Freunde präparirte der Maori auf gleiche Weise, doch kann man sofort den Kopf eines Feindes und eines Freundes erkennen: der erstere zeigt einen weit geöffneten Mund mit den Zähnen, der des letztern ist geschlossen.

Es ist den Maoris, in deren Character Habsucht ein Hauptzug ist und die sich gut auf den Schacher verstehen, nicht schwer geworden, von derlei Trophäen sich zu trennen, sie haben sogar einen schwunghaften Handel mit denselben betrieben [1]), als die Europäer bestrebt waren, ihre Museen mit solchen Schädeln zu bereichern. Und als man namentlich nach solchen Schädeln verlangte, welche das Moko, die Tatuirung, recht deutlich zeigten, da wurden förmliche Kopfjagden angestellt. Anderseits aber wussten die Maoris die Schädel auch zu fälschen. Sie nahmen die Köpfe ihrer untatuirten Sklaven — das Moko ist Zeichen der Freien — und tatuirten dieselben nach dem Tode [2]).

In Mikronesien stand der Schädelcultus mit der Ahnenverehrung in Verbindung. Auf den Kingsmill-Inseln werden die Schädel der Vorfahren von den Häuptlingen als Hausgötzen aufbewahrt, an welche man sogar Gebete richtet. Die Schädel werden mit Blumen geschmückt, eingeölt und mit Speisen versehen. Bei Fahrten von einer Insel zur andern werden sie, als ob sie Familienglieder wären, mitgenommen und höchst respectvoll behandelt [3]).

Schädel als Götzen. Vollständig zum Götzen wird endlich der Kopf auf Neu-Guinea. Bei den Papuas von Doreh wird der Kopf eines gestorbenen Jünglings von dessen Mutter abgetrennt und über Feuer ausgetrocknet. Die Verwandten kommen alsdann unter Trauergesang zusammen und fügen dem Schädel eine künstliche Nase und Ohren aus Holz an, während Fruchtkerne an die Stelle der Augen gesetzt werden. Hierauf wird eine Mahlzeit angerichtet, bei welcher

---

1) Meinicke, Inseln der Südsee. I. 331.

2) Wood, Natural History of Man. II. 119. Es erinnert dieses daran, was Strabo (IV, 4) von den alten Galliern erzählt, welche die Köpfe ihrer getödteten Feinde an die Hausthüre nagelten; Posidonius, der sie sah, gewöhnte sich erst allmählich an den Anblick. „Die Köpfe der Vornehmen bestrichen sie mit Cedernöl und zeigten sie den Fremden und wollten sie nicht einmal für eine gleich schwere Goldmasse auslösen lassen. Aber von dieser Sitte haben die Römer sie abgebracht.“

3) Charles Wilkes, Voyage round the world (United States exploring expedition). New-York 1851. 556. 557. 565.

man dem in der Mitte aufgestellten Schädel auch von allen Speisen reicht. Durch diese Feierlichkeit werden die Todtenköpfe zu Hausgötzen (Korwars) geweiht und bleiben für alle Zeit im Hause der Familie [1]).

In Amerika, wo wir schon den Schädel als Trinkgefäss verwendet sahen, wird er, aus den nämlichen Beweggründen, wie bereits entwickelt, häufig aufbewahrt. Schon auf altmexikanischen Skulpturen tritt uns der Schädel entgegen und in der Ruinenstadt Nohpat in Yucatan fand Stephens den Schädel mit gekreuzten Knochen genau so als Ornament verwendet, wie er jetzt noch bei uns auf Grabsteinen oder der Kopfbedeckung der Zietenhusaren dargestellt ist [2]).

Wie solchergestalt die Darstellung des Todessymbols im alten Amerika mit unseren modernen Auffassungen übereinstimmt, so lebt auch jetzt noch dort bei der Urbevölkerung der Schädelcultus in der Weise, wie das heidnische Europa ihn kannte. Die Thlinkithen oder Koljuschen in Nordwest-Amerika, welche ihre Todten verbrennen, heben nichtsdestoweniger die Schädel tapferer in der Schlacht gefallener Krieger auf und befestigen sie in besonderen Kistchen an Pfählen über den Aschenkisten [3]). Von den Pfählen, welche als Schutzwehr die Dörfer der Tupis in Brasilien umgaben, grinsten die gebleichten Schädel erschlagener Feinde herab [4]), und noch jetzt bewahren die Botokuden die Schädel erschlagener Feinde als Trophäen auf, welche sie schmücken und denen sie eine Schnur durch Mund und Ohren ziehen [5]).

Eigenthümlich der neuen Welt aber erscheint eine Art der Präparirung des Menschenkopfes, bei welcher das Knochengerüst entfernt wird, so dass nur die Fleischtheile übrig bleiben, die in

---

[1]) O. Finsch, Neu-Guinea, Bremen 1865. 104. Aehnlich bei den cannibalischen Manjema in Centralafrika, wo die Köpfe der Häuptlinge in Töpfen aufbewahrt werden. Man theilt ihnen alle öffentlichen Angelegenheiten mit, als ob sie noch lebten. (The last journals of David Livingstone. London 1874.)

[2]) John L. Stephens, Incidents of Travel in Yucatan. New York 1843. I. 367. The sculpture is the scull and cross-bones. The sculpture is in bas-relief and the carving good and still clear and distinct. Probably this was the holy place of the city, where the idols or deities were presented to the people with the emblems of death around them.

[3]) Bancroft, Native Races of the Pacific States. I. 113.

[4]) Hans Staden, Warhaftige beschreibung eyner Landschafft der wilden ——— menschenfresser leuthen u. s. w. Marburg MDLVII.

[5]) Prinz Max v. Wied, Reise nach Brasilien. Frankfurt 1820. 45. 51.

Folge besonderer Behandlung wesentlich zusammenschrumpfen, aber ihre völlige Gestalt behalten. Diese Art der Präparirung, durch welche der Kopf zum Götzenbilde umgestaltet wird, findet sich in Südamerika und ist am besten aus einem ausführlichen Berichte von J. F. Barriero zu erkennen, der über das Götzenhaupt der Jivaros (Ostabhang der Cordilleren in Ecuador) folgendes erzählt:

„An den Sekretär der spanischen Gesandtschaft in Quito. Ecuador, Macas 2. December 1860. Ich erhielt Ihren Brief vom 15. August, in welchem Sie über das Götzenhaupt der Jivaros Auskunft wünschen, wie es erlangt und wie es hergestellt wurde. Was ich Ihnen jetzt mittheile, ist das Ergebniss mehr als zweijähriger Nachforschung. Ein getaufter Jivaro vom Tambostamme unternahm es, mir eines der Idole zu verschaffen, was ihm im ersten Jahre jedoch nicht gelang. Im nächsten Jahre aber führte er folgenden Plan aus: er machte einem Jivaro glauben, dass sein Götze ein wenig auf Reisen zu gehen wünsche, da er doch in einer Art von Gefangenschaft sei; er möge ihn nur ihm mitgeben. Der getaufte Indianer brachte den Götzenkopf mir und kehrte dafür mit einer Anzahl Geschenke an den Eigenthümer desselben zurück. — Im Kriege schneiden die Sieger die Köpfe ihrer Opfer ab, der Schädel und ihr Inhalt werden daraus entfernt, ein erhitzter Stein wird in die Kopfhaut hineingeschoben, welche zusammentrocknet und das Ganze wird, ohne seine Züge zu verlieren, zu einem Miniaturkopfe. So verstand ich wenigstens den Prozess — möglich, dass ich mich dabei irre. — Wenn der Kopf zubereitet ist, wird das Tunduli oder die Kriegstrommel geschlagen, was innerhalb von neun Tagen nach dem Gefechte geschehen muss, da sonst die Geister der Gefallenen der eigenen Partei unbefriedigt sind und der Kopf nicht mehr zum Götzen dienen könnte. Am zehnten Tage beginnt das Fest; der Jivaro, welcher ein Götzenhaupt hat, hängt es mit den Beuteköpfen anderer Indianer zusammen an einen Pfahl in der Hütte, wobei dem jüngsten Kopfe eine hervorragende Stelle angewiesen wird. Alle Anwesenden, besonders die Frauen, sind mit ihrem besten Schmucke angethan und sitzen je nach Rang näher oder ferner von dem Idol. Nun nimmt der Priester den Kopf, hält ihn an einem Stricke empor, redet ihn an, lobpreist denjenigen, der ihn erbeutete und schliesst mit besonderen Gestikulationen. Es folgt ein kurzes Schweigen und dann ein durchdringender Schrei. Alle springen auf und lauter Lärm beginnt. Nun wird der Kopf wieder an den Pfahl geknüpft und alle, der Sieger ausgenommen, setzen



Präparirter Kopf des Antipas-Häuptlings Tibi. Nach einer Photographie von R. H. Furman in Pará.

sich nieder. Dieser steht mit seiner Lanze bewaffnet vor dem Kopfe, den er kräftig beschimpft und für den nun der Priester in gleichen schimpfenden Ausdrücken antwortet: „Feigling, als ich noch lebte, da wagtest Du nicht, mich so zu beschimpfen, Du zittertest bei der Nennung meines Namens, Feigling! Einer meiner Brüder wird mich rächen." Der Jivaro, aufgebracht durch diese Beschimpfung, verwundet nun den Kopf mit seiner Lanze im Gesicht und verdammt ihn zu ewigem Schweigen, indem er ihm den Mund zunäht. Von diesem Augenblicke an ist das Idol stumm und dient nur noch als Orakel, an das von den berauschten Indianern Fragen gestellt werden. — Jetzt beginnt der Tanz. Der Sieger hängt das Idol an eine Stange im Freien, wobei ihn seine Lieblingsfrau unterstützt. Dann tanzen Männer und Frauen im Kreise um den Kopf, singen den Triumphgesang und Musikinstrumente erschallen. Das wiederholt sich mehrere Tage lang. Oft haben im Drange der Verfolgung die Indianer nicht Gelegenheit den Kopf des gefallenen Feindes abzuschneiden; in diesem Falle wird die ganze Ceremonie mit einem substituirten Schweinskopfe vorgenommen, welcher nun die Stelle des Götzenhauptes einnimmt. Tritt Mangel an Feldfrüchten ein, vermehren sich die Hausthiere nicht genügend, dann halten die Weiber ein Bittfest, wobei sie um das vom Priester getragene Götzenhaupt (Tschantscha) tanzen. Bewirkt der Kopf das gewünschte Wunder nicht, so scheert man ihm die Haare ab und wirft ihn in den Wald [1]).

„Mir erschien von allen wilden Gebräuchen der Heiden, welche den Ostabhang unsrer Cordilleren bewohnen, dieser am bemerkenswerthesten. Es mag hinzugefügt werden, dass sie nicht die Köpfe aller in der Schlacht Getödteten zu Idolen machen, sondern nur der-

---

[1]) Erfüllt der Negerfetisch an der Loangoküste die Wünsche seines Besitzers nicht, so wird er fortgeworfen und durch einen neuen ersetzt. In Italien ist es vorgekommen, dass bei Elementarereignissen Heiligenbilder von der aufgeregten Volksmasse beschimpft wurden, wenn sie dem Unglücke nicht Einhalt thaten. Thut der aus Holz geschnitzte Götze (Anito) bei den Igoroten auf den Philippinen nicht seine Schuldigkeit, d. h. fällt der durch alte Weiber verkündigte Ausspruch, den er auf ihr Befragen thut, nicht nach dem Wunsche der Menge aus, so wird er mit Speeren durchbohrt und vor die Thüre geworfen. Man schnitzt sich dann einen neuen Anito. (v. Drasche in Mitth. der geogr. Ges. in Wien 1876. 513). „Kaum sollte man sich vorstellen, dass ein Volk die Blindheit so weit treiben könnte, die Hausgötzen, welche es sonst über alles verehrt, alsdann, wenn es ihm unglücklich geht, und die Götzen nicht helfen wollen, von ihrer Stelle herunter zu werfen, zu zerhacken und mit Schlägen oder sonst auf alle Art zu misshandeln. Und doch ist dieses bei den Ostjaken nichts seltenes." (Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt a. M. 1877. III. 39).

jenigen, die sich besonders tapfer erwiesen. Diesen reissen sie das Herz aus, das sie, wie das Gehirn, verzehren. Dieser Gebrauch ist verbreitet unter den Stämmen der Tumbas, Mendes, Pastaza, Jerumbaini, Tutamagosa, Chiguavida, Achmiles, Guambinima, Guambisa, Huamboga, sowie unter den weiter abwärts wohnenden Indianern; auch bei denen, die an der Morona wohnen und Kannibalen sind" [1]).

Keineswegs ist der Gebrauch auf die Indianer Ecuadors beschränkt. Er kommt weiter nördlich in Columbien und östlich am Amazonenstrom vor. Die Mundurucos, welche die erbeuteten Feindesköpfe über Feuer dörren, nehmen nicht die Knochen heraus, sondern entfernen bloss Hirn und Augen. In die Augenlöcher füllen sie Harz und in dieses stecken sie die Klauen des Faulthiers. Der mit Federn geschmückte Schädel wird von den Kriegern am Gürtel getragen [2]).

Ueber die Art und Weise, wie die göttlich verehrten Köpfe eigentlich präparirt werden, lässt uns Barriero's Bericht ziemlich im Unklaren [3]); denn durch das blosse Hineinstecken heisser Steine in die Fleischtheile nach Entfernung der Knochen dürfte schwerlich das völlige Austrocknen und Zusammenschrumpfen erfolgen. Alle Berichterstatter erzählen, dass die Köpfe sehr gut die ursprünglichen Züge wiedergäben, nur sei der Kopf des Erwachsenen auf die Grösse eines Kindskopfes reducirt. Philippi schildert einen solchen im Museum von Santiago de Chile von 4" 8‴ Höhe und 3" 8‴ Breite; Saffray sah in Columbien einen solchen Kopf réduite à peu près au sixième du volume primitif, sans rides et sans déformation des traits. Ein von Lubbock beschriebener, von den Jivaros präparirter Kopf dagegen hatte 11" Höhe [4]). Der von mir nach einer Photographie von R. H. Furman in Pará in Brasilien abgebildete Kopf besitzt ein Viertel der natürlichen Grösse, er gehörte dem Häuptling Tibi der Antipas an, welcher im März 1871 von den

---

1) Trans. Ethnol. Soc. New Series II. 112 ff. (1863).

2) Globus XX. 199.

3) Einige Aufschlüsse über die Präparation dieser Jivaros-Köpfe finde ich in einem Vortrage des Dr. Moreno-Maiz (Bullet. d. l. soc. d'anthropologie de Paris III. 185. 1862.) Er sagt, die Jivaros verständen es, die ganze Kopfhaut in einem einzigen Stücke abzuziehen, dann würde sie sorgfältig getrocknet und schrumpfte gleichmässig zusammen, so dass die Züge vollständig erhalten bleiben, das Volumen aber bedeutend verringert wird. „Diese Köpfe, fügt er hinzu, schützen die Familie gegen die Invasion von Feinden". Wiederum die Vorstellung wie bei den altgermanischen Neidstangen!

4) Globus XXI. 341. — Le Tour du Monde vol. XXVI. 103. — Journ. Anthrop. Institute III. 30. (1874).

Aguaranas erschlagen wurde. Gegen eine Flinte vertauschten ihn die Indianer, nicht ohne Widerstreben, an einen peruanischen Offizier.

So mannigfaltig auch die Formen des Schädelcultus sind, den wir hier über unsern ganzen Erdball verfolgt haben, die Grundanschauungen sind stets dieselben und zeugen abermals von der Einheit des menschlichen Geistes bei allen Völkern.

Trauerverstümmlung.

Hautnarben. Hodder Westropp war der erste, welcher kurz darauf hinwies [1]), dass der Gebrauch sich Fleischwunden als Zeichen der Trauer beizubringen ein weit verbreiteter sei; indessen führt er nur einige wenige Beläge an, so dass es sich wohl verlohnt, diese Sitte, die uralt ist, weiter zu verfolgen. „Ihr sollt kein Mal um eines Todten willen an eurem Leibe reissen“ wird den Leviten geboten [2]) und von den Skythen in der Landschaft Gerrhos am Borysthenes berichtet Herodot bei Königsbegräbnissen [3]): „Sie schneiden ein Stück vom Ohre ab, scheeren sich ringsum die Haare, schneiden sich ringsum in die Arme, ritzen sich Stirn und Nase auf und stossen durch die linke Hand Pfeile hindurch.“ Wo in unsern Chroniken von Leichenbegräbnissen und Todtenklagen die Rede ist, fehlen oft nicht Andeutungen von Verstümmlungen, welche die Leidtragenden sich beibrachten. So sah Leo von Rožmital 1466 in Portugal die schönste Todtenklage nach altem Stil: „Dieselben (die Weiber) schreien und reissen ir har auss und krällen sich unter den augen, dass s bluten; und gewinnen andre weiber, den sie darumb lonen, die mit jn schreien und krällen“ [4]). Man brachte dabei förmliche Todtenopfer von Wein, Brot, Schafen und Kälbern. Als 1846 das Begräbniss des mingrelischen Fürsten Lewan Dadian in Martwiri stattfand, rauften sich die Angehörigen des Verstorbenen die Haare aus und zerfleischten sich das Gesicht. Die allgemeine Geisselung mit ledernen

[1]) Journ. Anthropol. Inst. I. 224.

[2]) Lev. XIX. 28.

[3]) Buch IV. cap. 71.

[4]) Bibl. d. liter. Vereins in Stuttgart. VII. 181.

Peitschen, welche die Abchasier bei Begräbnissen an sich auszuüben pflegen, wurden für diesmal abbestellt [1]).

So geht der Brauch, dass die Leidtragenden sich bei Todesfällen Verstümmlungen beibringen, heute durch die ganze Welt und fehlt in keinem Erdtheile. Die Patagonier stechen sich als Trauerzeichen Arme und Beine mit Dornen blutig [2]) und in Queensland bringen beim Tode eines Kindes die Väter sich an den Beinen, die Mütter am ganzen Körper Einschnitte als Trauerzeichen bei. [3]) Am häufigsten aber kehrt dieses „Mal reissen", wie Luther sagt, in der Südsee wieder. Auf Tahiti führte zu Cook's Zeiten der (in den phantastischen Trauermantel gekleidete) Leidtragende einen mit Haifischzähnen besetzten Stock, mit dem er sogar alle ihm zufällig begegnenden verwundete [4]), während die weiblichen Verwandten dort ihr Leid dadurch zu erkennen gaben, dass sie am Kopf mit Haifischzähnen sich blutig ritzten. Das Blut aus diesen Wunden und die Thränen, welche sie bei dieser Gelegenheit vergiessen, lassen sie auf kleine Lappen träufeln, die sie opfernd unter die Todtenbahre werfen [5]). Auf den Tonga-Inseln wird das Einschneiden und Verwunden mit Keulen, Steinen, Messern und scharfen Muschelschalen erwähnt [6]), während die trauernden Maoriweiber sich zollange tiefe Wunden beibringen, die mit Holzkohle eingerieben, wie Tättowirung erscheinen und ein lebenslängliches Trauerzeichen bilden. Noch schmerzhafter ist die Trauerverstümmelung der Samoaner, die mit kleinen Rollen angezündeten Tapazeuges sich Blasen auf die Haut brennen, welche unvergängliche Narben hinterlassen, und ebenso auf den Fidschi-Inseln [7]), wo dieser Brauch loloe mate hiess. Noch weiter gehen nach Rochas die Neu-Caledonier, die sich gleichfalls Brandwunden beibringen, ausserdem aber das Ohrloch aufschlitzen [8]). Die Andamanesen ritzen sich gleichfalls am ganzen Körper und reiben die Wunden mit Medizin ein [9]).

Ablösen eines Fingergliedes. Am weitesten geht die Körper-

---

[1]) Ausland 1848. 944.

[2]) Wood, Nat. Hist. of Man. II. 542.

[3]) Journ. Anthropol. Instit. I. 219.

[4]) Georg Forster, Sämmtliche Schriften. II. 55.

[5]) J. R. Forster's Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1783. 486.

[6]) Mariner, Tonga Islands,[3] Edinburgh 1827. I. 310.

[7]) Wilkes, Voyage round the World. (United States Exploring Exped.) New-York 1851. 209. 402.

[8]) Meinicke, Inseln des Stillen Oceans. I. 229.

[9]) Jagor, in Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthropol. 1877. 85.

verletzung als Zeichen der Trauer bei verschiedenen amerikanischen, afrikanischen und polynesischen Völkerschaften, die sich ein Fingerglied als zeitlebens sichtbares und unvergängliches Trauermal ablösen. Hier liegt wieder eines jener schlagenden Beispiele unabhängiger Gleichartigkeit der Gebräuche und Anschauungen vor, die durch die bequeme Entlehnungstheorie sich keineswegs erläutern lassen. Die Charruas, ein wilder Indianerstamm am la Plata, beweinten ihre Verstorbenen und alsdann schnitten sich die Frauen und Töchter, beim kleinen Finger beginnend, um die todten Väter, Gatten oder Brüder ein Fingerglied ab. „Ich habe keine erwachsene Frau ohne unverstümmelte Finger gesehen“ sagt Azara[1]). Vereinzelt, wie dieses unverdächtige amerikanische Beispiel dasteht, erscheint der Brauch auch in Afrika. Bei den Hottentotten nämlich findet man, namentlich beim weiblichen Geschlechte, häufig verstümmelte Finger und zwar fehlt meist ein Glied des kleinen Fingers, mitunter zwei, zuweilen fehlen auch die letzten Glieder der nächsten. Nach Kolbens Meinung müssten die Wittwen, welche sich wieder verheirathen wollten, ein Glied opfern, dann erst würden sie wieder heirathsfähig betrachtet. „Die Aerzte, welche zugleich auch Barbierer sind, verrichten dieses Abschneiden mit solcher Geschicklichkeit, dass niemalen ein Unglück vorgehet.“ Ein andrer alter Autor, Böving, dagegen sagt: „Wenn eine Mutter das erstgeborne Kind verliert, so schneidet sie ein Glied vom Finger des nachfolgenden Kindes hinweg, in der Meinung es werde dies Kind desto leichter bei Leben bleiben“[2]). Es handelt sich hier doch wohl nur um Trauer.

Weit verbreiteter ist der Brauch in der Südsee, wo auch deutlich die Vorstellung erhellt, dass das Ablösen des Fingergliedes ein Opfer für den Todten ist, denn auf den Tongainseln brachten die Verwandten ein Fingerglied den Göttern dar, wenn ein ihnen nahe Stehender erkrankte[3]). Nach J. R. Forster fehlten den meisten Bewohnern ein oder zwei Gelenke der beiden kleinen Finger, die sie sich bei der Trauer um die Verwandten abgeschnitten hatten[4]).

---

[1]) Azara, Reisen in Südamerika. II. 19.

[2]) Peter Kolbens Beschr. des Vorgebirges der Guten Hoffnung. Frankfurt u. Leipzig 1745. 124. — Fritsch, Eingeborne Südafrika's 332.

[3]) Wood, Nat. Hist. of Man. II. 329. Die Art den Finger abzulösen ist sehr einfach. Er wird auf einen flachen Holzblock gelegt, die Schneide des Messers oder des scharfen Steins darauf gesetzt und mit einem Hammerschlag das Abhauen vollzogen. Der Stummel wird über Rauch von frischem Gras gehalten und heilt bald.

[4]) Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1783. 241.

Auf den Fidschi-Inseln, wo schon das Haarabschneiden Trauerzeichen ist, kommt neben dem Ablösen eines Gliedes des kleinen Fingers auch das Abschneiden der kleinen Zehen vor. Arme Leute machen ein Geschäft daraus, übersenden den Verwandten verstorbener Reicher ein abgeschnittenes Fingerglied und erhalten Zahlung dafür [1]). Starb ein König, so fand bei den Weibern allgemeines Fingergliedabschneiden statt und diese in zerspaltene Rohrhalme befestigten Glieder wurden auf die Traufe des königlichen Hauses als Trauerzeichen aufgesteckt [2]). Mit der Einführung des Christenthums erlischt dieser Gebrauch allenthalben in der Südsee. Der Missionar Whitmee erwähnt ihn noch vor kurzem auf Vaitupu, einer der Ellice-Inseln, wo fast jede dritte Frau einen oder mehrere Finger der rechten Hand als Trauerzeichen verloren hatte [3]).

Scheeren der Haare. Es ist dieses eine andre, uralte Form der Trauerverstümmlung, aber die einfachste und schmerzloseste, daher auch wohl die am weitesten verbreitete. Als Hiobs Knaben gestorben waren, zerriss er sein Kleid und raufte sein Haar [4]). Das Haarscheeren als Trauerzeichen der alten Juden wird von Amos (VIII. 10) und Micha (I. 16) erwähnt. Nach Ovid (Metamorph. XIII. 427) opferte Hekuba auf dem Grabmale ihres Sohnes Hektor sammt ihren Thränen ihre grauen Haare, und als Attila begraben wurde, schnitten sich die Hunnen, nach ihrem nationalen Gebrauche, einen Theil des Haares ab und brachten sich Wunden im Gesichte bei. Dass bei den Serben das Abschneiden der Haare und Anbinden derselben auf den Grabstätten verstorbener Verwandter bis in verhältnissmässig neue Zeit Sitte war, bezeugt der bekannte Busbek, der Abgesandte des ungarischen Königs Ferdinand (17. Jahrh.) [5]), und heute noch lebt im Süden unsres Erdtheils diese Trauersitte fort, denn Schwestern, Schwägerinnen, die erwachsenen Töchter und die Ehefrau eines verstorbenen Albanesen schneiden sich zum Zeichen der Trauer die Haare ab [6]) und die Klageweiber, die man zu Lecce in Apulien bei Todesfällen anstellt, raufen sich ihre Haare aus, die

---

1) Wilkes, Voyage round the World (United States Exploring Expedition). New-York 1851. 402.

2) Wood, National Hist. of Man. II. 297.

3) Petermann's Mittheilungen. 1871. 203.

4) Hiob I. 20.

5) Pallas, Neue Nordische Beiträge. III. 299.

6) v. Hahn, Albanesische Studien. I. 150.

sie auf den Leichnam streuen [1]). — Dass den Chinesen der Brauch nicht fremd ist, erhellt aus einem von Pallas mitgetheilten Beispiele [2]). Im Jahre 1716 starb zu Samarow-jam am Irtysch ein chinesischer Gesandter. Man schnitt seinem Bedienten ein Stück des Haarzopfes ab und warf es bei der Verbrennung der Leiche mit in's Feuer. Bei den alten Aegyptern gingen die Einwohner von Kynopolis, wo die Hunde verehrt wurden, so weit, dass sie ihr Haupthaar schoren, wenn eines der heiligen Thiere starb [3]).

Der Gebrauch das Haar abzuschneiden als Zeichen der Trauer findet sich, wie weiter oben schon zu ersehen, manchmal gleichzeitig neben der Beibringung von Wunden. So erwähnt dieses Sir George Grey von australischen Eingebornen, die sich bei Begräbnissen verwunden. Ausserdem schneiden sich viele Australier bei den Leichenfeierlichkeiten Theile ihrer Bärte ab, versengen diese und werfen sie auf den Todten [4]). Auch die Fidschi-Insulaner schneiden als Trauerzeichen entweder Bart oder Haupthaar ab und setzen an Stelle des letzteren dann Perücken auf [5]). Auf Neu-Guinea scheeren sich Männer wie Frauen, wenn ein Anverwandter stirbt, die Haare ab; die Männer bei den Nuforesen lassen nur eine Stirnlocke stehen, wenn ihre Frau stirbt. An der Ostspitze findet wenigstens Kurzscheeren des Haupthaares, daneben Einschwärzen des Gesichtes statt. [6])

Stirbt bei den Sakalaven auf Madagaskar ein Mitglied der königlichen Familie, so ist das Volk ohne Ausnahme genöthigt, zum Zeichen der allgemeinen Trauer sich die Haare abzuschneiden [7]) und dasselbe ist bei den Howas der Fall, die beim Tode Radamas I. sich alle die Haare abschoren [8]).

In Afrika scheint der in Rede stehende Brauch wenigstens im Süden allgemein zu herrschen. Der Basuto scheert sich wenigstens eine kleine runde Tonsur als Trauerzeichen [9]), während der Damara mehrere Jahre mit geschorenem Haupte um einen hochgeschätzten

---

1) Ausland 1848. 455.

2) Pallas, Neue Nordische Beiträge. III. 299.

3) Herodot II. 66.

4) Journ. Anthropol. Soc. I. XXI. (1871.)

5) Wilkes a. a. O. 402.

6) van Hasselt in Ztschft. f. Ethologie. VIII. 190. — Comrie in Journ. Anthropol. Inst. VI. 108.

7) Nach Du Moine in Neueste Beiträge zur Kunde der Insel Madagaskar. Weimar 1812. 15.

8) Waitz, Anthropologie. II. 442.

9) Allgem. Missions-Zeitschrift. Febr. 1876. 84.

Freund trauert[1]). Auch die um den Vater trauernden Kinder der Galla schneiden sich die Haare ab und rasiren sich bei dessen Tode und die Wanika zerritzen sich ausserdem das Antlitz[2]).

In Amerika dagegen sehen wir den Gebrauch durch den ganzen Kontinent von der Südspitze bis zu den nördlichsten Völkern verbreitet. Die Witwe des Pehuelchen schneidet sich beim Tode des Mannes vorne ihr Haar kurz[3]). Sowie bei den Arawaken in Britisch-Guiana ein Familienvater stirbt, erscheinen dessen nächste Verwandte und schneiden seinen Weibern die Haare ab; bevor das Haar nicht wieder eine bestimmte Länge erreicht hat, darf die Witwe nicht wieder heirathen. Dasselbe ist bei den Makusis der Fall[4]). Auch die Frauen der mittelamerikanischen Mosquito-Indianer schneiden ihr langes schwarzes Haar nach dem Tode des Mannes ab, „da sie nichts an sich haben mögen, was der Verstorbene einmal in der Hand gehabt hat“[5]). So ist das Haarabschneiden als Trauerzeichen ferner noch vorhanden bei den wilden Stämmen des Isthmus von Darien, bei den Pimas in Neu-Mexiko, den Komanchen, die ausser den eignen Haaren sogar Mähnen und Schweife ihrer Pferde abschneiden, bei den californischen und columbischen Indianern, bei den Nutkas, Haidas und Kadiaken[6]). Es fehlt auch nicht an der Ostseite der Felsengebirge, denn bei den Tinné erwähnt Hearne diesen Gebrauch[7]), was Petitot bestätigt, unter dem Hinzufügen, dass die Tinné früher auch sich Einschnitte in das Fleisch als Trauerzeichen beibrachten[8]).

---

1) Andersson, Reisen in Südwest-Afrika. Leipzig 1858. I. 243.

2) L. Krapf, Reisen in Ostafrika. I. 102. 325.

3) Musters, Unter den Patagoniern. 191.

4) Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. I. 227. 422.

5) Bell in Journ. Roy. Geogr. Soc. 1862. 255.

6) Bancroft, Native Races of the Pacific States. I. 781. 555. 523. 357. 288. 206. 173. 86.

7) Sprengels Auswahl der Länder- und Völkerkunde. Halle 1797. VII. 321.

8) Vocabul. d. l. langue Dènè-Dindjié. Paris 1876. XXX.

Der Schmied.

Europa. Fast bei allen Völkern nimmt der Schmied eine eigenthümlich abgesonderte und geheimnissvolle Stellung ein. Schon Prometheus warnt die aus Europa flüchtende Jo vor den metallschmiedenden Kolchiern:

Sofort zur Linken wohnen dir die Chalyber,
Die Eisenschmiede; hüte dich vor diesem Volk,
Das ungeschlacht und Fremden abhold ist [1]).

In der nordischen Sage ist Wieland der Schmied das Ideal eines kunstreichen Meisters, der ähnliches wie der Hephästos des homerischen Zeitalters verrichtet; er schmiedet das Schwert Mimmung aus einem mit Milch und Mehl angemachten Teig von Eisenfeilspänen, der als Mastkost von Vögeln gefressen wurde, aus deren Koth er dann das Eisen ausschmolz. Wie bei den Skandinaviern stand auch bei den Briten das Gewerbe der Schmiede in hoher Achtung; der Sohn eines Hofbauers oder Leibeigenen durfte ohne Erlaubniss seines Herrn nicht die freien Künste, das Schmiedehandwerk und die Bardenkunst, erlernen, weil Priester, Schmied und Barde nicht Leibeigene sein durften [2]). Man erkannte überall, dass die Schmiedekunst grundlegend für die Civilisation war. Sklaven, welche Gold-, Silber- und Eisenschmiede bei den alten Deutschen waren, wurden höher geschätzt als andere Knechte und ihre Tödtung auch mit viel höheren Summen Geldes gebüsst. Geschichten und Sagen bezeugen mannigfach, dass auch freie, ja edle und fürstliche Männer die Schmiedekunst übten. Bei den Vandalen wurde von König Geiserich ein geschickter Schmied zum Grafenrang erhoben; die ursprünglichen gerühmten Meister dieser Kunst waren Wesen übermenschlicher Art, die Zwerge; ja nach der uralten Lehre der Völuspâ haben die himmlische Götter selbst, da sie eben das Weltall, aber noch nicht die Menschen erschaffen, schon das Erz geschmiedet [3]). In der deutschen Sage spielt der Schmied eine grosse Rolle und der Schmied von Ruhla ruft dem Landgraf Ludwig von Thüringen zu: Werde hart.

---

[1]) Aeschylos, Prometheus. 712 ff.

[2]) Mone, Nord. Heidenthum. II. 430.

[3]) Wackernagel, Kleinere Schriften. I. 46.

Berühmte Schmiede treten uns allenthalben in den epischen Gedichten des Mittelalters entgegen, wie Trebuchet wiederholt im Parcival des Wolfram von Eschenbach (261, 1, u. 643, 18):

Trebuchet der smit
Der Erimutels swert ergruop,
Davon sich starchez wunder huop.

Ueberall in den Märchen, im Aberglauben des Volkes ist der Schmied mit besonderen Eigenschaften ausgerüstet; er ist „Kurschmied", weiss Krankheiten zu heilen und oft wendet sich das Volk lieber an ihn, als an den Arzt. Einem Kammerjunker des Herzogs von Holstein waren im Jahre 1671 fünfhundert Thaler gestohlen worden. Damit er wieder zu seinem Eigenthume gelange, ging er zum Erbschmiede nach dem Dorfe Zernikow, um dem unbekannten Diebe ein Auge ausschlagen zu lassen. Will der Schmied solches Werk verrichten, so muss er drei Sonntage nacheinander einen Nagel verfertigen und am letzten Sonntage diesen Nagel in einen dazu gemachten Kopf einschlagen, worauf dem Diebe das Auge ausfällt [1]).

Ein mit der englischen Krankheit behaftetes Kind wurde früher in Schottland von Schmieden behandelt. Die einfachste Weise war die, dass man das Kind in die Werkstatt brachte, wo der Schmied Wasser mit rothglühendem Eisen erhitzte, das Kind darin badete und ihm davon zu trinken gab. Complicirter war das zweite Verfahren. Das Kind wurde vor Sonnenaufgang in die Werkstatt gebracht, wo drei gleichnamige Schmiede arbeiten mussten. Einer derselben badete es im Wasserbottich der Schmiede; dann wurde es auf den Ambos gelegt und alle Werkzeuge, deren Gebrauchsanwendung genannt wurde, führte man über das Kind hinweg. Darauf wurde es nochmals gebadet und der Mutter zurückgegeben. Ein Trinkgeld durfte bei diesem Verfahren, bei dem alle drei Schmiede helfen mussten, nicht gefordert werden, sonst ging die Wirkung verloren [2]).

Wie Hephästos der kunstfertige Werkmeister der Hellenen ist, der durch die Macht des Feuers die Metalle schmelzt und bearbeitet, der die kunstvolle Rüstung des Achilles schmiedet und selbst zwei goldene redende und sich bewegende Sklavinnen fertigt [3]), wie unser gleich ihm hinkender Wieland herrliche Werke ausführt, so erscheint auch unter den vergötterten Heroen der Finnen Ilmarinen, der Schmied, von dessen wunderbaren Kunstwerken die Kalewala voll

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1875. 293.
[2]) Journ. Anthropolog. Inst. III. 270. (1874.)
[3]) Ilias XVIII. 417.

ist. Takoja ijän ikuinen, der ewige Hämmerer, ist das stehende Epithet, worunter Seppo Ilmarinen, der Schmied Ilmarinen, schon bei der ersten Geburt des Eisens nebst dem Feuer in einer Beschwörung eingeführt wird.

Afrika. In Afrika begegnet uns die Erscheinung, dass, oft unabhängig von geographischer oder ethnographischer Gruppirung, die Schmiede bald tief verachtet, bald hoch verehrt sind. Ob sie aber auch verachtet werden, stets klebt ihrer Beschäftigung etwas geheimnissvolles an, so dass sie auch in ihrer Pariastellung mit einer gewissen Scheu angesehen werden. Die Erklärung, dass die Schmiede, als eine besondere Kaste bildend, von anderer Abstammung als die übrigen Mitbewohner des Landes seien, wird hier nicht immer ausreichen, wennschon dieselbe sehr oft zutrifft. Wenn ein eroberndes Volk, welches das Schmiedehandwerk nicht kennt, in dem von ihm besetzten Lande bereits Schmiede vorfand, welche das Metall zu bearbeiten verstanden, so musste es natürlich die ihm fremde, geheimnissvoll erscheinende Kunst bewundern, aber auch fürchten. Wegen der augenscheinlichen Nützlichkeit liess es aber die Unterjochten bei ihrem Gewerbe, zog daraus die nöthigen Vortheile, verachtete aber die Träger der ihm ursprünglich fremden Kunst und betrachtete sie gleichsam mit Scheu als Zauberer und Träger überirdischer Kräfte. Anderseits aber, wenn die nützliche Kunst ein tiefer stehendes Volk von einem höheren erlernt hatte, so blieb sie und diejenigen, welche sie erlernt, in besonderer Gunst und Verehrung, die Schmiede wurden der bevorzugte Stand.

Von Interesse ist es hier zu beachten, wie wiederholt die Schmiede ob ihrer Kunst und Kenntnisse nach der Unterjochung eines Landes von dem Sieger in dessen eigenes Land verpflanzt werden, wo sie, dem besiegten Stamme angehörig, natürlich eine besondere Kaste bildeten. Ausdrücklich wird erwähnt [1], dass Nebukadnezar alle Zimmerleute und Schmiede aus Juda nach Babel führte; und so hatten es auch die Philister gemacht: „Es ward aber kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden; denn die Philister gedachten, die Hebräer möchten Schwert und Spiess machen“ [2]. Dies sind deutliche Fingerzeige, aus denen die sociale und ethnographische Stellung der Schmiede unter den Siegern erhellt.

Betrachten wir zunächst die Länder, in welchen der Schmied hoch in Ehren steht, so finden wir Congo, wo er königlicher Abkunft

[1] 2. Könige 24. 14. Vergl. Sam. 24. 1. und 29. 2.

[2] 1. Samuelis 13. 19.

sein soll [1]); bei den Mpangwe oder Fan steht das Schmiedehandwerk in hohem Ansehen; gewöhnlich giebt es in einem Complex von mehreren Dörfern nur einen Schmied, der in der Regel auch gleichzeitig der Priester oder Medizinmann ist. Die kleineren Völker am Ogowé, welche selbst kein Eisen produciren, wie die Ininga, Galoa u. s. w., und das werthvolle Metall von den Fan beziehen, übertragen die Verehrung auch auf die Blasebälge der Fan-Schmiede, so dass solche Instrumente sogar in den Fetischhäusern aufgehängt werden [2]). In den Kimbundaländern ist der Schmied (Kangula) der vornehmste Handwerker [3]) und bei den Fellata und Haussa geniesst er eines vorzüglichen Ansehens. Der Schmiedeobermeister (Sserki-n-makera) oder „Fürst der Eisenarbeiter" hat bei Hofe in Bautschi eine der höchsten Stellen [4]). Der Clan der Zanakambony in Madagaskar war von jeder Arbeit für den Fürsten befreit, ausgenommen Schmiedearbeiten, wodurch die Wichtigkeit und Achtung, die man vor diesem Handwerk hegt, dargethan wird [5]).

Sehen wir uns nun nach Beispielen um, aus denen die entgegengesetzte Anschauung hervorgeht. Unter den Bari am weissen Nil sind die Eisenschmiede die einzigen Handwerker, die von Hütte zu Hütte ziehen und vom Volke verachtet werden, weil sie ihr Brot durch Arbeit verdienen [6]). Ausgestossen und verachtet sind die Schmiede (Adschwôn) bei den Dinka, gleichfalls am weissen Nil, wo sie das ganze Jahr hindurch im Walde wohnen [7]). Die Abessinier verschmähen das Eisenhandwerk und nur die (sogen. jüdischen) Falaschas betreiben dasselbe dort [8]). Bei den Jolofs ist der Schmied, wie die meisten Handwerker, so tief verachtet, dass nicht einmal ein Sklave in eine Schmiedefamilie hineinheirathet [9]).

Auch bei den Tibbu nehmen die Schmiede eine Pariastellung ein, welche sie gänzlich von der Gesellschaft ihrer Mitbürger ausschliesst. Jemanden einen Waffenschmied heissen, ist dort eine Beleidigung, die nur mit Blut abgewaschen werden kann. Niemand

---

[1]) Bastian, San Salvador. 161.
[2]) Lenz in Deutsche Geogr. Blätter. Bremen 1877. I. 76.
[3]) L. Magyar, Reisen in Südafrika. I. 338.
[4]) Rohlfs, Quer durch Afrika. II. 156.
[5]) Journ. Anthropol. Soc. VIII. XXXVIII. (1869.)
[6]) v. Harnier in Petermann's Ergänzungsheft Nr. 10. 133.
[7]) Pruyssenaere, daselbst Nr. 50. 25. 1877.
[8]) Hartmann, Nigritier. I. 374.
[9]) Mollien, Reise in das Innere von Afrika. Weimar 1820. 49.

giebt seine Tochter einem Schmiede zur Frau, Niemand lässt seinen Sohn das Handwerk eines solchen erlernen, Niemand steht in näherer Verbindung mit diesen Paria. Das Handwerk vererbt sich vom Vater auf den Sohn, die Verheirathungen geschehen unter ihres Gleichen und so bleibt die Kaste für sich, rein und unvermischt. Und doch ist dies nicht reine Verachtung. Es wird auf der anderen Seite Niemand einfallen, einen Schmied zu beleidigen oder gar mit gewaffneter Hand anzugreifen; die grösste Schande würde solcher That ankleben. Er wird vielmehr wie ein Weib betrachtet, das zu beleidigen überall eine Schande ist. Nachtigal, der uns dies berichtet, hat vergeblich nach dem Grunde dieser Ausnahmestellung der Schmiede bei den Tibbu geforscht, bemerkt übrigens, dass sie mit ihren Landsleuten durchaus desselben Ursprungs seien und sich äusserlich in Nichts von ihnen unterscheiden [1]).

Auch in Wadai nehmen die Schmiede diese Stellung ein; trotzdem ist ihr „Sultan" ein höchst angesehener Mann, der stets in der Nähe des Herrschers wohnt, Zutritt zu den Frauengemächern hat, dem Herrscher das Haupt scheert und bei dessen Thronbesteigung die Verwandten des Sultans blendet, auch zuweilen Knaben verschneidet [2]).

Die Dana am Südostufer des Tsadsees, welche die Kanurisprache reden und sich von den Kanembu kaum unterscheiden, werden von den Arabern mit dem verächtlichen Namen Haddad, Schmiede, benannt, wiewohl sie das Schmiedehandwerk nicht mehr betreiben. Und doch möchte hier vielleicht eine fremde, von den Kanembu unterjochte Race zu erkennen sein, worauf ihre Abgeschlossenheit hindeutet, so wie, dass sie sich des Bogens und vergifteter Pfeile bedienen, was bei den Kanembu nicht der Fall ist [3]).

Unter den Somal ist es die Pariakaste der Tumalod, welche das Schmiedehandwerk betreibt. Kein freier Somali betritt das Haus eines Schmiedes, auch begrüsst er ihn nie mit einem Händedrucke oder giebt ihm seine Tochter zur Frau. Alle Tumalod sind Eisenarbeiter (Midgân) und man kennt kein Beispiel, dass ein Tumal sein Handwerk aufgegeben und einen anderen Beruf ergriffen hätte. Ursache der Verachtung ist hier die den Schmieden nachgesagte Zauberei; doch erwerben sich manche unter ihnen Reichthum und

[1]) Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin. V. 312. (1870.)
[2]) Daselbst VI. 533. (1871.)
[3]) Nachtigal, daselbst XII. 43. (1877.)

gelangen dadurch zu einer besseren Stellung [1]). Im gegenüber liegenden Arabien, im Rezazlande ist dasselbe der Fall, auch hier gelten die Schmiede (Haddad) als Parias. Ihr verachtetes Handwerk ist sonst in den Händen der Juden (wie in denen der Falaschas in Abessinien); da es aber im Rezazlande nur wenig Juden giebt, so müssen die Parias das Handwerk ausüben [2]). In den Scharmützeln der Kabylen wird das Leben eines Schmiedes, wenn er sich als solcher durch die Ausbreitung seines Mantels zu erkennen giebt, auf dem Schlachtfelde geschont, da seine Person wegen ihrer Nützlichkeit eine geheiligte ist [3]).

Asien. In den mongolischen Legenden kommt ein riesenhafter Schmied vor, der sitzend noch einen platten Felsgipfel des Arbus-ula in Ordos überragt, welcher ihm als Ambos dient, auf dem er die Hufeisen für Dschengis-Chan's Pferd schmiedete [4]). Unter den arischen Siahposch am östlichen Hindukusch giebt es eine Pariakaste, die Baris, welche die mechanischen Gewerbe, namentlich das Schmiedehandwerk betreiben, während die Siahposch selbst sich nur mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen [5]). Bei den Abchasen im Kaukasus steht der Schmied in solchem Ansehen, dass die Eide vor seinem Ambos geleistet werden müssen. „Wenn ich nicht die Wahrheit rede, so möge der Gott Tschasmu meinen Kopf auf diesem Ambos zerschmettern," muss der Eidesleister sprechen und dabei wird dreimal mit dem Hammer auf den Ambos geschlagen [6]). In Nepal sind (nach Hodgson) die Schmiede, Zimmerleute und Gerber ausgestossen [7]).

Amerika. Die Eisenschmiedekunst war im vorcolumbischen Amerika unbekannt, daher die geringe Ausbeute hier auf dem in Rede stehenden Gebiete. Einer alten Tradition zufolge soll bei den Thlinkithen in Nordwestamerika ein Weib die Kunst zu schmieden erfunden haben, weshalb ihr auch eine fast göttliche Verehrung zu Theil wurde. Noch zu Holmberg's Zeit wurde diese Kunst bei vielen

---

[1]) Haggenmacher in Petermann's Ergänzungsheft Nr. 47. 25. — Hildebrandt in Zeitschrift für Ethnologie 1875. 4.

[2]) v. Maltzan, Reise nach Südarabien. 309.

[3]) Bastian, San Salvador. 161.

[4]) Prschewalski's Reisen in der Mongolei. Deutsch von A. Kohn. 189.

[5]) Raverty im Globus VIII. 342.

[6]) Bastian, Geogr. und Ethnolog. Bilder. Jena 1873. 53. 73.

[7]) Ausland. 1876. 93.

als Geheimniss bewahrt und lebte als Erbtheil in gewissen Familien fort[1]).

Neu-Guinea. Ueberall, wohin wir schauen, nimmt der Schmied eine Ausnahmestellung ein, bis zu den äussersten Vorposten der Eisenbereitung hin. Die Papuas von Doreh, welche, wie ihre eigenthümlich construirten Bambusblasebälge beweisen, das Schmiedehandwerk von den Malayen erlernt haben müssen, sehen die Schmiede als eine eigene Kaste an. Bei den Schmieden herrscht hier die Sitte, dass dem Lehrlinge ein gewisses Zaubermittel (Obat) eingegeben wird, ohne welches er kein guter Schmied werden kann. Auch muss sich jeder, der das Schmiedehandwerk erlernen will, verpflichten, kein Schweinefleisch zu essen[2]).

Die geheimnissvolle Macht, die man überall dem Schmiede zuschreibt, ist auch die Ursache der weitverbreiteten Ansicht, dass er Ehen zu schliessen vermag, so wie er das Eisen zusammenschweisst. Die Functionen des bekannten Schmiedes von Gretna Green in Schottland in dieser Beziehung wurden erst durch Parlamentsakte vom 29. Juli 1856 aufgehoben. Im Kaukasus finden sich Beispiele, dass der Schmied bei den Verheirathungen mitwirkt; bei den Timanis in Nordwestafrika feilt er der Braut die Zähne und schmiedet Mann und Frau mit einem eisernen Ringe am Handgelenke zusammen. Am Congo ist der sein Geschäft in geheimnissvoller Weise betreibende Schmied mit priesterlichen Functionen bekleidet; er fertigt den im Bauche des Fetischs Tschimbuka steckenden Nagel an, auf welchen diejenigen, die an den Fetisch ein Anliegen haben, mit einem Hammer ein paar Schläge thun[3]).

Schwiegermutter.

Mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung haben die Sprüchwörter aller Völker an der Schwiegermutter etwas auszusetzen und es mag bei civilisirten oder bei Naturvölkern sein: gewöhnlich ist

[1]) Holmberg, Ethnogr. Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855. I. 28. — Als Kittlitz in Sitcha war, stand eine Frau an der Chatam-Street im besonderen Ruf als Waffenschmiedin. Denkwürdigkeiten. I. 214.

[2]) Finsch, Neu-Guinea. 113. — Zeitschrift für Ethnologie 1876. 170.

[3]) Bastian, Loangoküste. II. 50. 179.

das Verhältniss zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn beziehentlich Schwiegereltern und Schwiegerkindern, ein gespanntes, so dass bei einigen Völkern beide Theile völlig von einander geschieden sind und niemals in Berührung mit einander gerathen, ein eigenthümlicher Gebrauch, der fast identisch in Amerika, Afrika und Australien sich nachweisen lässt.

Schon im deutschen Sprüchworte wird die Schwiegermutter wenig galant behandelt. „Schwiegermutter — Teufelsunterfutter" oder „Schwiegermutter — Tigermutter" heisst es da und der Siebenbürger Sachse klagt: „Et äs nit gât mät der Schwijer un enem Däsch setzen." Man wünscht die Schwiegermutter weit weg: „Die beste Schwiegermutter auf der Gänseweide" und der Engländer sagt: „mother-in-law and daughter-in-law are a tempest and hailstorm." Der Albanese fürchtet selbst das Wohnen in der Nähe der Schwiegermutter, wie sein Sprichwort beweist: „Die Schwiegermutter nahe der Thür ist wie der Mantel beim Dornbusche" [1]).

Auch in allen indischen Sprüchwörtern, namentlich den canaresischen, spielen Schwiegermutter und Schwiegertochter als Gegensätze eine Rolle [2]) und die Kolhs in Ostindien, welche leicht beleidigt und mit dem Aufhängen schnell bei der Hand sind, singen im Spottliede:

Wenn die Schwiegermutter Dich auch schimpft,
Ja nicht, Mädchen, ja nicht
Hänge Dich dann auf [3]).

Afrika. Das Verhältniss, welches zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, namentlich zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, bei den Kaffern besteht, wirkt im höchsten Grade hinderlich auf die Entwickelung des Familienlebens. Nach dieser bei den Amakosa Uku-hlonipa genannten Sitte darf die Frau ihren Schwiegervater und seine männlichen Verwandten in aufsteigender Linie weder ansehen, noch mit ihnen beisammen sein, noch auch selbst ihren Namen aussprechen, so dass sie gezwungen ist, neue Wörter zu bilden, um die Stammsilbe des gefürchteten Namens zu vermeiden. In ähnlicher Weise fürchtet der Mann den Anblick seiner Schwiegermutter, geht ihr nach Möglichkeit aus dem Wege und vermeidet das Aussprechen ihres Namens, doch ist er hinsichtlich ihrer weiblichen Verwandten in aufsteigender Linie nicht gebunden [4]).

---

[1]) Reinsberg-Düringsfeld, Die Frau im Sprüchworte. Leipzig 1862. 194.
[2]) K. Graul, Reise in Ostindien I. 208.
[3]) Nottrott, Die Gossner'sche Mission unter den Kolhs. Halle 1874. 130.
[4]) Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas. Breslau 1872. 114.

Nach Fritsch liegt dieser Sitte die Furcht zu Grunde, das Verbrechen der Blutschande auf sich zu laden, wäre es auch nur in Gedanken. Durch solche Schuld glaubt man den besondern Zorn der Geister der Verstorbenen auf sich herabzubeschwören und hütet sich schon aus diesem Grunde davor, ohne dass grosse Strafen darauf gesetzt zu sein brauchten.

Von den Maravi, die im Westen des Niassa-Sees wohnen, erzählen Monteiro und Gamitto, dass zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen eine grosse Schamhaftigkeit herrsche und keiner in Gegenwart des andern etwas Indecentes sage oder thue [1]) und am Gabon darf kein Mann seine Schwiegermutter ansehen oder mit ihr reden, bei Strafe einer sehr schweren Geldbusse. „Dies seltsame Gesetz, sagt Bowdich, gründet sich auf die Sage einer Blutschande" [2]).

Auch in Wadai leben, wie mir Dr. Nachtigal mittheilt, Schwiegereltern und Schwiegerkinder völlig getrennt und ist der Verkehr zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn durchaus nicht gestattet.

Der Gebrauch, der Schwiegermutter auszuweichen, muss sich nördlich durch Afrika hinziehen, denn Mohammed el Tunsi, der von seinem Vorkommen bei den Kaffern nichts weiss, schreibt ihn auch dem Volke von Darfur zu. Er ist aber genau so wie bei den Kaffern auch bei den Bogos, im Nordosten vorhanden. „Der Gatte sieht niemals das Gesicht seiner Schwiegermutter und beide hüten sich einander zu begegnen. Die Frau spricht niemals den Namen ihres Gatten noch ihres Schwiegervaters aus; der Gatte spricht nie den Namen seiner Schwiegermutter aus" [3]). Bei den Ababde zieht der junge Ehemann immer weit weg von der elterlichen Familie seiner Braut, hauptsächlich um seine Schwiegermutter zu vermeiden [4]). Auch bei den Somal gilt es allgemein für Sünde, seine Schwiegermutter zu sehen und der letztern wird es zur grossen Schande angerechnet, wenn sie sich sehen lässt. So kann die Frau ihre Mutter nur in der Abwesenheit ihres Mannes oder im Geheimen sprechen; denn die Sitte verbietet es, das Haus des Schwiegersohnes zu betreten [5]).

[1]) Ztschft. f. Erdkunde. VI. 282. (1856.)

[2]) E. Bowdich, Mission von Cap Coast Castle nach Ashante. Deutsch. Weimar 1820. 556.

[3]) W. Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. Winterthur 1859. 63.

[4]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten. Stuttg. 1877. S. 260.

[5]) Haggenmacher, in Petermann's Ergänzungsheft Nr. 47. 29.

Amerika. Würde auf afrikanischem Boden dieselbe eigenthümliche Sitte uns auch erklärlich durch Uebergang oder Entlehnung, so kann davon keine Rede sein, wenn wir sie bei südamerikanischen Völkern wiederfinden. Es ist verbürgt, dass bei den Ranqueles-Indianern der argentinischen Pampas die Schwiegereltern ganz getrennt von den Schwiegersöhnen leben und dass diese sich gegenseitig weder berühren noch ansprechen dürfen[1]). Der Grund ist hier jedoch ein anderer als derjenige, welchen wir bei den Kaffern erwähnten. Die Ranqueles bringen unter andern Opfern dem Gotte Gualitschu auch Menschenopfer dar und zwar werden ihm gewöhnlich alte Weiber geopfert. „Ist die alte Frau nun gar die Schwiegermutter des fürsorglichen Familienvaters, so geschieht das Opfern mit besonderm Gusto, denn die Indianer glauben, dass der Gualitschu ein specielles Vergnügen daran finde, in dem Körper solcher Frauen seinen Sitz aufzuschlagen.“ Jedenfalls wird das Mordopfer erleichtert, wenn Schwiegersohn und Schwiegermutter einander fremd geblieben sind. Bei den Araukanern darf die Schwiegermutter jahrelang nach der Verheirathung ihrer Tochter den Schwiegersohn nicht ansehen, doch darf sie mit ihm sprechen, wenn sie ihm den Rücken zuwendet oder durch einen Zaun von ihm geschieden ist[2]).

In Nordamerika sind es die Dakota, Assineboin und Omaha, welche hier zu erwähnen wären. Schwiegereltern und Schwiegerkinder dürfen bei ihnen sich nicht einander ansehen noch anreden, sie bedecken sich voreinander den Kopf und die letzteren bewohnen in der Hütte jeder einen besondern abgetheilten Raum, der Name des Schwiegervaters darf nicht ausgesprochen werden und selbst Oheime und Tanten der Neuvermählten haben dieselbe Zurückhaltung zu beobachten. Bei den Mandanen herrschten ähnliche Sitten[3]).

Australien. Derselbe merkwürdige Gebrauch scheint durch ganz Australien zu gehen, wenigstens habe ich ihn in Victoria und Westaustralien nachweisen können. Von Victoria berichtet W. Stanbridge[4]): „Die Schwiegermutter oder Gnalwinkurrk erlaubt unter keinen Umständen, dass ihr Gnalwin oder Schwiegersohn sie ansieht; ist er in der Nähe, so versteckt sie sich und bei ihren Ausgängen macht sie grosse Umwege, wenn sie weiss, dass er ihr begegnen

---

[1]) A. Kahl, Die Ranqueles-Indianer. La-Plata-Monatsschrift, danach „Globus“ XXV. 280.

[2]) E. Reuel Smith, The Araucanians. New-York 1859. 217.

[3]) Waitz, Anthropologie. III. 104.

[4]) Transact. Ethnol. Soc. I. 289. (1861.)

könnte, auch bedeckt sie sich sorgfältig mit ihrem Mantel. Dr. Mc Kennan, argentinischer Consul in Melbourne, giebt an, dass derselbe merkwürdige Gebrauch von den Eingeborenen am La Plata beobachtet werde“ (s. S. 162).

Für Westaustralien ist der ausgezeichnete Kenner der dortigen Schwarzen, A. Oldfield, unser Gewährsmann[1]). „Unter den Watschandis und vielleicht auch unter anderen Stämmen besteht der merkwürdige Gebrauch, dass ein neuverheiratheter Mann seine Schwiegermutter (Abracurra) eine gewisse Zeit lang nicht ansehen darf. Nähert sie sich, so muss er sich zurückziehen, und sollte er ihr Kommen nicht bemerken, so warnt ihn ein Gefährte und zeigt ihm die Richtung an, aus der sie naht. Er entfernt sich dann ohne zurückzublicken in der entgegengesetzten Richtung und versteckt sich hinter einem Busche oder Baum, bis es ihr gefällig ist sich zu entfernen, wovon ihn seine Kameraden sofort benachrichtigen. Ich war nicht im Stande den Ursprung dieser Sitte zu erforschen oder die Strafen, die auf ihre Missachtung gesetzt sind.“

Als bei Port Lincoln die Schwiegermutter eines jungen Schwarzen plötzlich herannahte, schlossen die Lubras um letztern einen dichten Kreis, während er selbst das Gesicht mit den Händen bedeckte. Dies diente, während es die alte Dame vor seinem Anblick schützte, zugleich als Warnung für sie nicht heranzukommen, da sie von dritten über die Gegenwart ihres Schwiegersohnes nicht unterrichtet werden darf[2]).

Eine junge Papuabraut darf weder ihren Bräutigam, noch ihre zukünftigen Schwiegereltern sehen. Als der Missionar van Hasselt im offenen Schulgebäude (bei Doreh) einst unterrichtete, stürzte plötzlich ein sechsjähriger Knabe wie ein Holz unter den Tisch. Als er nach der Ursache fragte, erhielt er die Antwort: „die Schwiegermutter seines Bruders geht vorüber“[3]).

Asien. Keineswegs fehlt es an Spuren einer ähnlichen Sitte in Asien, die wenigstens eine eigenthümliche Scheu oder grossen Respect der Schwiegerkinder vor den Schwiegereltern verrathen. Spenser St. John bemerkt[4]), dass bei den Dajaks der Schwiegersohn dem Vater seiner Frau grössern Respect bezeugt als seinem eigenen Vater. Er behandelt ihn höchst ceremoniell, spricht

[1]) Transact. Ethnol. Soc. III. 251. (1865.)
[2]) Wilhelmi, Manners and customs of the Australian Natives, Melbourne 1862. 20.
[3]) Ztschft. f. Ethnologie. VIII. 180. (1876.)
[4]) Life in the forests of the far East. London 1862. Vol. I. 51.

niemals dessen Namen aus, isst niemals mit ihm von derselben Schüssel oder trinkt aus derselben Schale, noch wagt er es, mit ihm auf derselben Matte zu sitzen. Und anklingend hieran lautet der Bericht Adolf Erman's von dem, was er in einer jakutischen Jurte sah: „Die Kinder waren in derselben ganz ohne Kleider und auch die Frau, die bis zum Mittag geschlafen hatte, trug jetzt nur ihre kurzen Hosen und blieb mit nacktem Oberleib, während ich in der Jurte verweilte. Nach jakutischer Sitte liegt hierin nichts Anstössiges, denn nur vor ihrem Schwiegervater und vor den älteren Brüdern ihres Mannes ist es den Frauen verboten sich auf diese Weise zu entblössen" [1]). Also auch hier ein beschränkendes Verhältniss zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter.

Ausgebildeter ist der Brauch bei den Katschinzen in Südsibirien, wo der Schwiegervater der Schwiegertochter nur mit verhülltem Gesichte begegnen darf. Auch vermeidet es die Schwiegertochter dem Schwiegervater zu begegnen und bückt sich, wenn es geschieht, zur Erde [2]). Bei den Ostjaken darf sich ein verehlichtes Weib nie vor seinem Schwiegervater blicken lassen; ebensowenig der Bräutigam, so lange er noch keinen Erben hat, vor der Schwiegermutter [3]). Auch Indien hat Anklänge an diesen Brauch. Während die anderen Hindukasten im Pandschab ihre Frauen von deren Eltern kaufen, wird in den höhern der Verkauf einer Tochter als schweres Verbrechen angesehen. Die höheren Kasten sind in diesem Punkte sogar auf ein solches Extrem gerathen, dass kein Mann im Hause seines Schwiegersohnes eine Mahlzeit zu sich nehmen oder selbst Wasser trinken würde [4]).

---

1) Adolf Erman, Reise um die Erde. I. Abtheil. 2. Band. 317.
2) Mitth. d. Ver. f. Erdk. zu Leipzig. 1875. 24.
3) Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt a. M. 1777. 30.
4) Merk, Acht Vorträge über das Pandschab. Bern 1869. 127.

Personennamen.[1]

Wie es kein Volk giebt, dem der Gebrauch des Feuers unbekannt wäre, so existirt auch keines, bei dem das Individuum nicht einen Namen trüge. Bei der Ertheilung des Namens und der Führung desselben herrschen die verschiedensten Gebräuche, doch stossen wir auch hier wieder, bei räumlich und ethnisch weit von einander getrennten Völkern, auf sehr werkwürdige Uebereinstimmungen. Die Namen sind wechselnde oder feststehende; bei den ersteren wirken sehr verschiedene Bedingungen auf den Wechsel ein; die letzteren deuten gewöhnlich, nicht immer, auf einen Fortschritt in der gesellschaftlichen Ordnung. Auch ist die Annahme von Familiennamen gegenüber den einfachen Personennamen meistens mit höherer Gesittung verknüpft, wenn auch bei tiefer stehenden Völkern Familiennamen vorkommen [2]).

Pott, in seinem bahnbrechenden Werke über die Personen- und Familiennamen (Leipzig 1853), beschränkt sich fast durchweg auf die Völker unseres Erdtheils. Indessen lassen sich viele der Gesichtspunkte, unter denen er die Personennamen zusammenfasst, auch bei den Naturvölkern und aussereuropäischen Völkern überhaupt nachweisen. Im Nachstehenden will ich versuchen, die Benennung nach

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1876. 253.

[2]) Eigenthümliche *Familiennamen* in unserem Sinne haben weder Araber noch Berber; Familiennamen werden nur von der ganzen Sippschaft oder dem Stamme geführt (vergl. Ausland 1872. 1051). Jeder Chinese hat einen Familiennamen, den er von seinem Vater erbt; ausserdem Spitznamen, Geschäftsnamen, literarischen Namen (Journ. Ethnol. Soc. II. 10. 1870). Bei den Araukanern sind Familiennamen, wie bei uns, eingeführt (Molina, Eroberung von Chili. Leipzig 1791. 90), welche vom Vater auf die Kinder forterben können. Indessen ist dies nicht regelmässig der Fall, sie werden oft weg gelassen und Brüder tragen oft ganz verschiedene Familiennamen (Reuel Smith, The Araucanians. New-York 1855. 262). Die Indianer an der Westseite der Felsengebirge haben erbliche Familiennamen, deren Bedeutung sich nicht mehr entziffern lässt; jene an der Ostseite sind ohne solche erbliche Namen (P. Kane, Wanderings of an Artist. London 1859. 173). In Wales sind die Familiennamen vielfach erst im Werden. Zwar trägt jeder Mann zwei Namen, aber nur der Taufname ist sein Hauptname und als Zunamen führt er den Taufnamen seines Vaters. Wenn z. B. der Vater, Lewis Owen, seinem ältesten Sohne den Taufnamen Owen geben lässt, so

Umständen bei der Geburt, nach Thieren und Pflanzen, durch Orakel, nach den Eltern und Vorfahren, die Aenderungen des Namens, die Benennung der Eltern nach den Kindern, den Schutz, welchen Namen vor bösen Einflüssen gewähren, den Namenstausch, die Annahme des Namens Besiegter, das Verbot, den eigenen oder den Namen Verstorbener zu nennen, kurz zu erläutern.

Vereinzelt wird dem Kinde bereits vor der Geburt der Name ertheilt; dies ist z. B. häufig auf den Samoainseln der Fall, wo das Geschlecht des Kindes keinerlei Einfluss auf die Benennung ausübt, denn die Personennamen werden unterschiedslos dort an Knaben wie Mädchen ertheilt[1]). Auf den Andamanen erhält das Kind schon im Mutterleibe einen Namen, den es bis zum Jünglingsalter beibehält, wo dann Veränderungen eintreten[2]).

Namen nach Umständen bei der Geburt. Die Geburt, als der wichtigste Akt für den Menschen, mit ihren Nebenumständen, kommt zunächst bei der Namenertheilung in Betracht. Die Zeit, in welcher sie erfolgte, die Constellation und die hiermit in Verbindung gedachten höheren Mächte (Heilige, Gottheiten), der Ort der Geburt, das alles ist von wesentlicher Bedeutung und einflussreich auf den zu ertheilenden Namen. Bei den Patagoniern werden die gebräuchlichsten Namen vom Orte der Geburt genommen[3]). Wird bei den

---

nennt man diesen Owen Lewis, d. h. Owen, Sohn des Lewis. Wenn Owen heirathet und Kinder bekommt, so giebt er etwa einem Sohne den Namen Lewis, dieser führt dann den vollständigen Namen Lewis Owens, oder Lewis Owen, d. h. denselben Namen, den der Grossvater geführt hat, während ein Bruder vielleicht den Namen Owen Owens bekommt (Ausland 1841. 631). Familiennamen kennen die Perser nicht, sondern nur Vornamen; diese sind theils arabischen (Ali, Hussein), theils persischen (Ferhad, Firuz, Schabas), theils türkischen (Alair, Teimur) Ursprungs. Um Verwechslungen vorzubeugen, wird der Name des Stammorts, wie Ali Ispahani, oder des Stammes, wie Mahmud Kara Kuslu, beigefügt; oder man braucht charakteristische Beinamen, wie ketsch damagh (Schiefnase), katir (Maulthier), benghi teraki (Haschisch- oder Opiumesser) (Polak, Persien. I. 198). In Aegypten sind nur Vornamen im Gebrauch, denen man zur Unterscheidung den Vornamen des Vaters beisetzt, z. B. Mohamed Soliman, Mohamed, Sohn des Soliman. Viele haben aber einen Zunamen: der Kahle, der Einäugige, der Falke, welcher meist persönlich ist und nur in seltenen Fällen als Familiennamem sich erhält (Klunzinger, Bilder aus Oberägypten. Stuttgart 1877. 183).

[1]) Ch. Wilkes, Voyage round the world (United states exploring expedition). New-York 1851. 208. — So erhalten auch auf Rook bei Neu-Guinea Knaben und Mädchen ohne Unterschied des Geschlechts dieselben Namen nach Verwandten oder Freunden (Zeitschrift für Allgem. Erdk. Neue Folge. IV. 359. 1858).

[2]) Jagor in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1877. 51.

[3]) G. Ch. Musters, Unter den Patagoniern. Jena 1873. 190.

Semangs auf der malayischen Halbinsel ein Kind unter einem Durian- oder Cocosbaum, oder irgend einem andern Baum geboren, so erhält es dessen Namen [1]) und so bei den Australiern der Kolonie Victoria, wo die Kinder zwei Namen führen, den einen nach dem Orte der Geburt, den zweiten nach einer charakteristischen, im späteren Leben hervortretenden Eigenschaft. Kommt der Knabe unter einem Wurackbaum (Banksia) zur Welt, so heisst er Yab-Wurack, Wurackblatt. Später, wenn er z. B. lange Beine hat, nennt man ihn Dittenaranarry [2]). Zufällige Umstände, die sich während der Geburt ereignen, bestimmen auch in Neuseeland den Namen des Maorikindes [3]). Der Tscherkesse giebt dem neugeborenen Kinde den Namen derjenigen Person, die nach der Geburt zuerst in's Haus tritt, und ist der Name griechisch oder sonst fremd, so fügt er die Endung uk hinzu: Petruk, Pauluk [4]). So erhält auch das neugeborene Kalmückenkind den Namen desjenigen Gegenstandes, welcher ihm beim ersten Heraustragen aus des Kibitka begegnet, sei es nun ein Hund, Schaf, eine Schlange oder dergleichen. Ausserdem empfängt es einen Spitznamen: badma, Blume; narbo, Edelstein [5]).

Wie die Umstände und Ereignisse zur Zeit der Geburt bestimmend auf die Namenertheilung einwirken, ersieht man auch aus dem Beispiel der Wanika. Als ein Kind geboren wurde zur Zeit, wie der Missionar Krapf sich in Kambe aufhielt, nannte man es Msungu, Europäer [6]). Und so bei den alten Mexikanern. Ein Ttlaskaltekischer Häuptling hiess Citlalpopoca, rauchender Stern, weil zur Zeit seiner Geburt ein Komet am Himmel stand [7]).

In katholischen Gegenden ist der Kalendername am Tage der Geburt oft für die Benennung ausschlaggebend, so erhielt auch in Guatemala das Kind nach dem Gotte, dem der Tag seiner Geburt geweiht war, den Namen [8]). Bei Negern an der Guineaküste ist der erste Name jener des Wochentags, an welchem der Träger desselben geboren wurde; der zweite nach einem berühmten Menschen (Halleur

---

[1]) Windsor Earl, The Native Races of the Indian Archipelago. Lond. 1853. 154.

[2]) Transact. Ethnol. Soc. I. 290. (1861.)

[3]) Wood, Nat. Hist. of Man. II. 132.

[4]) v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. I. 594.

[5]) Journal Anthropol. Inst. I. 406. (1872). Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt a. M. 1773. I. 260.

[6]) Krapf, Reisen in Ostafrika. Kornthal 1858. I. 415.

[7]) Bancroft, Native Races of the Pacific. States. II. 274.

[8]) Bancroft. II. 680.

kannte einen Schwarzen mit Namen Jenny Lind); der dritte wird nach dem Fetische ertheilt, welcher der Mutter während der Geburt Beistand leistete [1]). Hervorragende körperliche Eigenschaften, sofern sie bei Kindern schon bemerkbar, werden auch zur Namengebung herangezogen; bei den Betschuanen hiess ein grossnasiger Knabe cukuru (Nashorn), ein dicker mahura (fett) [2]), doch im allgemeinen findet eine Benennung nach körperlichen oder geistigen Eigenschaften erst im späteren Alter statt.

Feststehende Reihenfolge der Namen. Bequem und einfach ist die Methode, die Kinder der Reihenfolge nach zu nummeriren oder für alle in der Reihenfolge dieselben Namen einzuführen. Hat diese Sache an und für sich nichts auffallendes, so ist es doch vom höchsten Belang, dass ich das gleiche Verfahren fast identisch in Centralafrika und Australien nachzuweisen vermag. In Tumale, südlich von Kordofan (?), erhalten alle Kinder nach der Ordnung ihrer Geburt bestimmte Namen, wobei der Reihe nach den männlichen auch die weiblichen Namen entsprechen. Folgendes ist die Reihenfolge, nach welcher die Kinder einer jeden Familie benannt werden:

Männliche Namen:	Weibliche Namen:
1. Dgillia	1. Dgama
2. Dgodi	2. Dgani
3. Dgalo	3. Dgudgi
4. Dgome	4. Dgibai
5. Dgimang	5. Dgelu
6. Dgimi	6. Dgimi.

Ist das erstgeborene Kind ein Knabe, so heisst es Dgillia, ist es ein Mädchen, Dgama. Bei den später geborenen wird so verfahren: das zweitgeborene sei z. B. ein Mädchen, so heisst es Dgani; das dritte ein Knabe, so heisst er Dgalo; das vierte wieder ein Mädchen, so heisst es Dgibai u. s. f.

Zu dem nach der Ordnung der Geburt erhaltenen Namen, der ganz unseren Vornamen entspricht, treten später noch andere hinzu. Z. B. nach der Beschneidung erhält jeder Jüngling einen neuen Namen; so bedingen Auszeichnungen im Kriege, Unglücksfälle, besondere persönliche Eigenschaften verschiedene Benennungen. Familiennamen giebt es nicht [3]). Hierzu die Parallele aus Australien:

---

[1]) H. Halleur, Das Leben der Neger Westafrika's. Berlin 1850. 30.

[2]) Fritsch, Eingeborne Südafrika's. 205.

[3]) Tutschek im Ausland 1848. 314.

Die Eingeborenen von Port Lincoln verfahren bei der Benennung ihrer Kinder in höchst einfacher Weise, indem sie sieben oder acht Namen besitzen, die der Reihe der Geburt nach den Kindern ertheilt werden. Der erste Sohn heisst stets Piri, der zweite Warni, der dritte Kunni und so fort. Das gleiche ist bei den Mädchen der Fall. Diese Namen entsprechen unseren Vornamen; ausser ihnen wird noch ein Name nach dem Orte der Geburt ertheilt. Diese Namen behalten sie ihr ganzes Leben lang. Die Jünglinge aber empfangen im 18. oder 20. Jahre bei Durchmachen der Wiljakinjes genannten Ceremonie noch einen neuen Namen, der absolut neu und weder von einem Lebenden noch einem Verstorbenen geführt werden darf. Sie bilden ihn aus der Wurzel eines Verbums mit der Endsilbe alta, ilti oder ulta [1]).

Namenlos. Dass Kinder ganz unbenannt bleiben sollten und erst später einen Namen erhalten, dafür finde ich nur wenig Beispiele. Burton sagt von den Sioux, dass sie selten ihre Kinder benennen [2]), und Pallas giebt an: „Die Töchter pflegen in den ostjakischen Familien keine Namen zu bekommen, daher ruft der Ostjak seine Gattin nie anders als mit dem Wort Imi, Weib“ [3]).

Zwischennamen. Hin und wieder findet man den Gebrauch, dass nach der Geburt, bis zur eigentlichen Benennung ein Zwischenname eingeschoben wird, der kein eigentlicher ist und nur über den Mangel hinweghelfen soll. Bei den Papuas von Doreh heisst das Kind von der Geburt an Kieki (das Kleine); erst nachdem es gehen kann, erhält es bei einer Art Taufe oder Bad den eigentlichen Namen [4]). In der Rheinpfalz darf man das Kind bis zur Taufe nicht mit Namen benennen; man heisst daher bis zu dieser die Knaben „Pfannenstielchen“ und die Mädchen „Bohnenblättchen“ [5]). Und so ist es genau der Fall bei den Negern an der Loangoküste, wo die Knaben bis zur eigentlichen Namengebung Nsao, Elephant, die Mädchen aber Mputa, Liebling, Perlhühnchen, genannt werden [6]).

Namen nach Thieren und Pflanzen. Bei uns sind Benennungen nach Thieren und Blumen in Familiennamen (v. Wurmb, Greiff, Gry-

---

[1]) Wilhelmi, Manners and customs of the Australian Natives. Melbourne 1862. 21. 25.

[2]) City of the Saints. 141.

[3]) Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt a. M. 1777. III. 30.

[4]) van Hasselt in Zeitschrift für Ethnologie VIII. 185. (1876.)

[5]) Bavaria IV. 2. Abth. 347.

[6]) Mittheilung von Dr. Pechuel-Loesche.

phius, Palm, Rose) nichts seltenes und auch bei den alten Mexikanern benannten die Eltern ihre Kinder ähnlich; Knaben nach Thieren und Vögeln, Mädchen nach Blumen [1]). Die Inguschen im Kaukasus entlehnen ihre Namen von Thieren. Der eine heisst Ochs (ust), der andere Schwein (chaka), Hund (poe) u. s. w., und die Weiber führen auch mit Thieren zusammenhängende Namen, z. B. Assir wachara (die ein Kalb reitet), Ossiali wachara (die eine Hündin reitet) [2]). Dass Thiernamen bei den Rothhäuten — neben anderen — eine grosse Rolle spielen, ist als bekannt vorauszusetzen. Die Wölfe, Bären, Schlangen, Falken, einfach und in Zusammensetzungen, nehmen kein Ende. Burton führt bei den Sioux einen Ochsenschwanz und „Steam from a cow's belly" an. Weiber werden bei ihnen nach Theilen oder Eigenschaften bekannter Thiere benannt: weisser Marder, junger Mink, Bisamrattenklaue [3]).

Vielnamigkeit. Der gegenwärtige König von Sachsen führt die Namen: Albert Friedrich August Anton Ferdinand Joseph Carl Maria Baptist Nepomuk Wilhelm Xaver Georg Fidelis, zusammen vierzehn, und es wird ihm gewiss anfangs schwer geworden sein, sie der Reihe nach richtig zu nennen. Gestatten wir uns und zumal gekrönte Häupter einen solchen Luxus, so ist derselbe für den gewöhnlichen Gebrauch nicht massgebend und ein einzelner unter den vielen gilt als Haupt- oder Rufname. Indessen liegt auch ein Beispiel vor, dass mehrere Namen desselben Individuums neben einander gebraucht werden. Es berichtet nämlich der Missionar Jakob Resyek von den Hypurinas-Indianern am oberen Purus, einem südlichen Zuflusse des Amazonenstroms, folgendermassen: „Die Indianer haben eine Eigenthümlichkeit; jeder hat nämlich mehrere Namen, zwei bis drei, einen für den gewöhnlichen Gebrauch und die anderen für specielle (welche, giebt er leider nicht an) Gelegenheiten. Da heisst der eine Knabe von dreizehn Jahren Irima Yuynaapu Ischiricu; der andere Maniwa und Camariiuri; die beiden Mädchen von elf und sechs Jahren Camarienru Hanyapa respective Kimbari Amankipa Ushitru, so dass Jemand, der sein Leben lang unter diesen Indianern zugebracht hat und in dessen Gegenwart über ihm wohl bekannte Leute gesprochen wird, nicht weiss, von wem die Rede ist [4]).

Namengebung durch Orakel. Namen haben bei vielen Völkern

[1]) Bancroft, a. a. O. II. 274.
[2]) v. Klaproth, a. a. O. I. 616.
[3]) City of the Saints. 141.
[4]) Nach dem „South American Missionary Magazine" im Globus XXXI. 270.

mystische Bedeutung, werden im Zusammenhange mit Dämonen und Verstorbenen gedacht (siehe S. 176), sind von Einfluss auf das Leben des Trägers, daher schon bei ihrer Ertheilung ominöse Gebräuche walten, mit deren Hilfe ein guter und glückbringender Name für das Kind gewonnen werden soll.

Bei den Kolhs in Ostindien findet die Namengebung acht Tage nach der Geburt statt. Für den erstgeborenen Sohn wird gewöhnlich der Name des Grossvaters gewählt, doch versichert man sich zuerst, ob dieser Name auch ein glückbringender ist. Dann wird eine Portion kleiner schwarzer Erbsen (Urid) in ein Gefäss mit Wasser gethan. Schwimmen sie oben, so wird der Name angenommen, verworfen, wenn sie sinken. Oft wird auch das Kind nach dem Tage genannt, an welchem es geboren ist, z. B. Somra, wenn es am Montag geboren ist [1]).

Die Khonds in Orissa führen dasselbe Orakel mit Reiskörnern aus. Jedes Reiskorn wird mit dem Namen eines Vorfahren des Kindes belegt. Nach den Bewegungen der Reiskörner im Wasser und Beobachtungen am Kinde bestimmt der Priester, welcher der Vorfahren im Kinde wiedererschienen ist und benennt es nach diesem [2]). Der Dajak kitzelt das neugeborne Kind mit einer Feder an der Nase; niest es, so ist dies ein gutes Zeichen und es erhält einen Namen, wo nicht, so bleibt die Ceremonie auf spätere Zeiten verschoben und das Kind vorläufig ohne Namen [3]).

Um dem neugeborenen Tscheremissenkinde einen Namen zu bestimmen, wiegt der Kart oder heidnische Opferpriester das schreiende Kind hin und her und sagt dabei allerlei Namen her; bei welchem Namen das Kind zu weinen aufhört, den bekommt es. Oder der Kart schlägt, indem er Namen hersagt, mit einem Steine Feuer an; derjenige Namen, bei dessen Nennung der Schwamm Feuer fängt, wird verliehen. [4]). Um dem Koriäkenkinde einen Namen zu ertheilen, versammeln sich die Vornehmen des Stammes und die Verwandten in der Jurte. Die Hebamme hängt an einem fusshohen Holzgestelle eine Glasperle an einem Faden auf und beginnt dann langsam die Namen beliebter verstorbener Männer oder Weiber des Stammes — je nach dem Geschlechte des Kindes — herzusagen. Bei welchem

---

[1]) Nottrott, Die Gossner'sche Mission unter den Kolhs. Halle 1874. 127. — Transact. Ethnol. Soc. VI. 22. (1868.)

[2]) The Anthropological Review. II. 362. (1866.)

[3]) Transact. Ethnol. Soc. II. 234. (1863.)

[4]) Ztschft. f. allgem. Erdkunde. Neue Folge. III. 155. (1857.)

Namen die Kugel durch Zufall in Bewegung geräth, der wird dem Kinde gegeben. Die Koriäken sind überzeugt, dass der beliebte Verstorbene die Kugel bewegt und dadurch zu erkennen giebt, dass das Glück, dessen er auf Erden theilhaft war, nun auch auf das Kind übergehen soll[1]). Soll bei den Siahposch (Kafiristan) das Kind benannt werden, so legt man es an der Mutter Brust, wobei man die Namen seiner Vorfahren hersagt; bei welchem Namen es zu saugen anfängt, den erhält es[2]).

Patronymica. Im Vorstehenden haben wir bereits Patronymica erwähnt bei den Kolhs und Khonds. Sie sind so natürlich, dass ihr häufiges Vorkommen nicht überrascht. Die alten Mexikaner benannten jedoch nur selten ihre Kinder nach berühmten Vorfahren[3]); bei den Mayas aber erhielt das Kind nach dem Grossvater oder der Grossmutter durch den Priester seinen Namen[4]). Die Bogos geben, der Deutlichkeit halber, dem Kinde neben dem äthiopischen Heiligennamen den Namen des Vaters[5]). Der Thlinkith kann einen Namen vom Vater und einen von der Mutter ertheilt erhalten, der letztere ist gewöhnlich jener eines ausgezeichneten Ahnherrn der Mutter; der erstere der eines verstorbenen Verwandten väterlicherseits[6]) und auch bei den Makalaka in Südafrika wird bei einer Art Taufe der Name eines verstorbenen Vorfahrs ertheilt, welcher in der Gestalt des Motsimo, Familiengeistes, erscheint[7]). Das Kind der Mandäer (Johannisjünger) in Kleinasien erhält bei der Taufe einen Namen, der mit dem Namen der Mutter (nicht des Vaters) nur bei allen geistlichen Handlungen gebraucht wird. Bei geschichtlichen Notizen dagegen wird der Name des Vaters neben dem Vornamen genannt. Ausserdem haben sie aber gewöhnlich noch einen bürgerlichen Namen, der gleichzeitig (aber nicht bei der Taufe) gegeben wird[8]). Ein Mann oder eine Frau gebraucht in Urua (Centralafrika) als zweiten Namen auch den Namen seiner oder ihrer Mutter; der König Ka-

---

[1]) v. Ditmar, Ueber die Koriäken, Abdruck aus den Mélanges russes. III. 21. 1855.

[2]) Globus XXXI. 375.

[3]) Bancroft a. a. O. II. 274.

[4]) daselbst II. 680.

[5]) Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. 37.

[6]) H. J. Holmberg, Ethnogr. Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855. I. 39.

[7]) Mauch's Reisen im Innern von Südafrika. Gotha 1874. 43.

[8]) H. Petermann, Reisen im Orient. II. 116.

songo von Urua wird Kasongo Kalombo genannt, da seine Mutter Kalombo heisst[1]).

Namenänderung. Je mehr das Individuum sich entwickelt und gewisse körperliche oder Charaktereigenthümlichkeiten an ihm hervortreten, desto mehr sind die Naturvölker geneigt, den Namen zu ändern und bei der Aenderung jene Eigenschaften in Betracht zu ziehen. Ein schneller Läufer wird als Hirsch oder Antilope bezeichnet, ein schwarzäugiges Mädchen als Rabe. Felsen und Bach, Baum und Wind, Sonne und Mond werden zur Benamung benutzt, Spitznamen, gerade so wie sie bei uns gebräuchlich sind, entstehen und hängen dem damit Beglückten durch das ganze Leben nach.

Bei uns, wo die Namen feststehend sind und willkürliche Aenderung derselben sogar bestraft wird, kann nur mit landesherrlicher Erlaubniss ein Wechsel stattfinden[2]). Dagegen sind schön klingende Schauspieler- oder Schriftstellernamen statt der oft hässlich klingenden bürgerlichen allgemeinen gebräuchlich, ein Verfahren, das auch bei Kunstreitern und Prostituirten üblich und den schlauen Ogangas (Zauberern) der Okande am Ogowe nicht fremd ist. Neben ihrem gewöhnlichen Namen haben sie einen andern, „wenn sie Medicin machen", und dieser zweite selbst gewählte soll gewöhnlich ihre grosse Macht andeuten. Z. B.:

Gewöhnlicher Name.	Geschäftsname.
Ožoka	Kuamlegi (Name eines Akellekönigs) oder Madi = Alles.
Nkeme	Dschimbili = tapferer Mann.
Ipove	Oguginschanga = der viel und gefährliche Medicin macht.
Ndschoa	Monandschok = Elephantensohn.
Ngunji	Midschomadadi = Schlangenauge.
Saija	Tumakela = Name einer gefährlichen Stromschnelle im Ogowe[3]).

Zum Gesetz wird die Aenderung des Namens nur für die Frau,

---

[1]) Cameron, Quer durch Afrika. II. 309.

[1]) Maria Theresia veränderte den Namen ihres Ministers von Thunichtgut in von Thugut. Aurore Dudevant nannte sich George Sand, der Componist Robert Franz Julius Knauth nennt sich Robert Franz. Auch Klosternamen gehören hierhin. So hiess Abraham a sancta Clara eigentlich Ulrich Megerle. (Pott, Die Personen- und Familiennamen. Leipzig 1853. 39 ff.) Der bekannte Theaterdirektor Franz Wallner hiess ursprünglich Leidesdorf.

[2]) Lenz in Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin. 1876. 135.

welche nach der Verheirathung den Namen des Mannes führt[1]). Auch der Papst nimmt, wenn er den Stuhl Petri besteigt, einen anderen Namen an. Napoleon I. veranlasste seine Brüder, die er auf Throne erhob, neben ihren Taufnamen noch den Namen Napoleon anzunehmen, wozu übrigens eine Parallele aus dem hohen Alterthum vorliegt. „Und Pharaoh Necho machte zum Könige Eliakim .... und wandte seinen Namen Jojakim"[2]).

Vielfach findet man den Brauch, dass mit Eintritt der Mannbarkeit eine Aenderung des Namens verknüpft ist. So am Nutkasunde, wo bei Mädchen wie Knaben der ursprünglich von den Häuptlingen ertheilte Name wegfällt, sobald die Kinder mannbar werden[3]). Wenn in Doreh (Neu-Guinea) die Namensänderung im zwölften Jahre stattgefunden hat, ist es nicht mehr erlaubt, die Betreffenden bei ihrem Kindernamen zu nennen[4]). In Japan erhalten die Mädchen am 30., die Knaben am 31. Tage nach der Geburt im Tempel unter der Assistenz des Priesters durch das Loos ihren ersten Namen. Im siebenten Jahre bekommen sie einen andern, im fünfzehnten einen dritten Namen. Ferner wird der Name gewechselt, wenn der Beamte eine höhere Stelle erhält und auch dann, wenn der Beamte mit seinem Chef gleichen Namen trägt. Bei jeder Namensänderung finden Ceremonien statt: im dritten Jahre erhält der Knabe das Band umgebunden, an welchem man seine Kleider befestigt, im siebenten empfängt er den Complimentirmantel und im fünfzehnten erhält er die männliche Frisur. „Durch diese vielfältigen Namensveränderungen haben die Standesregister wenig Werth"[5]). Auch die Samojeden führen nur bis zu ihrem 15. Jahre den Kindernamen, und erhalten dann einen anderen[6]).

Die Gallinasmädchen (Sierra Leone) werden im 8. oder 9. Jahre unter besonderen Ceremonien, wie Excision der Clitoris, in den Bundu genannten Geheimorden der Weiber aufgenommen und er-

[1]) Eine Ausnahme fand bei den Basken statt, wo die Frau noch heute eine bevorzugte Stellung einnimmt. Ein Baske, der eine sog. Erbtochter heirathete, verlor den eigenen Namen und musste an dessen Stelle denjenigen seiner Frau annehmen. (Globus XVII. 301.)

[2]) 2 Reg. XXIII. 34.

[3]) de Roquefeuil, Reise um die Welt. Jena 1823. 325.

[4]) Finsch, Neu-Guinea 117. Ztschft f. Ethnologie VIII. 183. 185.

[5]) Pompe van Meerdervoort, Vijf Jaren in Japan. Leiden 1867. I. 196.

[6]) Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt a. M. 1877. III. 69. Beispiele von solchen Samojedennamen: Chanchara, Schlitten; Nerme, Oeffnung im Eise; Naimale, zerbrochenes Bein; Pazi, weibliche Scham.

halten bei dieser Gelegenheit einen besonderen Namen. The girls can recover a fine from all who do not call them by their boondoo names [1]). Die Papuafrau (bei Doreh) legt, wenn sie das erste Kind geboren, ihren Mädchennamen ab und empfängt den Ehrentitel Jusoes (Milchfrau) [2]).

Die Sucht, den Namen zu ändern, um dadurch mehr zu scheinen, ähnlich wie bei unseren „Standeserhöhungen", ist weit verbreitet. Auf Sumatra werden bei wichtigen Berathschlagungen die Namen der Hauptpersonen in einen „höheren und vornehmeren" verwandelt, der sich manchmal nur durch höheren Klang auszeichnet [3]). Nach Ausführung einer wichtigen That oder bei einem Familienereigniss findet dort stets Namenänderung oder wenigstens Erweiterung statt. Der erste Name, den auf Sumatra (bei den Malayen) ein Kind erhält, heisst namo daging, der spätere golar [4]). Namensveränderung fand bei den Abiponern statt, wenn die Tapferen in den Adel aufgenommen wurden [5]). Der Konjage auf Kadjak nimmt, wenn er freit, mit dem zukünftigen Schwiegervater ein Dampfbad und führt von nun an dessen Namen [6]). Livingstone's schwarze Begleiter änderten auf der Reise willkürlich ihre Namen, indem sie jenen der Häuptlinge, durch deren Gebiet sie kamen, oder die Namen hervorragender Berge, Wasserfälle u. s. w. annahmen [7]). Eigenthümlich ist die vereinzelte vorkommende Sitte, dass der Name der Eltern, oder des Vaters allein, sich nach jenem der Kinder ändert, wobei wohl als Grund anzusehen, dass der Ruhm des Sohnes, wenn er solchen erlangte, auch auf den Vater mit übergeht. Besitzt bei den Thlinkithen der Vater einen berühmten und ausgezeichneten Sohn, so wird er nach diesem benannt (Vater des und des) [8]).

Die Tinné-Indianer Nordamerika's ändern bei der Geburt ihres ersten Sohnes ihren Namen und nehmen den des letztern an. So nennt sich der Vater Tscheles nun Tschele-t'a, Vater des Tschele und die Mutter Tschele-mon, Mutter des Tschele. [9]). In Patagonien

---

[1]) Memoirs read before the Anthropolog. Soc. II. 33. (1866.)

[2]) van Hasselt in Ztschft. f. Ethnologie. VIII. 183.

[3]) Marsden, Sumatra. Leipzig 1785. 163.

[4]) Friedemann, Ostasiat. Inselwelt. Leipzig 1868. II. 71.

[5]) Waitz, Anthropologie. III. 476.

[6]) Holmberg, Ethnogr. Skizzen über d. Völker d. russ. Amerika. Helsingfors 1855. I. 119.

[7]) Livingstone, Narr. of an Exped. to the Zambesi. Lond. 1865. 149.

[8]) Holmberg, a. a. O. I. 39.

[9]) Petitot, Vocab. d. l. Langue Dènè-Dindjié. Paris. 1876. XXX.

sind Eltern häufig unter dem Namen eines Kindes bekannt, das sich ihre Stelle anmasst[1]. Nach Las Casas verloren in Guatemala die Eltern ihren Namen nach der Geburt des ersten Sohnes oder der ersten Tochter. Der Vater wurde z. B. genannt „Vater des Eck" und die Mutter „Mutter der Can"[2]. Der Brauch kehrt wieder in Sumatra, wo in einigen Gegenden der Vater den Namen seines ersten Kindes, statt seines eigenen erhält, während die Frauen niemals den bei der Geburt erhaltenen Namen verändern[3].

Auf Ceram wechselt der Alfure seinen Namen, wenn sein Sohn mannbar wird und zuerst den Schamgürtel (djidako) anlegt. Ein Vater heisst z. B. Sapialeh; beim Mannbarwerden seines Sohnes Teleamie heisst er Sapialeh-Teleamie-amay; wird darauf der zweite Sohn Karapupuleh mannbar, so verändert sich der Name des Vaters in Sapialeh-Teleamie-Karapupuleh-amay u. s. w. Je länger der Name, desto grösser das Ansehen, denn der Betreffende liefert dem Stamme viele wehrbare Männer. Uebrigens bleibt doch der Geburtsname der Hauptname[4].

Namen schützen vor bösen Einflüssen. Namen dienen dazu, um den Träger derselben vor dem Einflusse böser Geister zu bewahren und zu schützen; hässliche Namen schrecken die Dämonen und Aenderung des Namens täuscht dieselben, wenn sie als Krankheitsteufel in ein Kind gefahren sind. Es herrscht hier die gleiche Anschauung wie bei den Schwarzen in Calabar, die, als die Blattern dort wütheten, sich mit weissem Kalk besprenkelten um den Krankheitsdämon zu täuschen, als ob sie schon die Blattern gehabt hätten[5]. So ändern die Dajaks den Namen eines kränklichen Kindes, um die bösen Geister, welche es plagen, auf diese Weise zu täuschen[6]. Um den Krankheitsdämon zu betrügen, den man sich an dem alten Namen haftend vorstellt, wird bei den Mongolen in Krankheitsfällen der alte Name gegen einen neuen verwechselt[7]. Auf den Kingsmill-Inseln, wo das Kind gewöhnlich nach den Grosseltern benamt wird, giebt man den ersten Namen auf, wenn es krank wird und another is adopted in hopes that it may prove a more

---

1) Musters, a. a. O. 190.
2) Bancroft, Native Races of the Pacific States. II. 680.
3) Marsden, Sumatra. Leipzig 1785. 316.
4) Schulze, in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1877. 121.
5) Hutchinson, Impressions of western Africa. London 1858. 154.
6) Spenser St. John, Life in the forests of the far East. I. 197.
7) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. Halle und Berlin 1812. I. 253.

fortunate one[1]). Bei den Kamtschadalen erhalten die Kinder Namen, die an allerlei gefürchtete und verhasste Dinge erinnern. So die Knaben Kana, die Mädchen Kanalam, das ist Feind und Feindin, oder Buirgatsch, Aussatz[2]). Wenn ein Tschinuk gestorben ist, ändern die Verwandten oft ihre Namen, damit der Verstorbene nicht durch die ihm geläufigen Namen angezogen werde und deren Trägern unliebsame Besuche abstattet[3]). In Tonkin werden den Kindern hässliche Namen gegeben, damit die Dämonen sich vor ihnen scheuen, doch ändert man diese, wenn die Kinder stark genug sind, dass sie nichts mehr von den bösen Geistern zu fürchten haben[4]); auch in Siam giebt man den Kindern unschöne Namen, um sie den Geistern verächtlich zu machen und vor deren Nachstellungen zu schützen, z. B. Hund, Schwein, Bengel. Dagegen ist es höchst gefährlich, schöne Namen, wie „Strahlendes Gold“, „Gesegnete“, „Der Vollkommenheiten Ueberfluss“ zu ertheilen, weil dadurch die Dämonen auf die Kinder aufmerksam werden. Treten in Folge schöner Namen Krankheiten ein, so werden sie durch hässliche ersetzt[5]). Gar nicht anders denken unsre Grünberger in Schlesien, bei denen es verpönt ist, das Kind hübsch oder schön zu nennen, weil es sonst beschrieen wird, man muss es vielmehr „Schweinebraten“ oder „Schweinehund“ anreden[6]). Gedeihen bei den Esten die Kinder nicht und sterben leicht ab, so lassen sie die folgenden Knaben Adam, die Mädchen Eva nennen und bilden sich nun ein, dass sie dann am Leben bleiben[7]).

Namentausch. Eine Aenderung des Namens kann auch herbeigeführt werden durch den Tausch desselben mit einem Freunde. „Der Gebrauch, durch gegenseitige Vertauschung der Namen Freundschaft mit einander zu errichten“, sagt Georg Forster, „ist auf allen

---

[1]) Ch. Wilkes, Voyage round the World (Un. States Explor. Exped.). New-York 1851. 564.

[2]) A. Erman, Reise um die Erde. III. 472. Erman meint, diese Namen werden wohl „wie zu scherzhaftem Gegensatze“ ertheilt. Allein, dass hier auch die Vorstellung herrscht, Dämonen plagen die Kinder, ersehen wir aus Steller (Kamtschatka 253): „Ist das Kind unruhig, so wird das Kind von einem Vorfahren belästigt, diesen findet der Schamane aus und nun erhält das Kind dessen Namen.“

[3]) Bancroft, Native Races of the Pacific States. I. 248.

[4]) Bastian, Kambodja. 386.

[5]) Bastian, Siam. 219.

[6]) Ploss, das Kind. I. 121.

[7]) Joh. Wolfg. Boecler, der einfältigen Ehsten abergläubische Gebräuche. Riga. s. a. (17. Jahrh.) 9.

Inseln des Südmeeres, soviel wir deren bisher besucht hatten, eingeführt und hat wirklich etwas Verbindliches und Zärtliches an sich"[1]). Er ist bei Polynesiern und Melanesiern zu finden und scheint seine grösste Ausbildung in Mikronesien erlangt zu haben, indem hier durch den Tausch Einer an die Stelle des Anderen tritt und selbst Rechte auf Weib und Kinder des Freundes erhält. Dieser Namentauch ist ursprünglich nur ein Zeugniss für einen höchst innigen Freundschaftsbund zweier Männer, welcher auf den Marianen sowohl als den Karolinen und Ratak vorkommt, für's Leben dauert und den Freund ganz für den Freund einstehen lässt. Wer ihn brach, wurde auf den Marianen von den eigenen Verwandten getödtet; Rangunterschiede hinderten den Tausch nicht. Natürlich kann man nur mit Einem solch ein Bündniss schliessen und die Europäer, welche aus Unkenntniss der Sache mit Mehreren den Namen tauschten, stiessen dadurch vielfach an[2]).

Dass die Sitte wohl ursprünglich bei den meisten malayo-polynesischen Völkern zu Hause war, erkennt man aus ihrer Verbreitung bei den westlichsten Vertretern dieser Race. Die Nicobaresen sind erpicht darauf, ihre Namen mit den Besuchern der Inseln zu vertauschen, und letztere haben dies zu schlechten Witzen ausgebeutet, so dass Distant bei ihnen einen „blue Book" und einen „Newgate Calendar" fand[3]). Der Brauch reicht auch nach Madagaskar, denn Capmartin erwähnt ihn von der Augustinsbai an der Westküste[4]) und dass er in Westaustralien verkommt, dafür haben wir das Zeugniss Moore's welcher berichtet, dass durch den freundschaftlichen Namentausch der ursprüngliche Namen ganz in Vergessenheit gerathe[5]). Vereinzelt tritt diese Sitte auch in Amerika auf. Bei den Indianern Britisch-Columbia's verleiht der Häuptling dem Freunde, als ein Zeichen der Anerkennung, seinen eigenen Namen, indem er dafür einen andern adoptirt[6]); völlig ausgebildet herrschte aber der Namentauch bei den Cariben der Antillen, wie noch jetzt in Guiana[7]).

Namenänderung tritt auch ein bei manchen kriegerischen

---

[1]) Gesammelte Schriften. II. 220.

[2]) Waitz (Gerland), Anthropologie. V. 2. Abth. 130.

[3]) Journ. Anthrop. Institute. III. 5. (1874.)

[4]) Neueste Beiträge zur Kunde der Insel Madagaskar. Weimar 1812. 120.

[5]) Moore, Vocabulary of the language of the Aborigines of Western Australia. London 1842. 59 unter Kole.

[6]) Kane, Wanderings of an Artist. 205.

[7]) Waitz, Anthropologie III. 388.

Völkern, wenn der Sieger den Namen des von ihm in der Schlacht Getödteten sich beilegt. So bei den Fidschi-Insulanern und Marschall-Insulanern, wohl auch bei anderen Völkern in der Südsee, da derartige Gebräuche dort nicht isolirt sind[1]). Der Gebrauch kehrt auch wieder in Südamerika, bei den Tupi. „Yhre namen nennen sie nach den wilden thieren vnd sie geben sich vil namen, aber doch mit dem vnderschid, Wann sie erst geboren werden, so wirdt jnen eyn Nam gegeben, den behalten sie nur so lang, biss dass sie wehrhafftig werden, vnd Feinde todt schlagen, so vil er dann getödtet hat, so manchen namen hat er." Viele solcher Namen zu besitzen, galt als besonders ehrenvoll; das führte zu dem Gebrauch, dass man Häuptlingen Sklaven schenkte, die sie erschlugen, um einen Namen mehr zu gewinnen[2]).

Der Name wird nicht genannt. An die Sitte der Namenänderung schliesst sich an das Verbot denselben zu nennen; entweder darf der Träger seinen eigenen Namen nicht sagen oder auch Fremde dürfen denselben nicht aussprechen. Ueber den Grund des ersten Brauches klärt uns Reid auf. Er fand, dass die jüngeren Odschibwäs nur höchst selten bei ihrem indianischen Namen genannt wurden. Fragte man sie danach, so nannten sie sich Niche oder Nich-e-wah (Bruder oder Freund), oder Bär, John, Tom, und es war sehr schwer, ihren wirklichen Namen zu erfahren. Offenbar lag eine Abneigung vor, den eigenen Namen zu nennen, ja manche behaupteten, sie besässen gar keinen. Aber, fügt Reid erläuternd hinzu, it is held that the name is in some way prophetic either of the man's station in this life or his future life and was not assumed until this condition became known, which took place at manhood, after the following ceremony. Diese besteht in mehrtägigem Fasten an einer abgelegenen Stätte, während dessen der Jüngling mit dem grossen Geiste in Verkehr tritt. Je nach den Mittheilungen, die dieser ihm über seine Zukunft macht, wählt der junge Indianer seinen Namen. So fand Reid einen Co-se-se-kan-eh-kway-kaw-po, „der Mann, welcher auf dem Kopfe stehend, bis an den Himmel reicht" und eine Caugh-ske-kaw-bunk, „die Lichtstrahlen, welche vor der Sonne am Horizonte erscheinen"[3]).

---

[1]) Wood, Natural History of Man. II. 282. — Waitz (Gerland), Anthropologie. V. 2. Abth. 134.

[2]) Hans Staden, Wahrhafftige Beschreibung etc. Marburg 1557. Cap. 38 der ersten und Cap. 16 der zweiten Abtheilung.

[3]) Journ. Anthrop. Institute. III. 107. (1874.)

Hier wird es also klar, wie die Namenänderung mit dem Verbot, denselben zu nennen, im Zusammenhange steht. Der Brauch geht weit durch Amerika. Kane, als er nach dem Namen eines Indianers in Britisch-Columbia forschte, erhielt von diesem die Antwort: „ob er den Namen etwa stehlen wolle?“ [1]) und Burton sagt, es liege stets eine Beleidigung darin, die Rothhaut nach ihrem Namen zu fragen. „Der Gefragte schaut zur Seite und sieht sich nach einem Freunde um, der ihm aus der Verlegenheit helfen soll. Von Jugend auf hat er gelernt, dass ihm Missgeschick begegne, wenn er seinen Namen nennt. Selbst Mann und Frau nennen ihren Namen nicht gegeneinander“ [2]). So auch bei den Indianern auf dem Isthmus von Darien. Fragt man sie: iki pe nooka, wie heissest du? so antworten sie: nooka chuli, ich habe keinen Namen [3]). Auch in Südamerika ist der Brauch zu finden. Die Männer der Hypurinas nannten nur gezwungen die Namen von Frauen und Mädchen; als Grund gaben sie an, dass diese böse (capashi) würden [4]). Dass dieser Brauch indessen nicht blos auf Amerika beschränkt ist, erkennen wir aus Semper's Bemerkung, es sei auf den Palau-Inseln nicht erlaubt, Jemanden nach seinem Namen zu fragen [5]) und Marsden erzählt:

„Ein Sumatraner hütet sich immer sehr, seinen eigenen Namen auszusprechen; nicht, so viel ich weiss, aus einer Art des Aberglaubens, sondern aus einer ihnen eigenen Gewohnheit. Es macht ihm tausend Verlegenheit, wenn ein Fremder, der ihre Gebräuche nicht kennt, ihn nach seinem Namen fragt. Wenn er von seiner Verwirrung wieder zu sich selbst gekommen ist, so bittet er, seinen Nachbar darum zu fragen“ [6]). Jedem Warua (in Centralafrika) ist es verboten seinen eigenen Namen auszusprechen; ebenso streng vermeidet man in Urua den Namen einer anwesenden Person zu nennen, hat aber hinsichtlich der Namen Abwesender nicht das geringste Bedenken [7]).

Hütet hier sich das Individuum, den eigenen Namen zu nennen, so kommt es andererseits vor, dass Fremde den Namen Lebender wie Todter nicht aussprechen dürfen. Eskimos, Telugu, Chinesen,

---

1) P. Kane, Wanderings of an Artist. 205.
2) Burton, City of the Saints. 142.
3) Trans. Ethnol. Soc. IV. 265. VI. 167. (1866 u. 1868.)
4) Globus XXXI. 270.
5) Semper, Palau-Inseln. 165.
6) Marsden, Sumatra. Leipzig 1785. 317.
7) Cameron, Quer durch Afrika. II. 53.

Japanesen, Fidschi-Insulaner nennen eine Person nicht bei ihrem Namen, sondern nach ihrem Verwandtschaftsgrade. Da es als schwere Sünde gilt, nennen die Mongolen den Namen des Vaters oder der Mutter niemals, ebenso sprechen sie den Namen des Vorgesetzten nicht aus [1]. Unter Tamulen und Telugu kann ein Aelterer den Jüngeren beim Namen nennen, doch der jüngere muss den Grad der Verwandtschaft (Vater, Bruder) benutzen [2]. In Nordostafrika sind es die Frauen der Beni Ámer und Kunama, welche einer ähnlichen Beschränkung unterliegen. Wie sie nicht melken und nie in der Gegenwart des Mannes essen dürfen, so sprechen sie auch dessen Namen nie ihm gegenüber, sondern nur vor Fremden aus [3], und bei den Bogos würde die Frau ihrem Manne eher die Treue verletzen, als seinen Namen aussprechen. Das erstere ist ohne Zweifel eine grosse Sünde, das letztere aber ist Seré, etwas ganz unerhörtes [4]. In diese Kategorie der Bräuche gehört es auch, dass Schriftzeichen, die den integrirenden Theil eines Eigennamens gewisser Personen ausmachen, in China einem Verbote unterliegen. Niemand darf z. B. die Charaktere schreiben, welche einen Theil des Namens seines Vaters oder seiner Mutter ausmachen; er muss dafür ein anderes Zeichen von derselben Bedeutung wählen. Existirt ein solches Zeichen nicht, so muss er eins erfinden. Jedes Zeichen, das einen Theil des Namens des regierenden Kaisers bildet, ist im ganzen Reiche verboten. Das Wort ning (friedlich) wurde früher anders geschrieben als heute; es erhielt seine neue Form, als es im Namen eines Kaisers vorkam [5]. Ein Beamter, dessen Namen mit dem eines Fürsten oder Grossen in China gleichbedeutend ist, muss denselben wechseln. Wenn es sich trifft, dass zwei Beamte in demselben Gouvernement den gleichen Namen führen, so muss der jüngere ihn wechseln [6]. Mit diesem chinesischen Brauche stimmt ein polynesischer überein. Die Bewohner von Tahiti legen nämlich durch den Te pi genannten Gebrauch ihre Ehrfurcht vor dem Könige dadurch an den Tag, dass sie in der gewöhnlichen Sprache solche Wörter nicht benutzen, welche den Namen des Königs oder eines seiner Verwandten ganz oder theilweise enthalten. Da alle Eigennamen im Polynesischen bedeu-

---

[1]) Prschewalski, Reisen in der Mongolei. Jena 1877. 68. 205.

[2]) Journal Anthrop. Institute. I. 5. (1872.)

[3]) Munzinger, Ostafrik. Studien. 325. 526.

[4]) Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. 95.

[5]) Journal Ethnol. Soc. II. 10. (1870.)

[6]) Ausland 1840. 741.

tungsvoll sind und ein Häuptling gewöhnlich verschiedene führt, so musste dieser Gebrauch wesentliche Umänderungen in der Sprache hervorbringen. Als Otu von Tahiti den Gürtel der königlichen Würde erlangte, wurden nicht nur die Namen aller Anführer verändert, sondern auch etwa fünfzig neue Wörter eingeführt [1]). Schliesslich gehört hierher der Ukuhlonipa genannte Gebrauch der Kafferweiber, welcher ihnen verbietet, irgend ein Wort auszusprechen, das zufällig einen Klang enthält, welcher dem in den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten ähnelt [2]). Vergl. S. 160.

Namen Todter verschwiegen. Weit verbreitet ist die Sitte, dass der Name eines Verstorbenen nicht mehr genannt werden darf. Er erscheint den Ueberlebenden wie der Schatten eines Geistes, der durch die Nennung citirt oder erzürnt werden könnte, denn zwischen dem Namen und dem Träger besteht eine Art mystischer Verbindung, die Beleidigung des Einen geht auf den Andern über.

Als Paul Kane bei den Indianern am Cowlitz den Namen eines Verstorbenen nannte, trat ringsum tiefes Stillschweigen und eine allgemeine Verstimmung ein, denn dieses Namennennen is considered disrespectful to the deceased and unlucky. Das ist in ganz Britisch-Columbia und auch bei den californischen Indianern der Fall [3]) und erstreckt sich durch Mittel- nach Südamerika, da diese Sitte von den Moskito-Indianern und von den Guaycurus am Paraguay erwähnt wird [4]).

Nach dem Tode eines Abiponers wurden die Namen der Freunde und Verwandten geändert und die Wörter, aus denen der Name des Todten bestand, fielen aus der Sprache heraus [5]). Die Tehuelchen in Patagonien nennen nie den Namen eines Verstorbenen und vermeiden jede Anspielung auf denselben [6]).

Bei den Masai in Ostafrika werden die Namen der Verstorbenen von den Lebenden nach dem Tode jener sogleich verändert, aus dem abergläubischen Grunde, dass der Verstorbene sonst erscheinen und die Lebenden beunruhigen könnte, wenn noch auf Erden

---

[1]) G. Vancouver's Reisen nach dem nördlichen Theile der Südsee. Berlin 1799. I. 104.

[2]) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. II. 31.

[3]) P. Kane, Wanderings of an Artist. 256. 205. — Bancroft, Native Races of the Pacific States. I. 357.

[4]) Journ. Roy. Geogr. Soc. XXXII. 255. (1862.) — Waitz, Anthropol. III. 472.

[5]) Waitz. III. 477.

[6]) Musters, Unter den Patagoniern. Jena 1873. 191.

sein Name genannt wurde. Der Name wird daher verändert, damit der Verstorbene die neue Benennung nicht wisse und also ruhig sein könne. Es ist eine sehr grosse Beleidigung, die ein Masai nie ungerächt lässt, wenn Jemand in seiner Gegenwart den Namen seines verstorbenen Freundes ausspricht. So heisst z. B. ein Vater, der noch lebt, Babá oder Méni, ist er aber gestorben, so heisst er Orl-óiu; eine Mutter, die noch lebt, heisst Engnóndon, ist sie gestorben, so nennt man sie Enáiu [1]). Auch die Tuareg fürchten sich den Namen des verstorbenen Vaters auszusprechen und gerathen über jene, die es in ihrer Gegenwart thun, in Wuth. „Vielleicht ist dies tiefeingewurzelte Vorurtheil in Verbindung mit jener in Afrika so tief eingewurzelten religiösen Verehrung der Seelen der Abgeschiedenen“ [2]).

Bei den Samojeden darf von einem Verstorbenen nur mit Umschweifen geredet werden, doch kann, nach geraumer Zeit, sein Name Kindern in der zweiten oder dritten Generation wieder beigelegt werden [3]), und auf den Shetland-Inseln kann eine Wittwe stundenlang von ihrem verstorbenen Mann reden, aber seinen Namen nennt sie gewiss nicht [4]). Desgleichen hütet man sich dort den Namen eines im Wasser Verunglückten auszusprechen [5]). Auch die deutschen Zigeuner haben diesen Gebrauch. Sie verbrennen Bett und Gewand des Verstorbenen und vermeiden es, seinen Namen auszusprechen, wenn dieser auch anderen Personen und Dingen zukommt. Als einst ein Zigeunermädchen, Forella geheissen, starb, änderte ihr ganzer Stamm die Bezeichnung der Forelle in mulo madscho (todter Fisch) oder lolo madscho (rother Fisch) um [6]). In China erhält selbst der Kaiser nach seinem Tode einen besonderen Namen (miao hao, Tempelnamen); so hiess Hien-fung, als man ihn begraben hatte, Wen-tsung-hsien, „berühmt wegen seiner literarischen Vorfahren“ [7]). Auch in Japan bekommt der Verstorbene einen neuen Namen, den man Okurina, den Begleitenden, nennt, weil jener damit in die Schaar der Seligen aufgenommen wird [8]). Die Westaustralier nennen keinen Namen der Verstorbenen, sondern gebrauchen, wenn sie von einem

---

[1]) Krapf im Ausland 1857. 441.
[2]) H. Barth, Reisen in Nord- und Centralafrika. V. 118.
[3]) Auszug aus Pallas Reisen. III. 72.
[4]) Globus XIII. 18.
[5]) Ausland 1857. 478.
[6]) Ausland 1874. 23.
[7]) Journ. of the Ethnol. Soc. II. 10. (1870.)
[8]) E. v. Kudriaffsky, Japan. Wien 1874. 51.

solchen reden, nur das allgemeine Wort nodytch, der Todte[1]). Von den Naringeri in Südaustralien erzählt Dr. Jung: „Für geraume Zeit nach dem Tode wird der Name des Abgeschiedenen nie genannt. Man kann den höchsten Unwillen bei den Schwarzen erregen, wenn man wissentlich oder unwissentlich gegen diese Sitte verstösst[2]).

So geht also der Brauch, den Namen Todter zu verschweigen, über alle Erdtheile.

Merkzeichen und Knotenschrift.

Der rohe Knoten, den wir „um etwas nicht zu vergessen" in's Taschentuch knüpfen, das alte Kerbholz, welches mit seinen Einschnitten das Verhältniss zwischen Schuldner und Gläubiger controllirte, der Rosenkranz[3]), welcher dem Gläubigen behilflich ist die Zahl der gebeteten Ave oder Vaterunser zu bestimmen, sie sind alle drei als Ueberbleibsel einer längst dahingegangenen Periode anzusehen, die vor der Ausbildung der Schrift lag und in der man, um dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, Knoten, Kerbe und ähnliche Mittel anwandte, um zu zählen oder Begebenheiten anzudeuten.

Bei vielen Völkern ist diese der Schriftausbildung vorangehende Periode indessen noch heute lebendig, bei anderen, die schon zur Schrift vorgeschritten, hat sie noch Spuren hinterlassen. Ueberall jedoch überrascht die auffallende Gleichförmigkeit die bei der Anwendung und Ausführung solcher mnemonischer Hilfsmittel herrschte und herrscht, so dass, unabhängig von einander, dieselbe Erscheinung in den verschiedensten Gegenden unsrer Erde sich fast identisch wiederholt.

Verschiedene Knotenschnüre. Der Ostjake führt seine Rech-

[1]) Moore, Vocabulary of the language of the aborigines of western Australia. London 1842. 84.

[2]) Jung in Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Halle. 1877. 34.

[3]) Der Rosenkranz entstand aus dem Kerbholz der Einsiedler in der Thebais; erst im 13. Jahrh. verallgemeinerten ihn die Dominikaner. Bastian, Mensch in der Geschichte. I. 415.

nung über Vorspann, den er für russische Reisende geleistet, durch Knoten, die er in eine Schnur oder einen Riemen macht und fordert danach die ihm zukommende Entschädigung. [1]) Speke's Getreue, mit denen er seine Reise von Sansibar nach Alexandria zurücklegte, hielten ihre Rechnung mittels Knoten, die sie in Stricke machten, oder durch Kerbhölzer [2]). Bei verwickelten Rechnungen, besonders in ihrem Verkehr mit den meisten Kaufleuten, bedienen sich die Angolesen in verschiedene Formen geknoteter Strohstränge [3]). An der Loangoküste spielen Rang- und Standesverhältnisse sogar eine Rolle bei den Knotenschnüren, dort Muchinga genannt. Die aus Ananasfasern gefertigte Muchinga mafugo wird vom Gatten der Frau übergeben, damit sie an deren Knoten erkennen möge, wie viel Tage der verreiste Gemahl abwesend bleiben will. In dickerer Drehung wird dieser Knotenstrick von den Prinzen für ihre Botschaften benutzt. Die Muchinga babingo bungo, welche man aus Gras fertigt, dient zum Verkehr zwischen Sklaven; von Prinzen wird sie benützt, wenn es in deren Absicht liegt, eine beleidigende Botschaft damit zu schicken. Will man einen bestimmten Tag, z. B. den Sonntag, mit solchen Schnüren bezeichnen, so wird ein andrer Streifen eingeflochten oder der Knoten verdoppelt. Bei Rechnungen über Zeugstoffe knüpft man die Schnur Umsinga kanga bluma, welche Knoten an beiden Enden hat, über das Entnommene und Bezahlte. Daneben sind auch Kerbhölzer im Gebrauch [4]).

Von den Madagassen heisst es, dass sie über die Waaren, welche sie empfangen oder abgeben, durch drei an einem Ende verknüpfte, ungleich lange Schnüre Rechnung halten. Auf einer derselben bezeichnen sie durch Knoten die Ganzen, auf der zweiten die Halben, auf der dritten die Viertel der in Rechnung stehenden Waaren [5]).

Um einen Auftrag zu geben bedienen sich die Alfurus auf Ceram der Knotenzeichen. Ein direkt auszuführender Auftrag wird in der Regel angedeutet durch einen Bindfaden, um den linken Puls geschlungen; bei einem Auftrag für mehrere Tage oder längere Zeit giebt man dem Betreffenden einen Bindfaden mit Knoten, jeden Tag

---

1) A. Erman, Reise um die Erde. I. 622.
2) Grant in Transact. Ethnol. Soc. III. 90. (1865.)
3) Bastian, San Salvador. 235.
4) Bastian, Loangoküste. I. 181.
5) Macé Descartes, Madagascar. Paris 1846. 323.

löst er einen Knoten, bis der letzte Knoten ihn an die Ausführung erinnert [1]).

Auf den Marianen, wo die Mütter noch lange ihre todten Kinder mit sich herumtragen, bezeichnen dieselben die Zahl der Nächte, seit das Kind gestorben, durch Knoten, welche sie an ihrer Halsschnur anbringen [2]).

Mit den Knotenzeichen der Palau-Insulaner wurden die Europäer zuerst bekannt durch den Schiffbruch der Antilope unter Kapitän Wilson. Prinz Libu, den dieser mit nach Europa nahm, sammelte sich auf der Reise allerlei Nachrichten und machte sich um sie nicht zu vergessen, jedesmal wenn er etwas neues erfuhr, einen Knoten in einen Strick, welchen die Matrosen scherzweise sein Tagebuch nannten. Als aber die Ereignisse und damit die Knoten sich zu sehr mehrten, musste er sein Tagebuch aufgeben. Uebrigens versenden die Palau-Insulaner auch Nachrichten mittels dieser Knoten. Semper erhielt von einem Palau-Insulaner einen Schildpattpfriem, an welchem zwei kurze Fäden durch einige Knoten miteinander verschlungen waren. „Dieses Ende des Fadens, sagte der Eingeborene, das bin ich, jenes bist Du; wir beide sind durch diesen Knoten, wie ihn nur Brüder brauchen, verbunden. Gieb den an Tomue, er kennt meinen Pfriemen, er wird dich gerade so aufnehmen wie mich; von nun an bist du auch sein Freund und Bruder." Auch wenn Stelldicheins zu einer bestimmten entfernten Zeit verabredet werden, benützen beide Theile solche Knotenschnüre, die mit einer gleichen Anzahl Knoten versehen sind, von denen an jedem Tage einer gelöst wird. Dass die Palau-Insulaner die Knotenschnur übrigens unserm geschriebenen Brief gleichstellen und in beiden ein verwandtes Mittel zur geheimen Mittheilung erkennen, geht daraus hervor, dass sie unser „Brief" mit rusl übersetzen, ihr Wort für Knotenstrick [3]).

Eine uralte Erwähnung des Knotenstrickes finden wir bei Herodot [4]). Wie die Griechen nämlich erzählten, übergab Darius seinen römischen Bevollmächtigten einen Strick mit achtzig Knoten und wies sie an, jeden Tag einen derselben aufzuknüpfen, wodurch

---

[1]) Schulze, in Verhandl. Berlin. Anthropol. Ges. 1877. 120.

[2]) Waitz (Gerland), Anthropologie. V. 2. Abth. 154.

[3]) M. C. Sprengel, Beiträge zur Völker- und Länderkunde. Leipzig 1789. XI. 69. — Hockin's Berichte von den neuesten Reisen nach den Pelew-Inseln. Weimar 1805. 15. — Semper, die Palau-Inseln. Leipzig 1873. 138. 263. 323.

[4]) Herodot IV. 98.

eine bestimmte Frist bemessen werden sollte. So auch bei den Papuas, die um den Verlauf der Tage und Nächte zu messen sich eines Bändchens bedienen, in das sie so viele Knoten machen, als sie Tage berechnen wollen. Wenn sie z. B. mit den Bergbewohnern verabredet haben, dass sie über zehn Tage kommen wollen, um mit ihnen zu handeln oder Nahrungsmittel zu holen, dann machen beide Parteien, die Berg- und die Strandbewohner, in ein Bändchen zehn Knoten, wovon sie täglich einen auflösen, bis die verabredete Zeit eingetroffen ist [1]).

Wie hier in der Südsee, wird auch bei den Waikas-Indianern in Britisch-Guiana die Knotenschnur benutzt. Will der Häuptling ein Fest geben, so wählt er so viele Fäden, als er von den entfernt wohnenden Freunden einzuladen gedenkt und reihet an jeden entweder so viel Perlen oder knüpft so viel Knoten hinein, als noch Tage bis zur Feier vergehen. Boten überbringen mit der Einladung den Freunden diese Schnüre, welche sie an ihren Hängematten befestigen und jeden Morgen eine Perle abnehmen oder einen Knoten lösen. An dem Tage, wenn alle Knoten gelöst sind, treffen die Gäste ein. Dasselbe Mittel bringen sie auch bei allen Privatangelegenheiten und Geschäften, die sie mit entfernter wohnenden Stammesgenossen haben, in Anwendung. Bei den Macusis, die weiter im Innern wohnen, hat man statt der Knotenschnüre gekerbte Stäbe; jeden Tag schneidet man eines der Kerbzeichen ab und so kann das Fest nicht verfehlt werden [2]). Dass auch die Cariben zu ihren Handelsrechnungen sich der Knotenschnüre bedienten, wird von einigen Autoren erwähnt [3]).

Kerbhölzer. Wir haben hier gesehen, wie bei Speke's Getreuen und bei den Macusis das Kerbholz als gleichwerthig neben dem Erinnerungsknoten auftritt, dasselbe ist bei den Javanesen der Fall, welche, obgleich sie die Zahlzeichen der Hindus kennen, doch noch häufig durch Kerbe in Bambusstäben oder Knoten in Bindfaden rechnen [4]). So hat auch der Ostjake neben den oben erwähnten Knoten noch sein Kerbholz, ebenso der Jakute und Wotjäke; sie notiren dadurch ihre Schulden und gewisse Begebenheiten [5]). Dr. Finsch erhielt an der Obmündung das „Petschaft" eines Ostjaken,

---

[1]) van Hasselt in Ztschft. f. Ethnologie. VIII. 201 (1876.)

[2]) R. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. I. 203.

[3]) Waitz, Anthropologie III. 380.

[4]) J. Crawford, Hist. of the Indian Archipelago. Edinburgh 1820. I. 253.

[5]) A. Erman, Reise um die Erde. I. 438. 621. II. 268.

d. h. ein Stück Holz, welches sein Privatzeichen und vier Kerbe eingeschnitten zeigte, welche letztere die Zahl der Gestorbenen bezeichnen sollten[1]). In Verbindung mit Fingerzählen dienen die Kerbhölzer den Eskimos von Nordwestamerika um über alte Begebenheiten zu berichten[2]). Der irische Pilger, welcher nach Gougan Barra bei Cork walfahrtet, bedient sich des Kerbholzes wie eines Rosenkranzes. Er zeichnet die Paternoster oder Aves, die er gebetet, durch Kerbe in Zweige auf und lässt dieses Zeugniss seiner frommen Thätigkeit am Walfahrtsorte zurück[3]). Ney Elias erhielt vom Häuptling der Lenna Kachjens im nördlichen Birma einen zerspaltenen, etwa 3 Zoll langen Bambusstab, mit zwei Querkerben. Der Häuptling behielt die andere Hälfte mit den korrespondirenden Kerben. Dieses Kerbholz galt als ein Pass für den Reisenden, welcher im Besitze desselben sicher durch das Lenna-Land reiste[4]).

Botschafts-Stäbe. Statt des Knotens oder Kerbholzes tritt auch, eine noch einfachere Art sinnbildlicher Mittheilung bildend, der überschickte Stab auf, welcher namentlich in Afrika vielfach erwähnt wird. Der König von Uganda sandte an Speke mehrere Pagen, welche ihm drei Stäbe überbrachten und deren Bedeutung erläuterten: der eine stellte einen Kopf vor, welcher von Träumen belästigt war; der zweite symbolisirte den Wunsch des Königs nach Erfüllung einer mit dem Phallusdienst in Verbindung stehenden Erscheinung, der dritte war ein Zeichen, dass der König ein Zaubermittel wünschte, um seine Unterthanen in Furcht vor sich zu erhalten. Wollte Speke selbst etwas vom Könige haben, so schickte er einen Diener, der einen Stab in so viel Stücke zerbrach, als er

---

[1]) Verein für deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. 591. (1876.)

[2]) Dr. Rae has referred to their signs, counting on their fingers, and considered that they have no records. At Icy Cape I had occasion to think otherwise and that the apparent counting on the fingers has a deeper signification than mere numerals. And they added in the instance to which I refer the seeking for a pair of notched sticks similiar to a bakers tally. Making use of the sticks and working with the fingers, apparently using each joint to denote some signal and the front and back as variations, they at length made me understand that it related to some matters connected with Sir John Franklin's boat expedition in 1826—7. Belcher in Trans. Ethnol. Soc. New Series I. 135. (1861.)

[3]) Journ. Anthropol. Institute II. 204 (1873.) Hier berührt sich das Kerbholz mit dem Lappenbaum; kettenförmig knüpft eine ethnographische Thatsache sich an die andere; die Uebergänge sind unmerklich, isolirt; — unvermittelt steht aber nichts da. Es müssen nur die Zwischenglieder gefunden werden.

[4]) Journ. roy. geogr. Soc. XLVI. 222.

Gegenstände wünschte, die bei jedem einzelnen Stücke genannt wurden [1]). Hierhin gehört auch das von Schweinfurth erwähnte Verfahren bei den Madi in Centralafrika. Ihnen sollte bekannt gegeben werden, wie viel Träger sie zu stellen hätten. Zu dem Ende waren Rohrhalme bündelweise zu zehn und zehn zusammengebunden und der Neger, hatte er sie einmal in Händen, begriff ganz gut die Zahl, er konnte sie nur nicht aussprechen [2]).

Bei den Herero in Südafrika nehmen die Häuptlinge einen Stock, schneiden bestimmte Kerbe hinein und geben diesen Stock ihren Boten mit auf den Weg. An den bestimmten Kerben wird dann die Richtigkeit der Botschaft erkannt [3]). Die Beajus im Reiche Banjer-massing auf Borneo correspondiren durch eine Art von hölzernen Puppen (patsk pakaka), welche sie einander zuschicken, wobei der Ueberbringer mündlich das Anliegen vorträgt. [4]). Die Nischennams, ein californischer Indianerstamm, bei denen es für unfein gilt persönlich einen Schuldner zu mahnen, prepare a certain number of little sticks, according to the account of debt und werfen diese in den Wigwam des Schuldners, der nun zahlt [5]).

Als einige von Cook's Leuten auf Tahiti ausgeplündert wurden und er dafür Genugthuung verlangte, bat sich der Häuptling von ihm 22 bewaffnete Leute aus, welche Anzahl er durch ebenso viele Stöckchen andeuten liess [6]) und so bei den Fidschi-Insulanern, welche ihren Botschaftern Rohrstöckchen von verschiedener Länge übergeben. Jedes Stöckchen hat seine besondre Bedeutung, welche der Bote vorher lernt und die er bei der Ablieferung hersagt [7]). Wir hatten oder haben noch in Europa ganz ähnliches. Wenn ein Kriegsheer kommt, sagte das norwegische Gesetz, oder ein Aufruhr im Lande entsteht, so soll man einen Botschaftsstock abschneiden und solchen durch's Land gehen lassen. Bei den Schweden geschah auf gleiche Weise die Zusammenforderung zum Gericht, sowie jedes Aufgebot in Kriegs- und Friedenszeiten. Wenn die friesischen Harden sich zu Beschluss oder Gericht versammeln sollten, wurde der Thingwall, auch Buer-

[1]) Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. I. 302. 331. II. 20. 30.

[2]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. 434.

[3]) Josaphat Hahn, Ztschft. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. IV. 492. (1869.)

[4]) Ausland 1841. 990.

[5]) Powers, The Californian Indians. Overland Monthly. Januar 1874. 25.

[6]) Georg Forsters sämmtliche Schriften II. 93.

[7]) Ch. Wilkes, Voyage ronnd the World. New-York 1851. 407. — Wood, Natural history of Man. II. 249.

stock genannt, ein gedrechselter Stab, von Haus zu Haus geschickt. Bis vor nicht langer Zeit lud man in der wendischen Lausitz zu Gemeindeversammlungen ein, indem der Schulze das Krummholz (kokula) oder den hölzernen Gemeindehammer (hejka) umhersandte, an welchem eine schriftliche Einladung angeheftet war. Dies Instrument wanderte von Haus zu Haus und selbst zu Begräbnissen lud man damit ein, nur trat dann an seine Stelle der schwarze Stab (čorny kij). In der Oschatzer Gegend vertritt die „Kloppe“ die Stelle der Kokula, bei Nossen heisst der Hammer „Stempel“, bei Wurzen benützt man „Eisen“ von Hufeisenform, in Böhmen die Palitschka (Schlägel, Keule), einen Stab mit eiserner Faust daran [1]). Ursprünglich ging der blosse Stab, das Merk- und Erinnerungszeichen umher, später erst heftete man ihm geschriebene Nachrichten an und das Original sank zum Briefbeschwerer herab.

Knochenchroniken. Statt schriftlicher Verträge tauschen die Osseten im Kaukasus Kerbhölzer untereinander aus, auf welchen jeder Einschnitt eine besondre Sache bezeichnet [2]). Sie haben aber noch ein ganz besonderes hier zu erörterndes Hilfsmittel, um sich an vergangene Erlebnisse zu erinnern, mit dem sie eine Art Chronik führen. Köpfe, Hörner, Waffen, alte Kleidungsstücke, Zähne u. s. w. werden in den Kirchen oder Häusern gesammelt und durch eine seltsame Zusammenstellung und Ordnung derselben dann die merkwürdigsten Ereignisse unter Beiziehung eines Oberhauptes in gewisse Klassen oder Abtheilungen gebracht. Es werden besondere Tage dazu gewählt, an welchen man sich dann diese sonderbaren Geschichtsbücher gegenseitig zeigt und die sich daran knüpfenden Begebenheiten, wie man sie vom Vater und Grossvater gehört hat, wieder erzählt [3]).

Merke am Körper. Erinnerungen an vergangene Thaten werden aber auch noch durch andere Bezeichnungen sichtbar ausgedrückt und hier ist es der renommirende Stolz, welcher, vor den Genossen sich brüstend, in dekorativer Weise Gedenkzeichen am

---

[1]) R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874. 67. — Grimm, Rechtsalterthümer. II. 2. III. 554.

[2]) v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. II. 604.

[3]) Ausland 1866. 105. So dürften wohl auch die riesigen Anhäufungen von Gemsen- und Steinbockhörnern zu deuten sein, welche Radde in den Kirchen der freien Swanen fand und von denen er nur mit der grössten Mühe einige Exemplare erhalten konnte. Er sagt, sie würden „in Folge religiöser Ueberzeugung“ aufbewahrt. Radde, Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern. Tiflis 1866. 79.

Körper anbringt. Der Thlinklith benützt den eigenen Körper gleichsam als Buch zur Aufzeichnung, indem er zum Andenken an irgend eine That, ein grosses Fest u. s. w. sich ein Loch in den Ohrrand bohrt und einen rothen Wollenfaden, eine kleine Feder u. dergl. hindurchzieht [1]).

Ein Tschiglit-Eskimo, der einen Feind ermordet hat, darf sich zwei oder drei blaue Linien unter der Nase quer über das Gesicht tättowiren. Er erhält den Ehrennamen eines Mörders (torkrota). Die Tättowirung selbst heisst tomnilik [2]). Bei den Somal, „wo der Werth eines Mannes nach der Anzahl seiner Mordthaten abgemessen wird", darf jener, der an einem Tage drei Menschen gemordet hat, als Auszeichnung eine rothe Straussenfeder in's Haar stecken [3]). Die schwarz und weiss gezeichneten Schwanzfedern des Rhinoceros-Vogels, welche der Dajak auf die Kopfbedeckung steckt, bedeuten die Anzahl der von ihm erschlagenen Feinde [4]). Die Nuforesen (Neu-Guinea) stecken weisse Papageienfedern in's Haar, nicht allein als Schmuck, sondern auch als Ehrenzeichen, denn je mehr Leute der Eingeborene getödtet hat, desto mehr Federn darf er in seinem Haarkamme tragen [5]).

Sinnbildliche Mittheilungen. Es ist schon ein Schritt weiter, wenn statt des einfachen Knotens, des Kerbeinschnitts u. s. w. verschiedene Gegenstände zusammengestellt werden, durch die einem Andern Mittheilungen gemacht werden, wobei die angewandten Objekte symbolische Bedeutung haben. Durch sinnbildliche Geschenke, welche über gewisse Empfindungen Auskunft geben sollen, correspondiren die Sumatraner. Kleine Stückchen Salz, Cayenne-Pfeffer, Betel u. dergl. bedeuten unter den Kundigen Liebe, Eifersucht, Empfindlichkeit, Hass [6]). Es liegt hier also etwas vor, ähnlich unsrer Blumensprache.

Ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil an einem Baumaste am Wege, den der Feind kommen muss, aufgehängt be-

---

[1]) H. J. Holmberg, Ethnogr. Skizzen über die Völker des russ. Amerika. Helsingfors. 1855. I. 20.

[2]) Petitot, vocab. français-esquimau, dialecte des Tchiglit. Paris 1876. XXV.

[3]) Haggenmacher in Petermann's Ergänzungsheft. Nr. 47. 31. Bei den Isa Somal werden dem Verstorbenen so viel Steine um das Grab gestellt, als er Menschen ermordet hat. Das. 30.

[4]) Ausland 1859. 485.

[5]) van Hasselt in Zeitschrift für Ethnologie. 1876. 136.

[6]) Marsden, Sumatra. Leipzig 1785. 312.

deuten die Kriegserklärung der Niam-Niam. Diese Symbole erklären sich folgendermassen: „Lasst ihr euch's einfallen, auch nur einen Maiskolben zu knicken oder ein Huhn zu greifen, so werdet ihr durch diesen Pfeil sterben"[1]). Ganz ähnlich die Battas auf Sumatra, welche ihre Kriegserklärung dadurch bewirken, dass sie an der Strasse einen Rohrstab und ein aus Holz geschnitztes Menschengesicht auf einem Pfahle aufpflanzen[2]). Fast identisch mit der Kriegserklärung der Niam-Niam ist jene der Lyssu, eines wilden Stammes am Lu-tze-kiang, den wir erst durch den französischen Missionar Dubernard näher kennen gelernt haben. Wenn sie gegen die Chinesen oder Tibetaner revoltiren, so übersenden sie diesen ein Muké. C'est une baguette sur laquelle ils ont tracé au couteau des coches, et à laquelle ils attachent certains signes, par example une plume, un bois calciné par le feu; un petit poisson etc. Le porteur doit expliquer le sens de chaque coche et de chaque signe. Les coches représentent, par example, le nombre de centaines ou de milliers de soldats qui viendront; la plume, qu'ils arriveront avec la vitesse de l'oiseau; le bois calciné, qu'ils incendieront tout sur leur passage; le poisson qu'ils jetteront tout le monde à l'eau. Cet usage et très-répandu dans toutes les tribus sauvages[3]).

Das hier mitgetheilte Verfahren, symbolische Briefe zu senden, ist auch in Nupe am Niger gebräuchlich. Bastian erwähnt einen solchen Brief, der aus einem rothen Papageischwanz bestand, welcher an einem Ende mit einem weissen Baumwollenfaden umbunden war und an den ein kleines Stück harten Holzes, das an einem Ende verkohlt war, und vier Kauris geknüpft waren. Eine Erläuterung dieses Briefs giebt er nicht[4]).

Diese symbolischen Bezeichnungen, welche in verschiedenen Theilen Afrika's und Asiens mit so überraschender Uebereinstimmung wiederkehren, haben ihre Vorläufer im grauen Alterthum gehabt, in

---

[1]) G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. II. 26.

[2]) Waitz, Anthropologie. V. Abth. 1. 191.

[3]) Bullet. d. l. soc. de géographie. Juillet 1875. 63. Die Lutsu, ein Volk im östlichen Tibet, sind des Lesens und Schreibens unkundig, um nun mit den Chinesen verkehren zu können, haben sie eine Art von Zeichen- oder Signalcodex vereinbart, mit dessen Hilfe wichtige Botschaften zwischen beiden ausgetauscht werden. For example a piece of chicken liver, three pieces of chicken fat and a chili wrapped in red paper means: „Prepare to fight at once." Cooper, Travels of a pioneer of commerce. 311.

[4]) Bastian, Mensch in der Geschichte. I. 414.

dem, was uns Herodot [1]) von der Botschaft der skythischen Könige an Darius berichtet. Diese übersandten dem Perserkönige nämlich einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, welche von Gobryas folgendermassen gedeutet wurden: „Wenn ihr euch nicht in Vögel verwandelt und auffliegt zum Himmel, o ihr Perser, oder zu Mäusen werdet und unter der Erde euch verkriecht, oder als Frösche in die Seen springt, so werdet ihr, von diesen Geschossen darniedergestreckt, nicht zurückkehren." Etwas ähnliches ist auch in Amerika nachzuweisen. Das vorinkaische Volk der Caras, welches unter seinen Scyris genannten Führern um das Jahr 1000 Quito eroberte und eine eigenthümliche Civilisation schuf, bediente sich, um Rechnung zu halten oder Begebenheiten zu notiren, kleiner Stückchen Stein, Metall, Holz oder Thon von verschiedenen Farben. Diese Gegenstände wurden in Tempeln oder Häusern aufbewahrt [2]).

Nach dem Blutbade, welches am 21. Juni 1870 die Chinesen unter den Franzosen in Tientsin angerichtet hatten, erschienen in allen von Europäern bewohnten Städten Fächer mit einem bildlichen Aufruf, welcher die den Chinesen verständliche Aufforderung enthielt, das Blutbad auch anderwärts zu wiederholen. Das Bild auf dem Fächer stellt die Einäscherung der katholischen Kirche und die Ermordung der Ausländer dar. Ein Mandarin fordert das Volk zur blutigen Rache auf. Erst als die europäischen Consuln Vorstellungen machten, wurde der Verkauf des Fächers verboten, welcher an die Tschepattis, die heiligen Kuchen, erinnert, die vor dem Ausbruche der grossen Sipahirevolution in Indien auf geheimnissvolle Weise unter dem Volke vertheilt wurden [3]).

Wampumgürtel. Hieran reihen sich die bekannten bunten Wampumschnüre der nordamerikanischen Indianer östlich vom Missisippi, welche allerdings in erster Linie Schmuck- und Werthzeichen waren, dann aber als eine symbolische Schrift galten. Diese Schnüre wurden aus weissen oder farbigen Meermuscheln (Wampum) verfertigt, welche auf Steinen zugeschliffen, durchbohrt und aufgereiht wurden, so dass daraus dünne Plättchen oder Perlen entstanden. Solche Schnüre wurden in Reihen übereinander zu einem Gürtel vereinigt; sie waren von verschiedener Länge und Breite und erreichten bis zu einem Klafter Länge. Die Färbung der Muschelstückchen, ferner die Anordnung der Perlenreihen waren von Bedeutung. Ein

[1]) Lib. IV. 131. 132.

[2]) Bollaert in Mem. of the Anthropol. Soc. I. 255. (1865.)

[3]) Globus XIX. 9. mit Abbildung des Fächers.

rother Gürtel, mit der Figur einer Streitaxt in Weiss, war eine Kriegserklärung; ein schwarzer, mit zwei zusammengelegten Händen zeigte Frieden an. Bei feierlichen Versammlungen und Reden wurden diese Wampums überreicht, namentlich auch in den Verhandlungen mit den Weissen. „Diese Gürtel sind auch die Akten vormaliger Verhandlungen und da sie von verschiedener Gestalt gemacht werden, können sie die Indianer leicht entziffern. Sie gehören zu jedem Vergleiche mit den Weissen. Wenn ein Strang oder Gürtel des Wampum zurückgeschickt wird, so ist dies ein Zeichen, dass man den vorgeschlagenen Vergleich nicht annimmt und die Unterhandlung zu Ende ist“ [1]. Diese Gürtel wurden als Erinnerungszeichen an die stattgehabten Verträge aufbewahrt und die älteren Leute, welche ihre Bedeutung kannten, hielten den jüngeren darüber förmliche Vorlesungen, erklärten ihnen alle Einzelheiten, die sie sich merken mussten. „Ein guter Redner, sagt Heckewelder, ist im Stande, auf einem Gürtel die Stelle bestimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält, gerade wie wir eine Stelle im Buche angeben.“ Wenn der Erklärer zu Ende war, wurde der Wampumgürtel unter den Anwesenden umhergereicht, damit ihn alle genau betrachten konnten [2].

Quipus oder Knotenschrift. Die weiteste Ausbildung erhielten die Knotenschnüre bei den Chinesen und alten Peruanern. Während sie aber bei den Chinesen Vorläufer einer wirklichen Schrift waren, blieben die Peruaner dabei stehen. Die chinesischen Knotenschnüre sollen nach den Legenden schon um 2800 vor Chr. in Gebrauch gewesen sein, bis Fu-hi (oder Pao-hi) die Bilderschrift einführte [3]. Wie im Kang-kian-i-tschi-loh steht, sollen die Chinesen mittels der Knotenschnüre nicht allein ihre Handelsrechnungen geführt, sondern auch Gesetze und die ersten Grundsätze der Moral verkündigt haben [4]. Dass Knotenschnüre vor Alters in China statt der Schrift im Gebrauch waren, erwähnt schon der Philosoph Lao-tsi, ein älterer Zeitgenosse des Confucius. Desgleichen der Anhang Hi-tsi zum I-king. In diesem Anhang (Cap. 13, Art. 13) steht: „Die Alten gebrauchten geknotete Schnüre, welche sie an einem Gurt befestigten, um Man-

---

[1] J. Longs See- und Landreisen. Hamburg 1791. 70.

[2] F. Heckewelder, Nachricht von der Geschichte etc. der indianischen Volksstämme. Deutsch. Göttingen 1821. 129 ff. — Bastian, Mensch in der Geschichte. I. 415.

[3] Journ. Ethnol. Soc. II. 5. (1870.)

[4] Revue américaine, 2 série, Nr. 1. 54. (1864.) — Das um 1711 erschienene Werk ist indirekt ein Auszug aus den Reichsannalen und für die ältesten Zeiten aus deren Vorläufer, dem Ssi-ki (verfasst um 100 vor Chr.).

date bekannt zu geben"[1]. Auch die alten Mexikaner gebrauchten farbige Knotenschnüre vor Einführung der Bilderschrift[2], sie hiessen Nepohwaltzitzin, doch ist über sie nicht viel bekannt geworden. Weit mehr wissen wir über die Knotenschnüre oder Quipus der Inkaperuaner, über welche viel geschrieben worden ist[3]. Diese Quipus bestehen aus einer Hauptschnur, an der in bestimmten Entfernungen andere dünne Schnüre befestigt sind; an der Hauptschnur befinden sich die Verbindungsknoten der Nebenschnüre. Sie ist bedeutend dicker als diese. An den Nebenschnüren sind die Knoten angebracht, einfach oder vielfach, aber gewöhnlich auf die nämliche Weise verschlungen. Die Länge der Quipus ist verschieden, oft misst die Hauptschnur (die auch als Ring auftritt) viele Ellen, zuweilen ist sie nur 30 cm. lang; die Zweige sind selten länger als 60 cm., in der Regel aber viel kürzer. Ein Quipu, den v. Tschudi ausgrub, wog 8 Pfund. Ein baumförmig gestalteter befindet sich im Berliner Museum.

Die Schnüre sind oft von verschiedener Farbe, jede mit einer eigenen Bedeutung; durch Roth werden die Soldaten bezeichnet, durch Gelb das Gold, durch Weiss das Silber, durch Grün das Getreide u. s. w. Diese Knotenschrift eignete sich vorzüglich für Zählungen und „statistische Tabellen"; jeder einfache Knoten bedeutete zehn, jeder doppelt verschlungene hundert, jeder dreifache tausend u. s. f., zwei einfache nebeneinander zwanzig, zwei doppelte zweihundert. Die Entfernung der Knoten vom Stamme war von grösster Wichtigkeit, ebenso die Aufeinanderfolge der einzelnen Zweige, denn die Hauptgegenstände wurden an die ersten Zweige und in die Nähe der Querschnur gesetzt und so in absteigender Folge. Diese Zählungsart ist noch jetzt bei den Hirten der Puna gebräuchlich; Tschudi liess sich dieselbe von ihnen erklären und konnte mit einiger Mühe jeden ihrer Quipu lesen. Auf den ersten Zweig setzen sie gewöhnlich die Stiere, auf den zweiten die Kühe, diese theilen sie wieder in solche, die Milch geben, und in solche, die nicht gemelkt werden: die folgenden Zweige enthalten die Kälber nach Alter und Geschlecht; dann kommen die Schafe in mehreren Unterabtheilungen, die Zahl der getödteten Füchse, die Menge des verbrauchten Salzes und zuletzt das gefallene Vieh. Auf anderen

---

[1]) Nach einer freundlichen Mittheilung von G. v. d. Gabelentz.

[2]) Bollaert in Mem. of the Anthropol. Soc. I. 214. (1865.)

[3]) J. J. v. Tschudi, Peru. St. Gallen 1846. II. 383. — Prescott, Eroberung von Peru. Deutsche Ausgabe I. 91. — José Perez, Notice sur les quipos des anciens Péruviens. In Revue américaine, II série, Nr. 1. 54. Paris 1864.

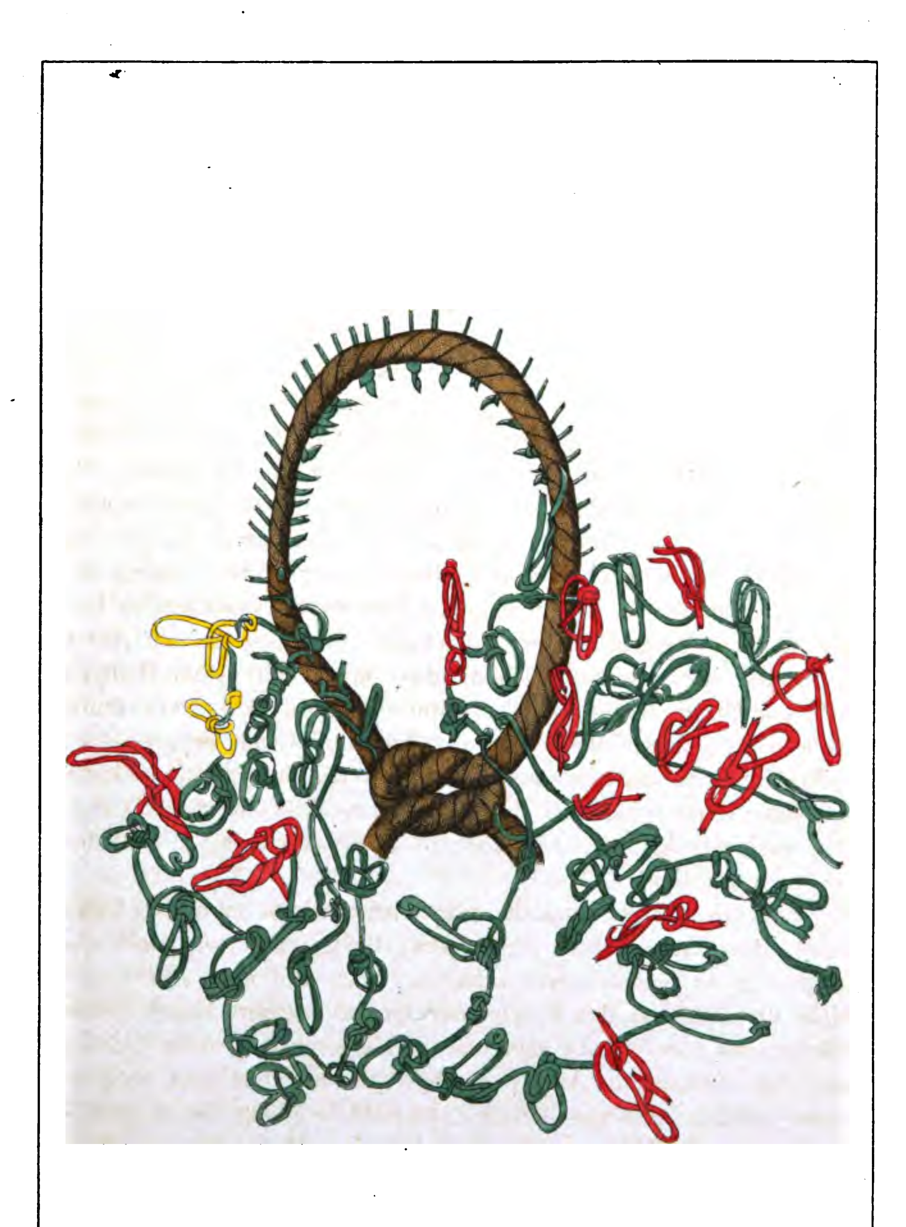
Quipu steht der Ertrag der Heerden an Milch, Käse, Wolle u. s. w. Jede Rubrik wird durch eine eigene Farbe odèr durch eine verschieden gedrehte Schnur angezeigt.

Auf die nämliche Weise wurden in früheren Zeiten die Kriegsheere gezählt; auf eine Schnur wurden die Soldaten mit Steinschleudern, auf eine andere die mit Speeren, auf eine dritte die Keulentragenden mit ihren Ober- und Unteroffizieren gesetzt. Ebenso wurden die Schlachtberichte abgefasst. In jeder Stadt waren eigens bestimmte Männer, um die Quipu zu knüpfen und zu erklären; sie hiessen Quipucamayocuna (Knotenbeamte). So ungenügend diese Schrift war, so hatten doch während der Blüte des Incareiches die bestellten Schriftsteller eine sehr grosse Fertigkeit im Enträthseln der Knoten; doch gelang es ihnen nur selten, einen Quipu ohne mündlichen Commentar zu lesen, es musste immer, wenn er aus einer fernen Provinz kam, beigefügt werden, ob er sich auf Volkszählungen, Tribute, Kriege u. s. f. beziehe. Um die in ihrem engeren Vaterlande vorfallenden Ereignisse in den Quipu näher zu bezeichnen, machten sie am Anfange der Querschnur gewisse Zeichen, die nur für sie selbst Bedeutung hatten, auch bewahrten sie die Quipu immer sorgfältig in bestimmten Fächern auf, damit nicht etwa ein Tributquipu mit einem, der die Volkszählung anzeigte, verwechselt wurde. Durch fortgesetzte Uebung vervollkommneten sie sich zuletzt so sehr, dass sie die wichtigsten Ereignisse des Königreichs, Gesetze und Verordnungen mit diesen Knoten anzeigten.

Herrera erzählt, dass die zum Christenthum bekehrten Indianer mittels der Knotenschrift beichteten; Blas Valera will peruanische Volkslieder in Knotenschrift erhalten haben und nach Acosta sollen sogar die Annalen des Reichs mit Quipus geführt worden sein [1]). Indessen mag es erlaubt sein hier an Verwechslung oder Uebertreibung zu glauben [2]). Alle Versuche, die aufgefundenen Quipus zu lesen, sind bis jetzt gescheitert. Die Schwierigkeit, sie zu entziffern, ist sehr gross, da jeder Knoten einen Begriff bezeichnet und eine Menge von Bindegliedern wegfallen. Das Haupthinderniss, die in den Gräbern aufgefundenen Quipus zu enträthseln, liegt im Mangel der mündlichen Anzeige, auf was sie sich beziehen, die sogar den

[1]) Belege bei Perez, a. a. O. 55.

[2]) The opinion of the prince of San Severo, who published in Naples a memoir, pretending to prove that the knots of the Quippus served as letters, is tooerroneous as not to merit refutation. (Rivero and Tschudi, Peruvian Antiquities. New-York 1853. 112.)



Altperuanischer Quipu.

gelehrtesten Quipucamayocuna nöthig war. „Wenn es auch je gelingen würde, den Schlüssel zu dieser Schrift zu finden, so wäre doch das dadurch zu erlangende Resultat nicht gross, da meistens Volkszählungen einzelner Städte oder Provinzen, Abgabelisten oder Nachrichten vom Vermögensstande des Verstorbenen zum Vorschein kommen würden" [1]).

Der Quipu, dessen Abbildung wir nach Perez geben, wurde in einem alten Grabe gefunden und gleich nach der Auffindung, ehe er zerfiel, abgezeichnet. Die Nebenfäden werden durch einen Ring zusammengehalten, welcher sich öffnen liess, um neue Knotenschnüre anreihen zu können. Die geknoteten Schnüre sind von dreierlei Farbe: grün, roth, gelb [2]).

Dass die Araukaner gleich den Peruanern und vielleicht nach deren Vorbild der Quipus sich bedienten, deren Farbe die Art und deren Knoten die Menge der Gegenstände andeuteten, auf die sie sich bezogen, steht ausser Zweifel; den Anfang eines beschlossenen Krieges bezeichnete man nach Monaten und Tagen durch stärkere und schwächere Knoten und diese Fäden waren für jeden Distrikt des Landes von anderer Farbe [3]). Wie uns Pöppig berichtet, haben noch jetzt die Araukaner ihre Pron genannten Knotenschnüre, durch welche sie die Zahl und Art der Dinge anzeigen, die man zur Sühne verlangt. Die rothe Farbe der Schnüre deutet an, dass der Nichtzahlung ganz gewiss blutige Rache auf dem Fusse folgen werde [4]).

Anfänge der Kartographie.[5])

Die überaus rohe, dem 13. Jahrhundert entstammende grosse Wandkarte in der Kathedrale von Hereford mit ihren unwahren und plumpen Contouren, ihren phantastischen Figuren, den Greifen, Menschenfressern, grossen Bäumen, Thürmen und Mauern, welche über dieselbe zerstreut sind, bezeichnet den Standpunkt der Kind-

1) Tschudi, Peru. II. 386.
2) Perez, a. a. O. 56.
3) Waitz, Anthropologie. III. 515.
4) Pöppig, Reisen in Chile etc. I. 386.
5) Globus XXXI. 24.

heit, in welchem sich vor sechs Jahrhunderten bei uns noch die Kartographie befand. Erst als die Magnetnadel bekannt wurde und mit ihrer Hülfe der Schiffer die Küstenumrisse einzeichnete, entstanden vertrauenswürdige Gemälde, die sogenannten Compaskarten, und die Kartographie zog die Kinderschuhe aus.

Orientirung. Völker, die mit dem Gebrauche der Magnetnadel nicht vertraut sind und dennoch den Versuch wagen, grössere Ländergebiete kartographisch darstellen zu wollen, werden stets nur der Wahrheit sich nähernde Gemälde liefern können, wenn auch hervorgehoben werden muss, dass unter den sogenannten Naturvölkern sich solche befinden, deren Kartenzeichnungen uns durch relative Treue und Genauigkeit überraschen, da gerade bei diesen Völkern Eigenschaften vorhanden sind, welche sie vorzüglich geeignet machen, ein Kartenbild zu entwerfen. Was wir oft mühsam mit grossem Zeitaufwande durch zahlreiche Einzelkräfte uns erwerben, die Aufnahme ganzer Länder, ist in den mit scharfen Sinnen begabten Köpfen vieler Naturmenschen wie in einem Gemälde schon vorhanden. Ihre Ortskenntniss auf weite Strecken, die Genauigkeit, mit welcher sie den Weg zu finden wissen, ist oft überraschend, und selbst im endlos scheinenden Sande der nordafrikanischen Wüste, die kaum Merkzeichen bietet, erkennt der Chabir, der Führer der Karawanen, seine Bahn, ohne dass er eine Ahnung von der Magnetnadel hat. Er beobachtet Sonne und Sterne und sieht am Himmel weit mehr Merkzeichen als er braucht, weiss, wie viel Raum er zu einer beliebigen Zeit zur Rechten oder Linken eines Gestirns lassen muss, um nicht vom Wege abzukommen, und irrt sich dabei auf Strecken von hundert Meilen nicht. Sein Gegenstück ist der Vaqueano, der Pilot in den argentinischen Pampas. In dunkler Nacht, auf freier Ebene oder im dichten Wald weiss er stets Bescheid, verirrt sich nie, findet sich allemal zurecht, auch auf solchen Pampasstrecken, durch welche überhaupt kein Weg geht. Es kommt darauf an, dass er rasch eine Strecke von vielleicht 50 spanischen Meilen zurücklege. Der Vaqueano sinnt eine Weile hin und her, betrachtet den Horizont, prüft die Beschaffenheit des Bodens, fasst einen bestimmten Punkt ins Auge und schiesst plötzlich wie ein Pfeil mit seinem Renner in die Weite, er galoppirt fast ununterbrochen Tag und Nacht und kommt sicherlich an der bezeichneten Stelle an[1]).

Zeichentalent. Solche Beispiele von einem überraschenden

---

[1]) Karl Andree, Geographie des Welthandels. I. 184. 264.

Orientirungssinne, den man vergeblich bei einem europäischen Bauer suchen würde, finden wir wieder bei den Mongolen der Gobi, bei den weite Seefahrten unternehmenden Polynesiern, bei den Indianern Nordamerikas u. s. w. Für sie bedarf es bloss noch der technischen Geschicklichkeit des Niederzeichnens, um wenigstens ein billigen Ansprüchen gerechtes Kartenbild zu entwerfen, das wohl geeignet ist, eine allgemeine Vorstellung eines Landes zu geben. Anlage zum Zeichnen ist bei Naturvölkern reichlich vorhanden und auch zu plastischen Darstellungen besitzen manche ein nennenswerthes Geschick. Wie wahr sind nicht jene Darstellungen, welche die Buschmänner, die mit als die am tiefsten stehenden Geschöpfe erachtet werden, in ihren Höhlen mit farbigen Erden malen! Die zoologischen Charaktere der Nashörner, verschiedene Antilopenarten u. s. w. sind von ihnen treffend wiedergegeben und erregen unser Staunen. Drückt man rohen Naturmenschen Bleistift und Papier in die Hand und macht man sie mit deren Gebrauch bekannt, so kann man oft erstaunliche Proben ihrer Zeichenfertigkeit gewahr werden, wie dieses unter Anderen von den Papuas sicher gestellt ist[2]).

Auch die **Anfänge des Messens**, selbst von Höhen, sind Naturvölkern nicht unbekannt, wenngleich die Ausführung in sehr roher Weise geschieht. „Um die Höhe eines Gegenstandes zu messen, wenden die Indianer in Veragua ein eigenthümliches Verfahren an. Wenn z. B. die Höhe eines Baumes bestimmt werden soll, so geht ein Mann von dem Fusse desselben bis zu einem Punkte, von dem er, rückwärts mit dem Kopfe unter den Beinen durchblickend gerade bis zur Spitze sehen kann. Diesen Platz bemerkt er und misst die Ent-

---

[2]) Von den Eingeborenen an der Humboldt-Bay heisst es: Voor teekenkunde hebben zij een bepaalden aanleg, want gaf men hun een potlood en een stuk papier in handen, dan teekenden zij, die dergelijken voorwerpen zeker nimmer tevoren gezien hadden, met de uiterste nauwkeurigheid en met vaste hand eenen vogel of visch op eene wijze, dat et jeders bewondering opwekte. (Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven in 1858. Uitgegeven door het koniklijk Institut voor taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indie. Amsterdam 1862. 180.) — Einem Mitgliede der Fly-Expedition, welches auf Murray-Island sein Notizbuch zurückgelassen, zeichneten die Eingeborenen seine eigene Caricatur mit dem Hut auf dem Kopfe und der Tabakspfeife im Munde hinein (J. B. Jukes Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. Fly. London 1847.) — Vom Talente der Eskimos giebt rühmliches Zeugniss das Werk: Kaladlit assialiait or woodcuts drawn and engraved by Greenlanders. Gothaab in South Greenland. Printed in the Inspector's printing office by L. Möller and R. Berthelsen. 1860. Ein Band in 4° von 52 Seiten mit Abbildungen, die in sehr naturgetreuer Weise Scenen aus dem täglichen Leben der Eskimos darstellen.

fernung desselben von dem Fusse des Baumes durch Schritte ab; sie giebt das Mass der Höhe. In diesem Verfahren haben die Indianer durch häufige Uebung eine Gewandtheit erlangt, welche der geometrischen Genauigkeit wenig nachgiebt. Dasselbe reicht für die gewöhnlichen Bedürfnisse aus und wird von den Spaniern in Veragua überall angewendet" [1]). Um die Entfernungen auf Reisen zu messen, bedienen sich die Manegren am Amur eines Bucha genannten Masses. Es ist die Distanz, in der man sich von einem Ochsen befinden muss, so dass man die Hörner nicht mehr unterscheiden kann. Kleinere Masse sind das Dar, die Entfernung zwischen den Fingerspitzen der ausgebreiteten Arme, und das Tongor, zwischen der Daumen- und Mittelfingerspitze bei ausgebreiteter Hand [2]). Der Motustamm an der Ostspitze Neu-Guinea's hat ein Mass, ungefähr einen Faden lang, das Dimun heisst und nach den ausgestreckten Armen, wie in Polynesien, gerechnet wird [3]).

Indessen liegt uns kein Beispiel vor, dass Messungen irgend welcher Art bei den rohen Karten, von welchen fernerhin die Rede sein soll, in Anwendung kamen, wenn auch Abschätzungen der Entfernungen stattfanden.

Wir sehen also, dass manche Grundbedingungen zur Darstellung von Karten bei Naturvölkern vorhanden sind, die nur ausgenutzt zu werden brauchen, um Ländergemälde zu schaffen, wenn ein praktisches Bedürfniss hierfür vorliegt. Dieses stellt sich aber allemal erst bei vorgeschritteneren Völkern ein und so finden wir bei diesen auch überall heimische Karten: bei den alten Aegyptern und alten Mexikanern, bei Chinesen und Japanesen, während des Kartenbedürfnisses entbehrende Naturvölker nur auf besondere Veranlassung hin zur kartographischen Skizzirung ihrer Länder schreiten.

Karten in den Sand gezeichnet. Die rohesten Anfänge des Kartenzeichnens, welche nur ein ungefähres Bild der darzustellenden Gegend wiedergeben, finden wir bei vielen Völkern; statt des Papieres dient ihnen der fügsame Sand und ein Stab ist ihr Bleistift. If an Aino wishes to be very explicit, particulary in a geographical view, such as explaining the course of a stream or the situation of a lake, he takes you to a soft patch of ground on the sand and with a stick or his fingers draws his ideas [4]). Und so machen es

[1]) B. Seemann, Reise um die Welt. Hannover 1853. I. 333.
[2]) de Sabir, Le fleuve Amour. Paris. 1861. 89.
[3]) Stone, Journ. Roy. geogr. Soc. XLVI, 46.
[4]) Journ. of the Anthropol. Institute. II. 252. (1872.)

genau viele nordamerikanische Indianer, die auch den Sand als Darstellungsfläche gebrauchen. Ein Kio-wum-mi-Indianer am Canadian River zeichnete dem Lieutenant Whipple eine Karte in den Sand, auf welcher er die Wanderungen seines Stammes darstellte [1]. Gute Beispiele solcher in den Sand gezeichneter Karten, die von einem Yuma- und einem Pai-Ute-Indianer herrühren und beide Bilder des Colorado mit seinen Nebenflüssen geben, bildet Möllhausen ab [2]. Nach Capitän Eustace Jacob verstehen es die Haida-Indianer auf Vancouver allgemein, eine rohe Karte des von ihnen durchreisten Landes zu entwerfen [3], und de Smet erzählt, dass die columbischen Indianer Karten auf Rinde oder Häute zeichnen, nach denen sie sich auf weiten Ausflügen richten [4]. Für die Oregonindianer liegt das Zeugniss Pickerings vor. [5]

Eine vortreffliche Ortskenntniss besitzen die Komanchen, denen bei ihren Wanderungen der Polarstern als Führer dient. Taba Quina, der dicke Adler, einer ihrer Häuptlinge, schien mit der ganzen Grenze Mexiko's von Santa Fé bis Chihuahua und selbst mit dem Meerbusen und den gesammten Prärien sehr gut bekannt zu sein. Man veranlasste ihn, erzählt Gregg, in Chouteaus Fort (in der Nähe des Canadian) eine Landkarte mit Bleistift auf einen Bogen Papier zu entwerfen: „Er war damit sehr schnell fertig, und wiewohl die Zeichnung ein wenig roh war, so hatte sie doch zu unserm Erstaunen ein ganz landkartenartiges Ansehen und eine weit genauere Zeichnung aller Hauptflüsse in den Ebenen, der Strasse vom Missouri nach Santa Fé und der verschiedenen mexikanischen Ansiedelungen, als man auf vielen gestochenen Karten jener Gegenden findet“ [6].

Diese Beispiele dürfen uns aber kaum überraschen, wenn wir den ausserordentlichen Orientirungssinn gerade der Indianer in Betracht ziehen. Carver erzählt von ihnen, dass sie einen Wald oder eine baum- und hügellose Ebene in einer Linie von zweihundert englischen Meilen so sicher durchschneiden, dass sie genau an einer bestimmten Stelle eintreffen. Selbst an dunkeln Tagen vermögen sie den Stand der Sonne richtig anzugeben [7]. Und dasselbe sehen

---

1) Bull. de la soc. d'anthropol. V. 440. (1864.)

2) Reisen in den Felsengebirgen Nordamerikas. Leipzig. 1861. I. 434.

3) Journ. of the Anthropol. Soc. Vol. II. XII. (1864.)

4) Bancroft, The Native Races of the Pacific States. I. 274.

5) The Races of Man. New Ed. London. 1851. 22.

6) Waitz, Anthropologie IV. 216.

7) Carver, Reise durch das Innere von Nordamerika. Hamburg. 1780. 209.

wir bei den Australiern. „Auf meinen Reisen am Eyresee, am Cooperflusse, am Darling, Warrego und Murrumbidgee, schreibt Dr. Jung, fand ich unter den Stämmen stets solche, welche mir im Sande, auf Steinen, auf einem Stück Rinde den Weg vorzeichnen konnten, den ich zu nehmen hatte. Wunderbar genau waren oft diese Reisepläne und ich kann sagen, dass mich oft die irrigen Angaben weisser Männer, nie aber die eines Schwarzen getäuscht haben" [1]).

Mexikaner. Weit höher ausgebildet als bei den Rothhäuten finden wir aber die Kartographie bei den alten Mexikanern, wo sie in der That, als die Spanier zerstörend eingriffen, einen Standpunkt erreicht hatte, der zu einer schönen Entwickelung Hoffnung gab.

Die Kunstdenkmäler, welche die alten Mexikaner hinterliessen, nicht minder der hohe Culturzustand, welchen die Spanier bei der Eroberung des Landes antrafen, lassen schon darauf schliessen, dass sie auch Karten zeichneten. Noch heute lebt in ihren Nachkommen ein entschiedenes Talent zum Zeichnen; ohne Mühe copiren die Indianer Mexiko's mit grosser Treue und Genauigkeit alle Gegenstände, die ihnen vorgelegt werden, und ihre Wachsfiguren sind „wahre Kunstwerke" [2]). In der That haben denn auch die alten Schriftsteller uns zahlreiche Nachrichten von mexikanischen Landkarten hinterlassen. Wie heute ein Generalstab beim Ausbruche eines Krieges mit guten Karten vom Lande des Feindes versehen ist, so waren es auch die Führer der mexikanischen Armee. Besondere Spione (Quimichtin) waren vorher in Feindesland geschickt worden, das sie, um unsern Ausdruck zu gebrauchen, croquirten, um die erlangten Kartenskizzen, welche Berge, Ebenen, Flüsse, Pässe zeigten, den Generälen bringen zu können, welche ihre Märsche danach einrichteten [3]).

Die Kaufleute im alten Mexiko, welche einen besondern sehr einflussreichen Stand ausmachten, unternahmen zu Handelszwecken weite Reisen, die das Bedürfniss nach Karten in ihnen erweckten. So brachten sie über die von ihnen erforschten Gegenden ausführliche Berichte und Landkarten heim, welche im königlichen Archive hinterlegt wurden. Auf denselben waren Gebirge, Wälder, Ströme, Städte nebst den Entfernungen, Strassen und Grenzen der verschiedenen Staaten verzeichnet und am Rande überdiess statistische Be-

---

[1]) Globus XXXII. 325.
[2]) Mühlenpfordt, Mejico. I. 242.
[3]) Bancroft, Native Races of the Pacific States II. 424.

merkungen eingetragen. Als Cortez den König Montezuma fragte, ob in seinem Küstengebiete Häfen mit sicherm Ankergrunde vorhanden seien, überreichte man ihm eine auf Baumwollenzeug gemalte Karte, auf welcher er alle Rheden fand, die zwischen den Mündungen des Panuco und Tabasco liegen. Bevor Cortez nach Honduras aufbrach, erhielt er von den Kaufleuten aus Xicalanco eine Karte, die mit sehr grosser Genauigkeit die Reisewege zeigte, welchen die Händler auf ihren Karawanenzügen folgten, und die Städte, deren Märkte sie besuchten. Einige dieser aztekischen Landkarten sind wohlerhalten bis auf unsere Tage gekommen [1]).

Auch das, was wir jetzt etwa Katastralkarten nennen, kannten die alten Mexikaner schon. Das ganze Landeigenthum war bei ihnen mappirt worden, und besondere Beamte hielten diese Karten auf dem Laufenden und trugen vorkommende Veränderungen nach. Kronländereien waren auf den Karten in Purpur, jene des Adels in Scharlach, die Calpulli (Dorfgüter) in Hellgelb colorirt. Mappirt waren die steuerpflichtigen Städte, und bei jeder war die Grösse des Tributs, sowie die Zeit, wann derselbe fällig sei, genau bemerkt. Der Codex Mendoza hat uns 36 solcher Gemälde aufbewahrt, die in den königlichen Schatzkammern lagen. Enstand Streit über das Landeigenthum, dann wurden die Katastralkarten als authentische Dokumente vor den Richter gebracht, der nach ihnen entschied [2]).

Die altmexikanischen Karten waren oft von bedeutender Grösse und konnten sich mit unseren ausgedehnten Wandkarten messen, wie denn Petrus Martyr eine solche von 30 Fuss Länge beschreibt, die auf weisses Baumwollenzeug gemalt war [3]).

Nicht so weit wie die Mexikaner hatten es die Inca-Peruaner gebracht; ihre geographischen Kenntnisse reichten nicht über ihr allerdings grosses Land hinaus. Eroberten sie neue Besitzungen, so liessen sie es sich jedoch angelegen sein, dieselben genau kennen zu lernen und Volkszählungen in denselben vorzunehmen. Von ihren Karten ist uns wenig berichtet worden; sie waren mit erhöhten Linien dargestellt, um die Grenzen und Oertlichkeiten anzugeben [4]).

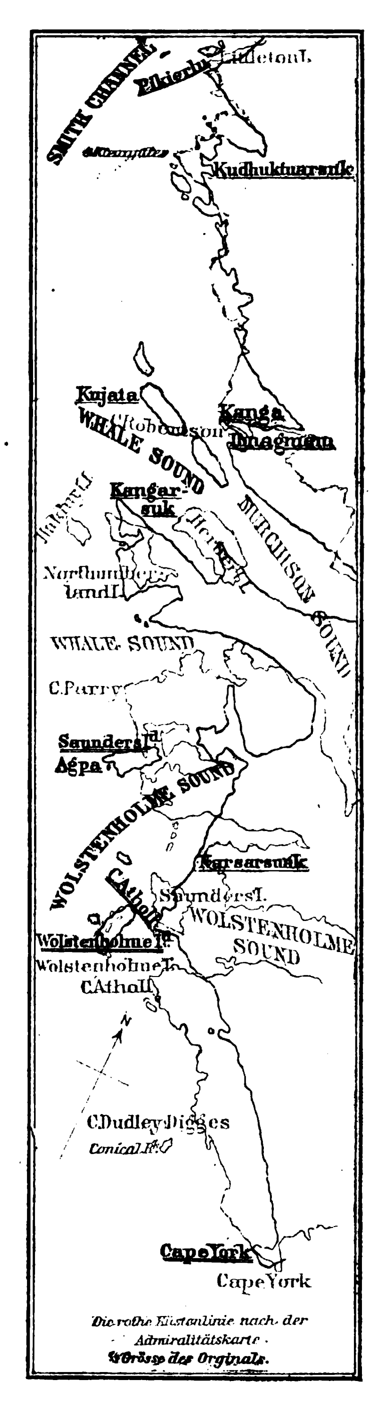
---

[1]) Nouv. Ann. des voy. 1858. II. 309.

[2]) Bancroft a. a. O. II. 224. 236. „Der Obersteuereinnehmer war mit einer Landkarte des ganzen Reiches nebst genauer Aufzählung der auf jedem Theile desselben haftenden Abgaben versehen.“ (Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico. Leipzig. 1845. I. 33.)

[3]) Bancroft a. a. O. II. 488. Anmerkung.

[4]) Prescott, Eroberung von Peru. Leipzig. 1848. I. 59. 96.



Die rothe Küstenlinie nach der Admiralitätskarte. Grösse des Orginals.

Auch derlei Stadtpläne waren vorhanden. Garcilasso de la Vega sah el modelo del Cozco y parte de su comarca con sus quatro caminos principales hecho de barra, y piedrezuelas y pallilos. Auch Berge und Flüsse waren angegeben [1]). Tito-Atauchi, der Feldherr Huascar's in der nördlichen Campagne, schickte nach Balboa einen Riss der von ihm belagerten Festung Pomacocha an den Kriegsrath der Hauptstadt [2]).

Eskimokarten. Ganz vorzüglich entwickelt und von den verschiedensten arktischen Reisenden gerühmt ist das topographische Talent der Eskimos, welches bei allen Stämmen von Grönland bis an die Beringsstrasse zu finden ist. Der „Eskimogeograph", Kalliherua, alias Erasmus York, entwarf im Winter 1850 auf 1851 an Bord der „Assistance" für Capitän Ommanney die nebenstehende Karte: „Er nahm den Bleistift, ein Ding, das er nie zuvor gesehen hatte, und zeichnete die Küstenlinie von Pikierlu bis Cap York mit staunenswerther Genauigkeit, machte Signaturen, um alle Inseln, bemerkenswerthe Klippen, Gletscher und Berge anzugeben und ertheilte allen ihre einheimischen Namen" [3]). Als Parry auf seiner zweiten Fahrt auf der Melville-Halbinsel im Winterhafen lag, er-

---

[1]) Commentarios Reales escritos por el Ynca Garcilasso de la Vega. Lisboa MDCIX. Cap. XXVI. Fol. 52.

[2]) Zeitschrift f. Ethnolog. IX. 149. (1877.)

[3]) A Selection of Papers on Arctic Geography and Ethnology. Reprinted and presented to the arctic expedition of 1875. London 1875. 184.

fuhr er von einer Eskimohorde, dass es im Nordosten eine Strasse gäbe, die in nördliche Seen führe, und eine merkwürdige Eskimofrau, Iligliuk, zeichnete ihm eine Karte, die ihm als Führer diente, als am 2. Juli 1822 der Fox-Canal schiffbar wurde. Mit Hilfe dieser Karte fand er die verheissene Strasse, welche jetzt den Namen nach den Schiffen Fury und Hecla trägt [1]).

Dasselbe kartographische Talent finden wir bei den westlichen Eskimos. Auf eine „sehr geschickte und deutliche Weise" zeichneten die Eskimos am Kotzebue-Sund eine Karte ihrer Küstenlandschaften in den Sand, als Beechey sie besuchte. „Erst wurde die Küstenlinie mit einem Stocke gezogen und nach Tagereisen abgetheilt. Hierauf setzten sie die Bergketten mit Sand und Steinen auf und stellten die Inseln, mit Berücksichtigung der Grösse und Gestalt, durch Kieshaufen dar. Indem die Arbeit vorrückte, machten mehrere der anwesenden Eskimos ihre Bemerkungen darüber und gaben Veränderungen an, und ich rückte eine der Diomedes-Inseln an eine andere Stelle. Dies wollte der Hydrograph anfangs nicht zugeben, allein da einer der Eskimos sich erinnerte, dass die Inseln, vom Prinz-Wales-Cap aus gesehen, einander decken, so gab er mir Beifall und bewies den anderen, dass sie sich geirrt hätten. Als die Berge und Inseln fertig waren, wurden die Dörfer und Fischerstationen durch eine Anzahl in die Erde gesteckter Stöcke bezeichnet, so dass eine Nachahmung der Wirklichkeit entstand. So erhielten wir nach und nach einen vollständigen topographischen Plan der Küste von der Derby-Spitze bis zum Cap Krusenstern" [2]).

Im Allgemeinen sind die Karten der westlichen Eskimos so genau, dass sie mit Vertrauen selbst bei der Ausfüllung unserer Karten benutzt werden können, wo diese Lücken zeigen. Der Schiffsarzt des „Plover", John Simpson, der zweimal an der Barrowspitze, Nordwestamerika, überwinterte (1852 bis 1854), trug die Karte des Eskimogeographen Erk-sin-ra neben der englischen Aufnahme ein und die Uebereinstimmung beider war staunenswerth [3]).

Polynesier. Es ist bekannt, welche weite Reisen die Polynesier oft in ihren gebrechlichen Kähnen unternehmen, wobei sie denn leicht eine Uebersicht der ihnen benachbarten Inselwelt gewinnen können. Auch fehlt es nicht an Beispielen, dass die Eingeborenen

[1]) Peschel, Geschichte der Erdkunde. 465.

[2]) Beechey, Reise nach dem Stillen Ocean und der Beeringsstrasse. Weimar, 1832. I. 453.

[3]) Petermann's Mittheilungen. 1859. 41.

diese ihre so erworbene Kenntniss zur Anfertigung von Karten benutzten; die am berühmtesten gewordene Karte eines Polynesiers, des Tupaja von Tahiti, entstand aber nicht ohne europäische Beeinflussung.

„Als er mit Cook auf der „Endeavour" die Reise nach Europa unternahm, beschrieb er seine vorigen Seereisen und nannte über 80 Inseln her, die ihm bekannt waren, wobei er zugleich ihre Grösse und Lage andeutete. Die meisten davon hatte er selbst besucht. Da er auf dem englischen Schiffe die Beschaffenheit und den Nutzen der Seekarten sehr bald einsehen lernte, so gab er seinen europäischen Reisegefährten Anleitung, nach seinen Angaben eine Karte von allen um seine Heimath ihm bekannt gewordenen Inseln zu verfertigen. Zu diesem Behufe zeigte er jedesmal die Himmelsgegend an, in welcher jede Insel lag, und bemerkte, ob sie grösser oder kleiner als O-Taheiti, hoch oder niedrig, bewohnt oder wüst wäre, setzte auch bisweilen einige speziellere Nachrichten hinzu" [1]). Die Karte, welche Forster seinem Werke in einer Copie beigiebt, erstreckt sich ungefähr über je 20 Längengrade zu beiden Seiten des 150. Meridians westl. L., also zusammen über 40 Grade, und auf 20 Breitengrade von 7° bis 27° südl. Br. Im Ganzen sind einige achtzig Inseln auf Tupaja's Karte eingetragen, deren Namen Forster zu identificiren sucht.

J. R. Forster giebt selbst an, dass noch eine zweite Copie dieser Karte vorhanden gewesen sei. Eine solche, von seinem Sohne, Georg Forster, in London gezeichnet und an den Buchhändler Spener gesandt, besitze ich selbst; indessen ergiebt sie mancherlei Abweichungen gegenüber der von J. R. Forster publicirten.

Wir lassen dahingestellt, wie weit Engländer bei der Herstellung dieser primitiven Karte mitgewirkt haben. Immerhin reicht sie aus, um zu beweisen, dass die Eingeborenen der Gesellschaftsinseln sich beträchtliche geographische Kenntnisse erworben hatten. Auf 400 Seemeilen rings um Tahiti herum reichten Tupaja's Kenntnisse; er war selbst zehn Tagereisen weit nach Westen bis Raietea gewesen. Man muss dabei bedenken, dass der polynesische Schiffer oft das Land aus dem Auge verliert, dass er nur einen kleinen gebrechlichen Kahn zur Verfügung hat, dass ihm grosse Gefässe fehlen, in denen er einen hinreichenden Vorrath von frischem Wasser mitführen kann und von einem Compas natürlich keine Rede ist.

---

[1]) J. R. Forster's Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin. 1783. 442.

Tupajas Karte. Nach einer Copie G. Forster's. $^{2}/_{3}$ nat. Gr.

Solche Kenntnisse stehen unter den Südseeinsulanern indessen nicht vereinzelt da, und Kittlitz [1]) sah, wie Eingeborene der Karolinen auf den Boden des Schiffsverdecks mit Kreide förmliche Karten von ihrem ganzen Archipel, die Marianen mit eingeschlossen, zeichneten. „Die Bekanntschaft dieser Leute", sagt er, „mit den entlegensten Punkten des grossen Meeresgebietes muss bei der Beschränktheit ihrer Hilfsmittel wirklich in Erstaunen setzen. Sie erlangen dieselbe bei Gelegenheit der häufigen Reisen, welche von ihnen mit eben so grosser Kühnheit als Geschicklichkeit auf den kleinen zerbrechlichen Fahrzeugen vollführt werden."

Negerkarten. Das Bedürfniss nach geographischer Orientirung ist bei nomadisirenden Völkern ein weit lebhafteres als bei sesshaften, ackerbautreibenden. Dies zeigt sich sofort, wenn wir unser Thema mit Bezug auf Afrika verfolgen. Bei Neger- und Kaffervölkern finden wir meist einen engbegrenzten Horizont, und nur da, wo der Karawanenhandel sich ausgebildet hat, im Sudan und der Nordhälfte, reicht der Blick weiter. Wie unendlich schwer ist es oft Reisenden geworden, über benachbarte Gebiete Erkundigungen einzuziehen: wie sehr hindern oft die politischen Verhältnisse, die Zerstückelung in zahlreiche kleine Reiche das Erkennen geographischer Verhältnisse. Vage nur, von Dämmerung umgeben, dringen die ersten Nachrichten über Länder und Völker des schwarzen Erdtheils zu uns, sie schwanken wie eine Fata morgana, bis ein europäischer Reisender sie gesehen und fixirt hat. Nicht leicht wurde es unserer Generation, sich über die Niam-niam zu orientiren, bis Europäer sie gesehen; wie unrichtig war das Kartenbild, das wir nach Erzählungen der Eingeborenen von der grossen Seeregion Aequatorialafrika's zuerst construirten!

Anders im Norden, wo der umherschweifende Targi mit seinem weiten Ländergebiete vom Niger bis an die Grenze Algeriens wohlvertraut ist und es auch in rohen Umrissen darzustellen vermag. Largeau berichtet: „Als Duveyrier das Centralgebirge von Hoggar, welches er nicht bereist hatte, auf seiner Karte eintragen wollte, liess er sich es en relief vom Scheich Othman im Sande darstellen. Dieses bezeugt, wie ausserordentlich tief die Kenntniss war, welche der alte Marabut von seinem Lande besass. Diese Fähigkeit, im Sande ihr ganzes ungeheures Gebiet darzustellen, ist eine der bemerkenswerthesten Eigenschaften der Tuaregs. Ich vertrieb mir die Zeit in Ghadames damit, ihnen die Karten der Sahara zu zeigen,

---

[1]) Denkwürdigkeiten einer Reise etc. II. 87.

die Strassen vom Sudan nach Tripolis, von Timbuktu nach Marokko; ich zeigte ihnen Hoggar, Algerien, das Mittelmeer, Frankreich, Paris. Hier angelangt erinnerten sie sich, dass der Scheich Othman dort die zwei schönsten Meharis der Welt gesehen. Es waren die beiden Kamele, welche der Chedive von Aegypten von Kairo in den Jardin d'acclimatation geschickt hatte.

„Diese Leichtigkeit, aus dem Gedächtniss die Richtung der Strassenzüge und den Anblick des Landes darzustellen, habe ich auch bei den Fulan bemerkt. Ich plauderte eines Tages mit dem Schmiede von Ghadames. Ich wollte ihm meine Karte holen, als er mich festhielt. „Siehe hier", sagte er, und zog vier senkrechte parallele Linien auf der Erde. „Da ist Tripolis," fügte er hinzu, indem er auf den obersten Punkt der ersten Linie deutete; „Ghadames und Ghat liegen hier auf der zweiten; quer über von Ghat liegt Hoggar auf der Mitte und darunter Agades; endlich auf der vierten Linie an einem grossen Flusse Timbuktu, meine Heimath." Die vier senkrechten Linien waren Meridiane. Mir ist es immer noch unerklärlich, wie die Idee der Meridiane bei diesem Sohne des Niger Eingang finden konnte" [1]). Ein weiteres Zeugniss für die kartographische Befähigung der Fellata ist die Karte, welche Sultan Bello von Sokoto dem Major Clapperton in den Sand zeichnete. Sie stellte den Lauf des Quorra mit den Umrissen der benachbarten Länder dar. Auf Clappertons Bitten liess der Sultan die Karte durch einen seiner Gelehrten auf Papier zeichnen und ihm einhändigen [2]).

Die Karte, welche ein mohammedanischer Abessinier, Omar ibn Nedjat, für Beke entwarf und nach welcher dieser den Godjeb als obern Lauf des Sobat darstellt, ist weiter nichts als eine einfache Wiedergabe der Flussläufe mit dazwischen eingestreuten Ländernamen, aber zur allgemeinen Orientirung geeignet [3]).

Aegypten und Vorderasien. Auf afrikanischem Boden begegnen wir auch der ältesten aller uns bekannt gewordenen und erhaltenen Karten.

In geographischen Kenntnissen waren die alten Aegypter allen anderen Völkern vorangeeilt, und auf Grund der zahlreich erhaltenen Monumente hat es H. Brugsch unternommen, die Geographie jenes

---

[1]) L'Illustration Nr. 1752. (23. Sept. 1876.)

[2]) Denham and Clapperton, Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa. London 1826. Zweite Abth. 96. 109.

[3]) Journ. Roy. Geogr. Soc. XVII. 44. (1847) nebst Facsimile.

hohen Alterthums aufzuhellen in seinem lehrreichen Werke: „Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler" (3 Bde. Leipzig. 1857 bis 1860), dem sich die Inschriftensammlung von Joh. Dümichen (2 Bde. Leipzig. 1865 und 1866) anschliesst. Mindestens schon um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus wurde die Erd- und Völkerkunde von den alten Aegyptern betrieben. Die unter König Seti I. (Mitte des 15. Jahrh. v. Chr.) angefertigten Völkerlisten zeigen deutlich, dass man angefangen hatte, die bekannten Racen in Gruppen systematisch zusammenzufassen, so dass man rothe, gelbe, schwarze und weisse Völker unterschied.

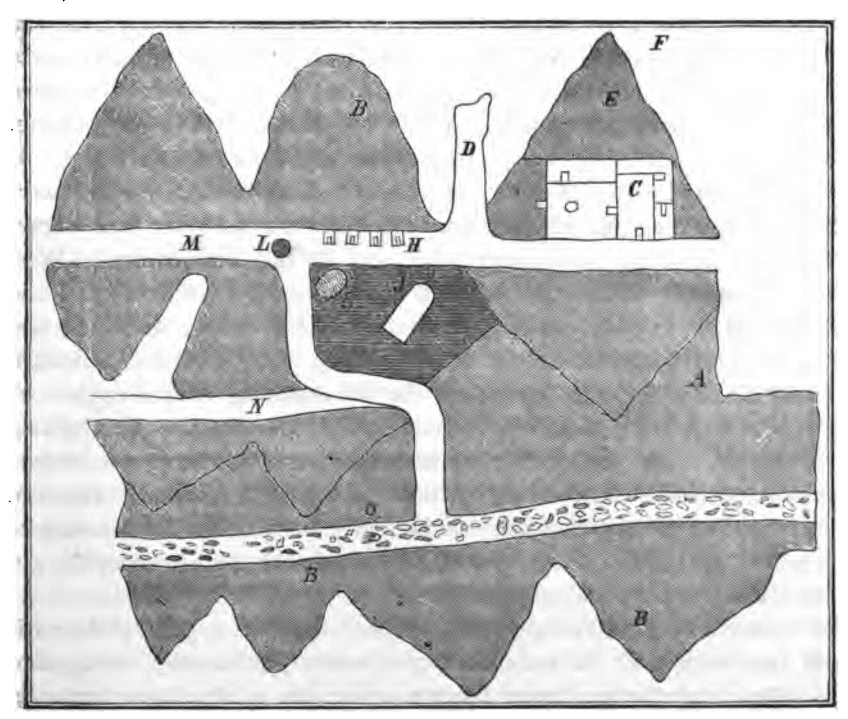
Was die altägyptischen Landkarten betrifft, so waren dieselben den griechischen Schriftstellern wohlbekannt. Eustathios erzählt, dass König Sesostris (Ramses II.) Reisekarten habe anfertigen lassen, die er dann den Aegyptern und Skythen mitgetheilt kabe. Das findet eine Bestätigung durch die Nachricht bei Apollonios Rhodios, dass die Aegypter der Colonie Kolchis Holztafeln in Verwahrung gehabt hätten, worauf Erde und Meer, Wege und Strassen genau gezeichnet gewesen seien[1]) und die uns erhaltene altägyptische Landkarte der nubischen Goldminen bestätigt vollauf diese Mittheilung.

Diese altägyptischen Goldminen lagen zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, an der Grenze des heutigen Oberägypten gegen Nubien, und noch jetzt findet man überall Gold dort im Gebirge, z. B. im Wadi Sawanib, am Dschebel Aswad, Dschebel Om-Kebrid. Noch bis in's zwölfte Jahrhundert wurden diese Minen, aus denen Pharaonen, Ptolemäer, Kaiser und Chalifen Gold holten, ausgebeutet. Deutliche Ueberbleibsel der alten Minen sind heute noch im Wadi Ollaki (südöstlich von Korosko) nachweisbar. Bei dem hohen Ertrag, welche dieselben schon in den ältesten Zeiten lieferten, waren sie für die Pharaonen von grosser Wichtigkeit; man weiss, dass unter Amenemha I. ein Director für diese Goldminen ernannt und dass unter Ramses II., dem Grossen (1392 bis 1326 v. Chr.), hier Cisternen angelegt wurden, da die Goldgewinnung durch Wassermangel beeinträchtigt war[2]). Um die Zeit dieses Herrschers ist denn auch eine Karte jener Goldbergwerke aufgenommen worden, die trotz ihres ehrwürdigen Alters von 3200 Jahren bis zum heutigen Tage in einem Papyrus des Turiner Museums sich erhalten hat und

[1]) H. Brandes, Ueber die geographischen Kenntnisse der alten Aegypter. Im neunten Jahresbericht des Vereins von Freunden der Erdkunde zu Leipzig. 1869. 36.

[2]) R. Hartmann. Die Nigritier. I. 46.

die von Chabas ausführlich beschrieben wurde. Sie ist überhaupt die älteste bekannte Karte oder, wenn man will, der älteste bekannte Plan, welcher existirt.



Altägyptische Karte der nubischen Goldminen. Nach Chabas, Les inscriptions des mines d'or. 1/8 nat. Grösse.

Auf ihr steht bei A: „Die Berge, von denen man das Gold bringt, sind auf dem Plan roth colorirt." Und so ist es in der That und zum Ueberfluss tragen die Berge noch die Inschrift TOYN NOYB, nämlich „Goldgebirge", bei B. Bei C finden wir das „Heiligthum Ammons vom heiligen Berge" über dem Hauptwege. Es bestand aus zwei von Kammern umgebenen Sälen, welche als Wohnungen der Priester und Beamten dienten. Oberhalb des Tempels liest man bei E: „Stirn des . . . ." (wahrscheinlich „Gebirges"); ebenso ist bei F ein Theil der Inschrift verloren, doch kann man hier lesen: „Wohnung, in welcher Ammon ruht." Beim Tempel ist ein Weg, der sich zwischen zwei Bergen hinzieht mit der Bezeichnung bei D: „Weg von ta menat-ti"; über die Deutung dieses ta menat-ti sind die Aegyptologen uneinig, sie geben verschiedene Erklärungen, die wir hier übergehen dürfen.

Bei H sieht man den Plan von vier Häusern, nach der Legende „die Häuser des Landes von Ti (?), wo man das Gold niederlegt." Etwas weiter unten, bei I, findet sich die Stele des Königs Ramamen. Da wo der erste Weg vom Hauptweg abzweigt, bei K, liegt der Nem oder die Cisterne; das Land dabei ist schwarz colorirt, zum Zeichen, dass es — Dank dem Wasser — cultivirbares Land ist. Am Kreuzpunkt der Wege bei L liegt eine zweite kleine, zur Benutzung für die Vorübergehenden bestimmte Cisterne.

Der Hauptweg M geht, wie die Inschrift besagt, zum Meere. Ebenso der Weg N. Endlich ist noch der unterste Weg, mit Meermuscheln bestreut, vorhanden, der bei O die Bezeichnung „Weg von Tipamat" führt. Die darauf gezeichneten Muscheln sind ein Beweis, dass das Meer nicht weit von den Minen lag, wobei an das Rothe Meer gedacht werden muss. Doch lässt sich die Lokalität leider nicht näher bestimmen, da die Bezeichnung derselben bei H, nämlich Ti, keine weiteren Anhaltepunkte giebt. Die Vertheilung der Schrift zeigt, dass der Kartenzeichner sich das Meer zur Linken dachte; sie ist also so orientirt, dass Süden und Norden vertauscht sind [1]). In der umstehenden Nachbildung haben wir die hieratische Schrift weggelassen, da sie in der Verkleinerung zu undeutlich geworden wäre.

Auch in den Wandgemälden der alten Aegypter treffen wir auf Darstellungen, die sich unseren Karten nähern oder wenigstens als Pläne aufgefasst werden können. So z. B. in den Gemälden der Gärten, welche uns in den Gräbern von Theben erhalten sind und die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Man sieht die Mauern, welche sie umgeben, die Teiche mit Wasserschraffirung, die Fusswege und die Bäume in Signaturen, wie sie ähnlich auch heute noch auf Plänen angewandt werden [2]).

Die Völkertafel, welche 1 Mos. 10 mitgetheilt wird und die

---

[1]) Chabas, Les incriptions des mines d'or. Chalons s. S. et Paris 1862, 4°, 30 ff. — Die Weltgegenden rechneten die Aegypter in dieser Folge: Süd, Nord, Ost und West. Vorsteher derselben waren die vier Todtengenien, die in Gestalt von Gänsen ihnen zufliegen, dem Süden als menschenköpfige, dem Norden als hundsköpfige, dem Osten als schakalköpfige und dem Westen als sperberköpfige Gans. Der Osten bezeichnete dem Aegypter die rechte Seite, der Westen die linke, zugleich die Seite des Todes und der Gräber, wo die Sonne untergeht. Die Zwischentheilung der Windrose war den Aegyptern schon unter der achtzehnten Dynastie bekannt. (Brugsch, Die Geographie der alten Aegypter. Leipzig. 1857.)

[2]) Wilkinson, Manners and Customs of the ancient Egyptians. 3 ed. London 1847. Vol. II. 143.

Ausbreitung der Menschengeschlechter nach den drei Söhnen Noah's, Sem, Ham und Japhet auseinandersetzt, reicht weit über die Grenzen enger Heimatkunde hinaus und zeugt von dem geographischen und ethnographischen Interesse der alten Hebräer. Der Vertheilung des Landes Kanaan unter die verschiedenen Stämme ging eine Erforschung und auch Vermessung desselben voran und der Ausdruck „messen“ und „Messschnur“ kommt häufig in den Schriften des A. T. vor. 4 Mos. 34, 7 und 8 sagt ausdrücklich: Ihr sollt messen von dem grossen Meere an den Berg Hor; und von dem Berge Hor messen bis man kommt gen Hamath. Josua 17, 14 sprechen die Kinder Josephs zu ihm: Warum hast du mir nur ein Loos und eine Messschnur (חבל) gegeben? und 17, 5: Es fielen ausser Gilead noch zehn Schnüre gemessene Erbtheile auf Manasse. Nach dem, was Flavius Josephus Antiqq. V. I. 20 bemerkt, vermuthet Karl Ritter, dass eine wirkliche Aufzeichnung und Vermessung Kanaans bei der Aussendung der Kundschafter in dasselbe vorgenommen und eine Art Karte entworfen sei. Indessen ganz überzeugend ist dies nicht, wiewohl neben dem Vorhandensein so ausgebreiteter ethnographischer Kenntnisse, wie die Völkertafel sie aufweist, immerhin denkbar [1]).

Asien. Erscheint Afrika für unsere Zwecke ziemlich steril, so gewinnen wir sofort eine reichere Ausbeute, wenn wir den Boden Asiens betreten, wo civilisirte nnd halbcivilisirte Völker theilweise schon im grauen Alterthum der Kartographie ihr Augenmerk zuwandten und Werke geschaffen wurden, die theilweise bis auf den heutigen Tag als Quellen benutzt werden, indem unsere Kartographen nicht umhin können, sie bei der Darstellung solcher Gegenden zu Rathe zu ziehen, die von Europäern noch nicht erforscht wurden. Schon zu Alexanders Zeit waren Kosmographie und Geographie bei den alten Indern ausgearbeitet und die gelehrte Priesterkaste der Brahminen besass Karten vom ganzen Erdkreise wie Spezialkarten von besonderen Landschaften. Die Welttafel in Gestalt einer Lotosblume, welche auf dem Wasser schwimmt und deren Blätter, Pistill, Staubfäden mit den Namen von Ländern, Strömen, Bergen beschrieben waren, war der Beginn einer Landkarte, wenn ihnen auch unsre mathematische und topische Auffassung derselben fremd blieb [2]).

Ehe unsere Reisenden in das Innere Birma's vordrangen, dort der englische Einfluss zur Geltung gelangte und englische Aufnahmen

---

[1]) K. Ritter, Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Berlin. 1861. 7.

[2]) K. Ritter, a. a. O. 74.

stattfanden, beruhte unsere Kenntniss des Landes zum guten Theile auf einheimischen Karten, welche uns durch Francis Hamilton übermittelt wurden. Während seines Aufenthalts in Ava im Jahre 1795 erwarb er verschiedene dieser Karten, welchen allerdings Genauigkeit mangelte. But I found the people wonderfully quick in comprehending the nature of our maps and some of them very soon improved their plans and produced drawings, which have tended to throw much light on the geography of the „farther peninsula of India". Namentlich zeigten sich die Karten, welche ein Sklave des Kronprinzen zeichnete, als brauchbar. Hamilton hat sie reproducirt [1]), und noch 1867 hat Heinrich Kiepert in seiner Karte der indochinesischen Reiche Einzelnes daraus benutzt, wenn er auch mit Recht jene Karten eine „trübe und durch das abenteuerlich verschlungene Flussnetz doppelt unsicher erscheinende Quelle" nennt [2]).

Vortrefflich in ihrem weiten Lande orientirt sind die Mongolen. Für sie liegt eine Sache nicht rechts oder links — wofür sie keine Ausdrücke in ihrer Sprache haben —, sondern östlich oder westlich vom Fragenden. Hierbei ist zu bemerken, dass die Nomaden ihre Vorderseite als Süd bezeichnen, so dass bei ihnen Ost auf der linken Seite des Horizontes liegt. Alle Entfernungen bezeichnen die Mongolen durch die Zeit, welche nöthig ist, um sie reitend, sowohl auf dem Pferde als dem Kamel, zurückzulegen [3]).

Dass die Mongolen auch Kartenzeichner sind, haben wir erst in der allerneuesten Zeit erfahren durch den russischen Obersten Wenjukow [4]), der vom Dolmetscher des russischen Consulates in Urga eine Anzahl Copien von mongolischen Karten erhielt, deren mongolische Schrift er in's Russische übersetzte. Die erste und grösste Karte ist eine Darstellung des Aimak des Tuschetu-Chan (in Gebiete der Flüsse Orchan und Tola um Urga) im ungefähren Massstabe von 11 Werst auf den Zoll; das Original wurde 1868 auf Befehl der chinesischen Regierung von den Mongolischen Behörden in Urga gezeichnet und dann an das auswärtige Ministerium in Peking gesendet. Es sind dort die Namen auch der kleinsten Ortschaften eingetragen, die Gebirge nach chinesischer Gewohnheit in der Perspektive, alle Städte, Dörfer, einzelnen Gebäude, Klöster u. s. w.

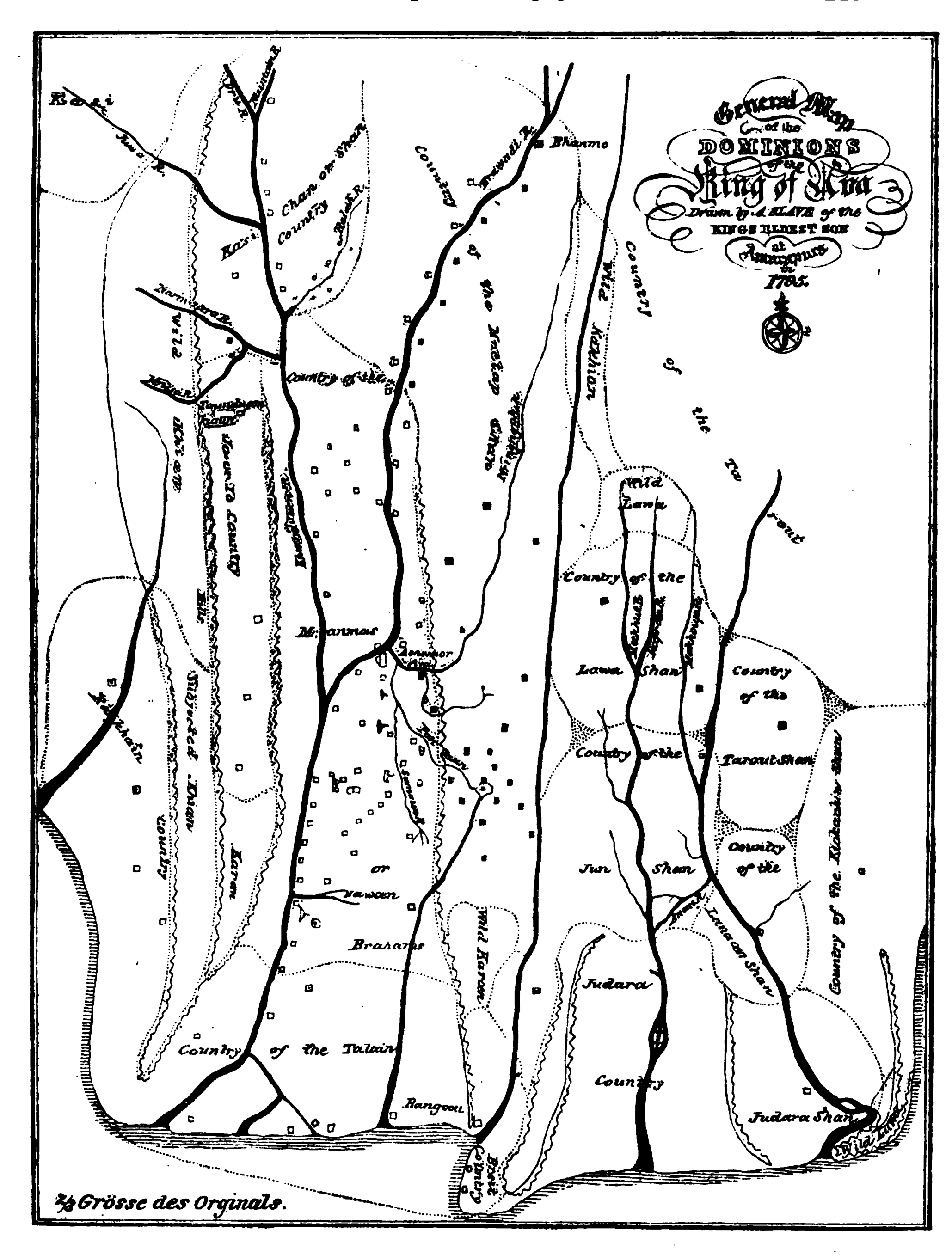
---

1) The Edinburgh Philosophical Journal. Vol. II. 89 und 262. Taf. X. (1820.) Vol. IV. 76. Vol. VI. 107. Taf. IV. (1822.)

2) A. Bastian, Siam. 534.

3) Prschewalski, Reisen in der Mongolei. Jena. 1877. 54.

4) Geographical Magazine. 1876. 127. — Globus. XXIX. 302.


General Map of the DOMINIONS of the King of Ava Drawn by A SLAVE of the KINGS ELDEST SON at Ammarapura in 1795.
Bhanmo
Country of the Kathian
Country of the Ta
Wild Lawa
Country of the
Lawa Shan
Country of the
Country of the
Tarout Shan
Country of the
Jun Shan
Judara
Country
Judara Shan
Country of the Kiokadain Shan
Chan or Shan Country
Mranmas
or
Brahamas
Country of the Talain
Rangoon
Wild Karen
Karen
Country of the
Wild
Kasi
2/3 Grösse des Orginals.

Meridiane und Parallelkreise sind von Viertel- zu Viertelgrad ausgezogen und nicht nur die Grenzen des ganzen Aimak, sondern auch die seiner Unterabtheilungen, der Choschun, über die man bisher völlig im Unklaren war, ausführlich angegeben. Also eine Karte mit völliger Administrativabtheilung. Eine zweite Karte stellt die ganze Mongolei vom Sungari und der Nama bis zum Dsungarischen Alatau und von der grossen Mauer bis an die sibirische Grenze dar.

Bei diesen mongolischen Karten dürfen wir wohl chinesischen Einfluss annehmen, der schon aus der politischen und religiösen Verbindung der Länder resultirt. Der Buddhismus trug, wohin er kam, stets Culturelemente in sich, und im Gefolge der buddhistischen Mönche verbreitete sich auch die Kartographie, wie dieses für Japan z. B. nachgewiesen ist (s. S. 218).

Seit einem halben Jahrtausend besitzen die Chinesen originale Karten ihres Landes. Der Kwang-ju-tu, ein grosser Atlas von China, wurde von Tschu-Sze-Pun zusammengestellt, welcher 1311 bis 1312 zu diesem Zwecke das Land bereiste. Er erschien dann in stets verbesserter Auflage die folgenden Jahrhunderte hindurch und nach einer derselben (vielleicht jener von 1615) stellte der Jesuit Martini seinen 1655 in Amsterdam publicirten Novus Atlas Sinensis zusammen, von dem d'Anville in seinem Mémoire sur la Chine (p. 25) sagt: „dass die chinesischen Originale China zur Ehre gereichen und die Ueberlegenheit der Chinesen als Geographen über alle anderen Asiaten darthun." Wenn auch die von den Chinesen vor dem 18. Jahrhundert publicirten Karten besser als andere asiatische, ja selbst besser als die mancher europäischer Nationen waren, so beruhte ihre Herstellung doch keineswegs auf wissenschaftlichen Grundsätzen. Eine neue Aera in der chinesischen Kartographie begann erst während der Regierung des Kaisers Kang-hi, der sein Reich von den Jesuiten aufnehmen liess, deren Karte in chinesischer und mandschurischer Sprache publicirt und bis in die neueste Zeit die Grundlage aller Darstellungen Chinas blieb [1]).

---

[1]) W. Huttmann, On chinese and european maps of China. Journ. Roy. Geogr. Soc. XIV. 117 (1844.) — Nach Skatschkow erscheint in China jetzt selten ein geographisches Buch ohne Karten. Bei den amtlichen Beschreibungen des Reiches bilden Karten das erste Erforderniss und die Kreiskarten sind so genau, dass man den geringsten Weiler und das kleinste Bächlein darauf finden kann. Neben diesen Kartenbeilagen fehlt es den Chinesen nicht an zahlreichen Separatausgaben von einzelnen Karten, Atlanten und Plänen. Dieselben stellen die verschiedenen Theile China's oder nur einen einzigen Kreis, einen Theil eines Kreises, das Meeresufer,

„Ich habe Leute ausgeschickt," so spricht Kang-hi, „um die Berge, die Flüsse, die Städte und Dörfer genau aufzunehmen, von dem Reiche der Birmanen im Süden bis zu dem der Moskowiter im Norden, von dem Meere im Osten bis zu der tibetanischen Bergkette Kentis im Westen. Es wurden die himmlischen Grade aller Orte angegeben und das Ganze dann allgemeine Karte des Mittelreichs genannt. Ich habe dieses Werk durch geschickte Zeichner darstellen, in Kupfer stechen (1721) und dann dem Drucke übergeben lassen."

Lange jedoch vor der hier angeführten Zeit, in den ältesten Denkmälern der Chinesen, wie im Annalenbuch, werden Landkarten in Erz[1]) und Stein eingegraben erwähnt; es waren dies aber solche Darstellungen einzelner Gegenden und ganzer Länder, worin die Entfernung der Orte nach Schätzungen und Meilenangaben eingetragen wurden. Von astronomischen Beobachtungen und mathematischen Berechnungen, um die Lage und Entfernung einzelner Plätze von einander zu bestimmen, ist in den frühesten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte nirgendwo die Rede. Um 1000 vor Christus verstanden es die hervorragenden Gelehrten des Mittelreichs die Polhöhe nach der Weise des Pytheas von Massilia vermittelst eines Gnomon zu bestimmen. Die Länge konnte man in China zur Zeit der Mongolenherrschaft (1279 bis 1368) berechnen, wie dieses aus der Lebensbeschreibung des berühmten Astronomen und Mathematikers Kuoschéuking erhellt. Kuoschéu berechnete die Länge der Orte von dem Mittagskreise, den er durch Peking zog, die Kenntniss hierzu war ihm aber wohl aus der Fremde geworden [2]).

In China ist auf Grundlage der von den Jesuiten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geschaffenen Specialkarten, freilich sehr ungleichmässig, weiter gebaut worden, so dass in den vierziger Jahren unseres Säculums ein grosser Atlas der gesammten Monarchie in Holzschnitt in vielen Heften erschien. Richard Kiepert berichtet über denselben: „Jedes Heft von verschiedener Dicke, umfasst zwei Breitengrade in der Höhe, z. B. das unterste oder südlichste den

---

den Lauf eines Flusses mit seinen Ufern und Inseln, die Lage der Gebirgsketten oder einen einzelnen Berg, Kriegswege, die Vertheilung der Festungen dar. Skatschkow, die Geogr. Kenntnisse der Chinesen, in Petermann's Mittheilungen. 1868. 359.

[1]) Die älteste kartographische Darstellung (um 2200 vor Christus?) befand sich auf neun Bronzeurnen, deren jede eine Provinz des Reichs mit Flüssen und Gebirgen gezeigt haben soll. von Richthofen, China I. 368.

[2]) Zur Kartographie des chinesischen Reiches. Ausland 1859. 334.

Streifen zwischen 18° und 20° nördl. Breite, (die Insel Hainan und die Halbinsel Liautung), das nächstfolgende alles Land zwischen 20° und 22° nördl. Br. u. s. w. Das (nach unserer Anschauung) hinterste Blatt jedes Heftes beginnt im äussersten Osten des Reiches, also mit Korea, resp. dem Ocean, der Insel Formosa u. s. w. Seite nach Seite umschlagend, wie in einer hebräischen Bibel, dringt man weiter nach Westen vor, immer sich zwischen den betreffenden Parallelen haltend. In seinen südlichen Hälften schneidet dieser eigenthümliche Atlas, der durchaus keinen Gesammtüberblick gestattet, an den Grenzen von Cochinchina und Birma ab, reicht dagegen weiter nördlich bis über die Quellen des Indus, ja bis über das Kaspische Meer hinaus und setzt sich bis weit nach Sibirien hinein fort. Eine reiche Nomenclatur und eine ziemlich genaue Festlegung der bedeutenderen Städte zeichnen ihn aus; rohe Zeichnung der Küstenlinien, des Flussdetails, der Gebirge sind seine schwachen Seiten. Immerhin bezeichnet er gegen die bisher massgebenden Karten China's von d'Anville und Klaproth einen ziemlichen Fortschritt"[1]).

Während nun China bis jetzt, wie in so vielen anderen Dingen, in der Kartographie auf dem heimischen Standpunkte stehen blieb, lenkt Japan in dieser Beziehung in europäische Bahnen ein, obgleich seine nationalen Kartenbilder in ihren Anfängen älter sind als unsere. Die ersten Culturelemente waren schon im 6. Jahrhundert mit der Einwanderung des Buddhacultus vom benachbarten Festlande nach Japan gekommen und dort von den Mönchen gepflegt und verbreitet worden, und bald wurden auch die ersten Karten des Landes gezeichnet. Je mehr das Reich des Mikado sich ausdehnte, desto mehr entstand das Bedürfniss nach solchen; denn die eroberten Länder wurden ordentlich vermessen und mappirt, japanische Entdeckungsreisende zogen nach den nördlichen Inseln und brachten Karten derselben zurück. So wurde 1613 Sachalin kartographisch dargestellt; 1672 fand man von Japan aus die Kurilen. Unter den neueren japanischen Reisenden ist Mamia Rinso bekannt geworden; führt doch die Strasse zwischen Sachalin und dem asiatischen Festlande, die so lange europäischen Forschern entging, seinen Namen[2]).

Was die japanischen Karten angeht, von denen Exemplare jetzt in den meisten Museen anzutreffen sind, so lassen sie sich gleich den unserigen in allgemeine und speciale eintheilen. Die grosse allgemeine, von Siebold publicirte Karte des ganzen Archipels enthält

[1]) Globus. XXIX. 302.

[2]) v. Siebold, Nippon I. 125 ff.

Längen- und Breitengrade, doch kann man sich weder auf die Genauigkeit der Projection, die nach Mercator sein soll, noch auf die Richtigkeit der Lage der Orte verlassen.

Von Specialkarten bestehen solche, welche in dem grossen Massstabe von 1 : 27,000 bis 1 : 50,000 gezeichnet sind und daher unseren topographischen Karten gleichstehen. „Es befinden sich darauf Berge und Flüsse bis zu ihrer kleinsten Verzweigung und auf den grösseren Wälder und Gebüsche; ferner alle Ortschaften, von den Städten bis zu den kleinsten Dörfchen, Kamihallen, Tempelhöfe und andere merkwürdige Plätze; die Grenzen der Bezirke, worin die Landschaft eingetheilt, Land- und Seewege, auf den Landstrassen die Meilenzeiger sind in genauem Abstande angegeben und nicht nur alle natürlichen und künstlichen Gegenstände mit Namen bezeichnet, sondern auch auf den Namenschilden der Bezirke die Zahl der dazu gehörigen Ortschaften eingetragen. Sie haben aber mit den meisten japanischen Karten den Fehler gemein, dass die Flüsse verhältnissmässig zu breit, die Berge im Profil statt in der Projection, in Berg- und Hügelform und die Städte und Ortschaften nicht nach ihrer natürlichen Situation, sondern nur durch gleichgrosse viereckige oder eiförmige Schilde angezeigt sind. Das starke japanische Papier gestattet, eine Provinz auf einem Riesenblatte darzustellen, wovon einige 4 bis 5 Quadratmeter messen. Solche specielle topographische Karten bestehen von jedem Fürstenthume, und mit ziemlicher Gewissheit lässt es sich annehmen, dass sie schon vom neunten Jahrhundert herrühren und mit der Zeit und dem Fortschreiten geodätischer Kenntnisse verbessert wurden. Die technische Ausführung zeugt von der Gewandheit des japanischen Pinsels, die Umrisse sind sehr rein und deutlich, das Colorit von Wasser und Berg leicht gehalten und die Wege und Grenzscheiden kräftig mit Zinnober und Tusche eingetragen"[1]).

Dass solche „mit vieler Genauigkeit entworfenen Skizzen des Landes" auch zur Herstellung europäischer Karten benutzt wurden, liegt auf der Hand, um so mehr als unsere Aufnahmen Japans sich im Wesentlichen nur auf die Küsten beschränken. So benutzten denn Laxmann, Broughton, v. Krusenstern, v. Klaproth japanische Karten[2]) und noch neuerdings hat H. Brunton auf seiner Karte der

---

[2]) v. Siebold, a. a. O. I. 142 ff.

[1]) v. Siebold, a. a. O. I. 18.

japanischen Inseln abermals Gebrauch von den einheimischen Provinzialkarten gemacht[1]).

Jetzt sind die Japaner eifrig bemüht, sich unsere Erfahrungen auf dem Gebiete der Kartographie zu eigen zu machen und copiren unsere Karten; schon Siebold erhielt von einem Hofastronomen zu Jedo eine Karte Nippons, die dieser selbst in Kupfer gestochen hatte. Dabei waren japanische, chinesische, koreanische, russische und alte portugiesische Karten benutzt worden[2]).

Die Japaner, die nur in den seltensten Fällen über die Grenzen ihres Archipels hinausgingen und nur mit China und Korea freundlichen oder feindlichen Verkehr unterhielten, konnten vom Auslande auch nur durch Fremde Kenntniss erlangen. Sobald sie aber mit Portugiesen und Holländern in Beziehung traten, machten sie sich deren Erfahrungen zu Nutze und entwarfen mit Hilfe derselben ganze Weltgemälde, welche alle Fehler unserer Karten des 16. und 17. Jahrhunderts aufweisen. Bereits 1670 finden wir einen von Herrn Tasu-i-san-tetsu hergestellten Globus, der indessen nur nach portugiesischen Karten copirt ist[3]).

Auch anderweitig sehen wir kartographische Bestrebungen bei asiatischen Völkern, und dass unter europäischer Leitung wenigstens tüchtige Aufnahmen von ihnen zu erwarten sind, beweisen die von Oberst Montgomerie nach Tibet gesandten indischen Pandits, deren Namen oder Nummern für alle Zeiten in der Geschichte der Erdkunde ihren Platz bewahren werden[4]). Auch der asiatische Norden hat seine Kartographen. Noch jüngst zeichnete ein alter Ostjake an der Ob-Mündung für Dr. Finsch mit Bleistift eine Karte auf, welche 5 bis 6 Marschtage bis zur Podarata (die in die Karische Bucht fällt) und 4 bis 5 bis Sardapai, einen Platz jenseit dieses Flusses, darstellte[5]). Auch die Golden am Amur sind mit der Topographie ihres Landes genau bekannt. Giebt man ihnen Papier

---

[1]) Geograph. Magazine. 1876. 166.

[2]) v. Siebold, a. a. O. I. 23 und Tafel I.

[3]) O. Heeren, Eine japanische Erdkugel. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Yokohama. 2. Heft. Juli 1873.

[4]) Eine Native Map of the country between Peshawar and the Oxus übersetzte Dr. G. W. Leitner und gab sie 1875 im Massstabe von 1 Zoll = 8 Miles heraus. Dr. Buchanan Hamilton erhielt während seines ersten Aufenthalts in Kathmandu fünf von Eingeborenen herrührende Karten über Theile von Nepal und Sikkim, welche er der Bibliothek der ostindischen Compagnie übergab. Von dort sind sie später spurlos verschwunden. Mittheilung von Dr. Richard Kiepert.

[5]) Verein für deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. 569. (1876).

und Bleistift, so zeichnen sie mit grosser Genauigkeit den Lauf der Flüsse, an denen sie wohnen, und bemerken dabei auch die Nebenflüsse [1]).

Wie wir über das früheste Culturleben der längst dahingegangenen Urbewohner unseres Erdtheils uns bei den heutigen Naturvölkern Raths erholen und aus deren Sitten und Gebräuchen Schlüsse auf das Leben der vergangenen Racen ziehen können, so ist es auch mit Bezug auf die Kartographie der Fall. Ihre ersten historischen Anfänge bei Griechen und Römern sind bekannt; was vor diesen lag, die ersten Schritte zur Anfertigung von Karten, haben wir uns vorzustellen wie die primitiven Versuche der Naturvölker, von denen oben die Rede war. Auch die Fortschritte, welche diese urthümliche Kartographie allmählich machte, ehe sie in ihr wissenschaftliches Stadium trat, lassen sich erkennen, wenn wir die Leistungen vorgeschrittener Völker, wie z. B. der Mexikaner, betrachten, die in der That mit manchen mittelalterlichen Kartengemälden den Vergleich aushalten.

Werthmesser.[2])

Als wirkliches Geld kann nur gehörig ausgeprägtes Metall betrachtet werden, während alle übrigen geltenden Werthzeichen und Werthmesser mehr in das Gebiet der Tauschwaare gehören. Den grossen Fortschritt der menschlichen Gesittung, Geld wirklich geprägt zu haben, danken wir, wie J. Brandis nachgewiesen hat [3]), den kleinasiatischen Griechen. Ehe aber das Geld erfunden werden konnte, mussten Maasse und Gewichte festgestellt sein und dieses thaten zuerst die Babylonier, von denen alle Eintheilungen nach Zwölfteln und Sechzigsteln abzuleiten sind; Aegypter, Juden, Phönicier und Griechen nahmen von ihnen dann das metrologische System an. Mit den Einfuhren wanderten die Maasse von Osten nach Westen

[1]) de Sabir, Le fleuve Amour. Paris 1861. 97.

[2]) Der Welthandel, Monatshefte für Handel etc. VIII. Band. 1876.

[3]) J. Brandis, das Münz-, Maass- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Grossen. Berlin 1866.

und der Handel war es, der dem Abendlande die Maasse aufnöthigte. Wein und Oel wurden von Griechenland in griechischen Thongefässen nach Italien eingeführt und diese Thongefässe wurden die Hohlmaasse der Italiker. Die Griechen aber hatten, da sie Korn aus Kleinasien, ebenso in den ältesten Zeiten auch Oel, aus Babylon aber Gewürze und Salben bezogen, asiatische Hohlmaasse sich aneignen müssen. Da die Eintheilung der vorderasiatischen Hohlmaasse auf dem babylonischen Zahlensystem beruht, nämlich auf Zwölfteln oder Sechzigsteln, so ist auch in Bezug auf räumliche Maasse Babylon als die Mutter der metrologischen Weisheit anzusehen.



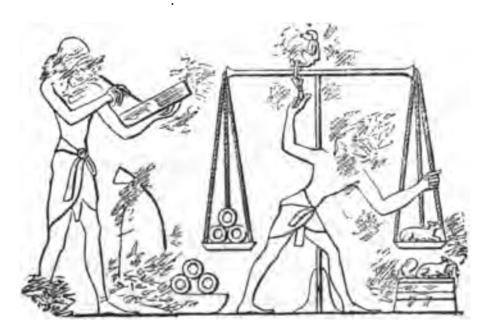
Altbabylonisches Gewicht. Nach Layard.

Der Werth der altbabylonischen Gewichte ist sehr genau bekannt seitdem Layard aus den Trümmern Ninive's 28 Gewichtstücke, 15 eherne und 13 steinerne, in Löwen- und Entenform ausgegraben hat. Die kupfernen Löwen bildeten eine regelmässige Serie, vom grössten, der einen Fuss lang war, bis zum kleinsten, nur zolllangen. Alle hatten am Rücken einen Ring[1]).

Während im Westen Europa's in älterer Zeit das Heerdenvieh (pecus daher pecunia) später Nutzmetalle, wie Kupfer und Eisen, als Tauschmittel dienten, war man in Vorderasien längst schon dazu geschritten, das gewogene Silber oder Gold zum Werthmesser zu erheben, denn schon Abraham kaufte um 400 Schekel (= Gewogenes) Silber einen Begräbnissplatz. Der älteste griechische Verkehr bediente sich der Eisenstangen, der römische der Kupferbarren, letztere in viereckige Formen gegossen, 5 Pfund schwer und an beiden Seiten mit Marken versehen. In Aegypten gelangten edle Metalle in Ringform auf den Markt. Wenn nun nach einer Inschrift Tuthmosis III. von einem syrischen Stamme als Tribut erhebt: 8 silberne Ringe, zusammen 301 ägyptische Pfunde wiegend, also jeder Ring 37,63 Pfund, ein andermal 108 „Ziegel" Eisen à 18,88 ägyptische Pfund, zusammen 2040 Pfund, so zeigen die ungeraden Zahlen, dass die Ringe und Eisenbarren nach andern Gewichtseinheiten, als sie in Aegypten gebräuchlich waren, angefertigt sein müssen und in der

[1]) Layard, Niniveh and its remains. New Edition. London 1873. 90.

That fand Brandis auch, dass jene Silberringe 400 und jene Eisenbarren 200 Sechzigsteln der leichten babylonischen Mine entsprachen. Die reichsten Silbergruben der alten Welt befanden sich in Spanien, die reichsten Eisengruben auf der Insel Elba, beide wurden von Phöniciern bearbeitet und die Vermuthung liegt nahe, dass die aus Sidon stammenden Bergwerksbesitzer gleich am Erzeugungsorte die Silberringe oder die Eisenbarren nach babylonischem Gewicht abgewogen haben werden. In Palästina cursirten schon in alter Zeit ganze, halbe und viertel Silberschekel, d. h. Silberbarrenstücke; in Aegypten besass man kleineGoldringe, „Ringgeld“[1]). So nahe stand man schon lange der Münzprägung ohne den letzten Schritt zu thun.



Altägyptisches Ringgeld. Nach Wilkinson.

Die ältesten Münzen nun, die sich nachweisen lassen, stammen aus Lydien; sie sind aus Weissgold (Elektron), einer Mischung von Gold und Silber, und nur in zwei Exemplaren vorhanden. Das eine zeigt Löwe und Stier, das andere zwei Löwenköpfe als Prägung. Es folgten die griechischen Handelsstädte Kleinasiens, Chios, Milet, Abydos, Samos, Phokaea u. s. w. Die Städte Teos und Kyzikos waren die ersten, welche ihre Namen mit Buchstaben auf Münzen einschlugen. So hatte man die ersten wirklichen Münzen, denn Barren, deren Gewicht durch beigedruckte Stempel bezeichnet wird, sind noch kein Geld. Sie müssen theils nachgewogen, theils in Bezug auf die Feinheit nachgeprüft werden. Erst ein beigedrucktes Wappen bürgt für Feinheit und Gewicht und der Empfänger kennt gleichzeitig den Ort, wo er es wieder für den vollen Nennwerth anbringen kann.

Wenn nun auch Sardes die erste nichtgriechische Stadt, Lydien das erste asiatische Reich gewesen sind, wo man Münzen schlug, so ist doch Brandis geneigt, die Erfindung des Geldes selbst den Griechen zuzuschreiben, denn während um die Mitte des sechsten Jahrhunderts alle hellenischen Städte bis Sicilien hin Geld prägten, steht Lydien unter den asiatischen Reichen bis dahin vereinzelt. Von den

---

[1]) Wilkinson II. 10. 11.

achämenidischen Herrschern Persiens haben weder Cyrus noch Kambyses Münzen geprägt. In Babylonien und Ekbatana blieb man ebenso wie in den phönicischen Handelsstädten beim Barrenverkehr, weder Aegypten noch Karthago begriffen den Vortheil der neuen Verkehrserleichterung. In Athen ist aber schon 594 vor Christus Silber gemünzt worden und noch früher thaten dieses die Phokäer. Die Griechen sind die Erfinder der Geldprägung, während Babylon dasteht als Schöpferin der Maasskunde und als älteste Heimat des Gold- und Silberbarrenverkehrs. Das älteste Kupfergeld finden wir auf Aegina, wo es im ersten Viertel des fünften Jahrhunderts vor Christus geprägt wurde.

Asiatischer Barrenverkehr. Der Barrenverkehr, wie ihn bereits Babylonien kannte, hat sich heute noch in einem grossen Theile Asiens erhalten, besonders im Innern der östlichen Himalajaländer, in Centralasien, Theilen Hinterindiens und in China. Es ist dort gleichgiltig ob das Silber geprägt ist oder nicht; sein Werth wird nach dem Gewichte bestimmt und für seine Güte müssen Privatstempel garantiren[1]). Da nun jede Privatmarke nur innerhalb eines verhältnissmässig engen Kreises bekannt genug ist, um zugleich als Bürgschaft zu gelten, finden sich auch Silbermassen in Centralasien im Umlaufe, auf der zwanzig und dreissig Stempel angebracht sind. Europäische Silbermünzen werden meist durch Umschmelzen in runden oder wannenförmigen Schmelztigeln zu kleinen Klumpen geformt, denen ebenfalls der Werth aufgestempelt wird. In Tibet heissen solche Silberstücke Jambus, sie haben bis 360 Mark Werth. In diese Barrenkategorie gehören auch die siamesischen Tikals, die Naines in Cochinchina, welche zu Mouhots Zeit 378 Grammen wogen und das chinesische Syceesilber. Letzteres führt seinen Namen (gesprochen saisih), weil es wie „sai-sz", feine Seide aussieht. Das Gewicht von Syceesilber wechselt von 50 Taels bis 3 Mace; das gewöhnliche Gewicht ist 10 Taels. Sowohl gemünzt als in Barren wird dieses Silber als Zeichen seiner Reinheit mit den Stempeln der Kaufleute und Münzprüfer versehen. Zu eigentlichen Münzen hat sich

[1]) Wenn man in Birma auf den Markt geht, ist man mit einem Stücke Silber, mit einem Hammer, einem Meissel, einer Wagschale und entsprechenden Gewichten versehen. „Was kosten diese Kochtöpfe?" „Zeigen Sie mir Ihr Geld," entgegnet der Kaufmann und bestimmt, nach dem Aussehen desselben, den Preis zu dem oder dem Gewicht. Man lässt sich dann einen kleinen Ambos geben und hämmert auf dem Stück Silber herum, bis man glaubt das richtige Gewicht gefunden zu haben; dieses wiegt man in der eigenen Wagschale dem Kaufmann zu. Bastian, Birma. 57.

China (abgesehen von den gegossenen, durchlöcherten Sapeken etc.) nicht aufgeschwungen, während Japan bereits zum Dollar überging[1]).

Wie das lateinische pecunia zurückweist auf die Zeit als Heerdenvieh Werthmesser war, so deutet der russische Rubel auf diesen Barrenverkehr. Sein Name wird abgeleitet von rubit, abhauen, weil man, ehe grössere Silbermünzen aufkamen, soviel von einem Silberbarren abschlug, als man brauchte und das Stück dann abwog. Und wenn die Finnen vom Wechseln sagen „Geld brechen", so liegt auch hierin noch ein Anklang an den alten Barrenverkehr[2]).

Im Allgemeinen darf man aber sagen, dass Metallgeld als Tauschwerth und Werthmesser, das bisher sich nur langsam Bahn brach, nun in rapider Weise sich ausbreitet und mit der Ausbreitung der Europäer über den Globus, mit dem Einflusse unseres Handels gleichen Schritt hält. Ein Beispiel, wie eine europäische Münze bei Naturvölkern Eingang fand und über immer weitere Gebiete sich ausdehnt, bietet der Maria-Theresia-Thaler.

Der Maria-Theresia-Thaler. In den Oasen Audjila und Djalo circuliren türkische Münzsorten, doch ist „natürlich" hier der Maria-Theresia-Thaler das häufigste grosse Silbergeld[3]). Man bezeichnet ihn dort als Real[4]). Auch in ganz Fesan hat der Maria-Theresia-Thaler Geltung. Dort gilt er 1000 Para[5]). Entlang den grossen Karawanenstrassen, die von Mursuk nach Süden führen, dringt nun der Maria-Theresia-Thaler bis weit in den Sudan vor. Wir geben einige Anhaltspunkte.

In der Oasa Kauar, wo das berühmte Bilmasalz gewonnen wird, erwähnt ihn Rohlfs[6]), in Kano, dem „sudanesischen London," jenem berühmten Handelsplatze in Haussa, unser grosser Heinrich Barth. Er hat hier gleichen Werth mit dem spanischen Thaler und

---

[1]) Schlagintweit, Indien und Hochasien. I. 90. — Mouhot im Tour du Monde. VIII. 296 (1863). — Scherzer, Statistisch-commercielle Ergebnisse. Leipzig und Wien 1867. 344.

[2]) Hunfalvy, Reise in den Ostseeprovinzen. 253. Viele Namen von Münzen werden uns allmählich unverständlich und verschwinden ganz, weil sie ausser Umlauf kommen. So der Batzen, eine Berner Münze, nach dem Bären (Betz) im Wappen benannt; der Heller, Häller, welcher von der Reichsstadt Schwäbisch-Hall den Namen führt, wie der Florin von Florenz, der Thaler von Joachimsthal.

[3]) G. Rohlfs, Von Tripolis nach Alexandrien. II. 56.

[4]) v. Beurmann in Petermann's Ergänzungsheft. VII. 70.

[5]) G. Rohlfs, in Petermann's Ergänzungsheft. XXV. 10.

[6]) daselbst 28. 36.

gilt 2500 Kauris oder Kurdis (Cypraea moneta)[1]. In Bornu ist der Maria-Theresia-Thaler die einzige gangbare Münze; er gilt dort 140, manchmal bis 150 Pfund kleine Kaurimuscheln, die in der dortigen Landessprache Kungena, auf arabisch aber l'oda genannt werden. Jedes Pfund hat 32 Kaurimuscheln, ein Thaler also 4480 oder 4800 Muscheln[2]. Der Name des Thalers in Bornu ist „Bu-ter," Vogelthaler, nach dem doppelköpfigen Adler und er ist dort beliebter als sein Concurrent, der spanische Säulenpiaster, welcher „Bu-medfa," Kronenthaler genannt wird[3]. Von hier aus reicht nun der österreichische Thaler noch weit nach Süden, bis fast zum Benue, dem mächtigen Nebenfluss des Niger. In der grossen Handelsstadt Keffi-Abd-es-Senga, wo die vom atlantischen Ocean gebrachten Waaren mit jenen, die vom Mittelmeere kommen, zusammentreffen, berührt sich auch im Herzen Afrika's der englische Schilling und der Maria-Theresia-Thaler. Die Frauen tragen ihn dort auch auf dem Fingerring aufgelöthet, so dass eine kleine Hand oft von demselben halb verdeckt wird[4].

Je weiter wir nun von dem durch die bisher bezeichneten Orte begrenzten Gebiete uns gegen Osten wenden, desto häufiger finden wir die Belege für das Vorkommen des Maria-Theresia-Thalers, der bis zum rothen Meere hin Herrscher ist und andere Münzen nur als untergeordnet neben sich duldet.

Im Lande der Tibbu Reschade, in Tibesti, ist er erst neuerdings eingeführt, wie wir durch Nachtigal wissen, welchem es 1870 gelang, in dieses verruchte Land vorzudringen. Als Verkehrs- und Tauschmittel galt dort bislang ein von Tripolis eingeführter Baumwollstoff (Cham-Mah-Mudi), der mehr und mehr durch den Bu-ter verdrängt wird. Bei Abwesenheit kleiner Münze halbirt oder viertheilt man ihn[5].

Wie schnell der Maria-Theresia-Thaler, kurz nachdem er das Licht der Welt erblickt hatte, im Sudan sich verbreitete und zur Beliebtheit gelangte, kann man am Dar Fur nachweisen. Der erste Europäer, welcher 1793, also 13 Jahre nach dem Tode der grossen Kaiserin, in dieses Land vordrang, war der Engländer Brown. Aber

---

[1]) Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika. Kleine Ausgabe. I. 297.

[2]) Rohlfs in Petermann's Ergänzungsheft. XXV. 51.

[3]) Barth a. a. O. I. 375.

[4]) Rohlfs in Petermann's Ergänzungsheft. XXXIV. 69.

[5]) Nachtigal, die Tibbu Reschade. Globus XVIII. 7.

schon damals fand er den österreichischen Thaler über Aegypten dort eingeführt, wiewohl weniger als Werthmesser, denn als Schmuck[1]). Jetzt ist der Maria-Theresia-Thaler dort längst Werthmesser, so gut wie in den benachbarten Ländern Wadaï und Kordofan.

Das ganze Nilgebiet kennt den Maria-Theresia-Thaler. Er reicht bis zu den Quellen des blauen Flusses und am weissen Flusse soweit überhaupt eine Münze gilt, bis dahin, wo im Gebiet des Gazellenstroms kupferne Ringe und Reife den Werthmesser abgeben.

In Unterägypten circulirt er neben dem österreichischen Zehnkreuzer- und Viertelguldenstück[2]). In el Mescherif am Nil fand Schweinfurth den Maria-Theresia-Thaler so angesehen, dass er über Pari, nämlich 22 statt 20 Piaster stand, während französische Napoleons nur zu 70 statt $77^1/_8$ Piaster genommen wurden. Der Maria-Theresia-Thaler, fügt er hinzu, ist bei den Nomaden die allein gebräuchliche Münze[3]).

Zu Burkhardts Zeit (1814) waren in Berber und Schendi am Nil nur spanische Säulenthaler im Umlauf, Abu Medfa oder Abu Amud (Vater der Kanone, Vater der Säule) genannt. In Zahlung wurden nur solche genommen, welche die Inschrift Carolus IV. hatten[4]).

Aber nicht bloss am Nil selbst herrscht er, sondern auch zwischen diesem und dem rothen Meere. In Kassala, der Hauptstadt der ägyptischen Landschaft Taka, fand ihn Graf Krockow als die gangbarste Landesmünze. „Um den vollen Werth zu haben, muss er auf der Wappenseite die Jahreszahl 1780, besonders aber auf dem Brustbilde der Kaiserin die Krone mit sieben deutlichen Aepfeln, das Ordenszeichen auf der Brust (es ist wohl die Agraffe auf der rechten Schulter gemeint) und unten die Buchstaben S. P. (richtiger S. F.) haben, dann ist ein solcher Thaler vollgiltig und wird zum „Abu gnuchte“ (Vater der Zufriedenheit). Diese Münze hat zunächst den Piaster als Scheidemünze und dieser zerfällt wieder in vierzig Para[5]). Weiter südlich bei den Arabern am Setit, dem von Abessinien her dem Atbara zuströmenden Flusse, fand ihn Baker, welcher folgende Bemerkungen macht: „Der österreichische Maria-Theresia-Thaler ist die einzige grosse Münze, die im Lande umläuft. Ich glaube, dass das Bild der Kaiserin mit tief ausgeschnittenem Kleide und grosser

---

1) W. G. Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien. Weimar 1800. 339.
2) H. Stephan, das heutige Aegypten. 251.
3) Zeitschrift des Ges. f. Erdkunde zu Berlin. II. 12. 1867.
4) J. L. Burkhardt, Travels in Nubia. London 1819.
5) Krockow, Reisen und Jagden in Nordostafrika. I. 107.

Busenfülle der Reiz ist, der dem arabischen Geschmacke zusagt. Diese Leute sind so eigenthümlich, dass sie einen jeden solchen Thaler genau untersuchen und ihn zurückweisen, wenn sie auf den Zacken der Krone nicht deutlich sieben Punkte sehen. Glänzende Münzen haben hier keinen Umlauf. Sie müssen fettig und schmutzig sein, wenn man sie nehmen soll"[1]). Letzteres ist für ganz Afrika richtig. Man wird sich erinnern, dass die Engländer, als sie 1867 ihre Expedition nach Abessinien antraten, sich mit einer tüchtigen Summe in Wien neugeprägter Maria-Theresia-Thaler versahen, die jedoch in Abessinien nur mit Misstrauen genommen wurden, da ihr blankes Gepräge auffiel.

Bekanntlich ist der Maria-Theresia-Thaler in dem grossen Handelsemporium Chartum die Hauptmünze, von wo aus er am Bahr el abiad noch eine Strecke weiter aufwärts geht. Die Hassanieh-Araber (linkes Ufer oberhalb Chartum) entrichten darin theilweise ihren Tribut[2]).

In Sennar ist der Maria-Theresia-Thaler (Abu Nogtah) die einzige gangbare Thalersorte, wird aber sofort zum Daqer, schlechten Thaler, wenn ihm eins der oben angeführten Kennzeichen fehlt und ist dann 2 bis 4 Piaster weniger werth. Südlich vom Fasogl wird er schon selten und ist wenig beliebt[3]).

Die in Abessinien allein coursirende Münze ist der Maria-Theresia-Thaler, seine Scheidemünze in Tigrié theilweise noch Baumwollstreifen (Girbab), allgemein aber die am See Alelbad im Teltal-Lande gebrochenen Salzstücke in der Form eines steirischen Wetzsteines und 36 Loth schwer, die sogenannte Amolen[4]). Auch als Normalgewicht bedient man sich in Abessinien des Maria-Theresia-Thalers. In Massaua machen 16, in Gondar 12 Thaler Gewicht ein Pfund[5]). Rüppell, der 1833 in Abessinien war, fand schon damals den Maria-Theresia-Thaler als gangbarste Landesmünze, wiewohl im Werth je nach den politischen Zuständen schwankend, zwischen 20 und 32 Salzstücken, oder, dem Gewichte nach ausgedrückt, man erhielt etwa 27 bis 41 Pfund Salz für einen Thaler[6]).

Von Abessinien reicht der Maria-Theresia-Thaler hinüber in's

[1]) S. W. Baker, Nilzuflüsse I. 162.
[2]) v. Heuglin, Reise in das Gebiet des weissen Nil. 38.
[3]) Marno, Reisen im Gebiet des blauen und weissen Nil. Wien 1874, I. 197. 79.
[4]) v. Heuglin, Reise nach Abessinien. 252.
[5]) Heuglin a. a. O.
[6]) Reise nach Abyssinien. Frankfurt 1838.

Danakilland und an den arabischen Golf. An der Assab-Bai z. B. ist der Maria-Theresia-Thaler die einzige bekannte Münze[1]). Nördlich von Abessinien bei den Habab am Rothen Meere war er dagegen — auffallenderweise — 1869 noch unbekannt[2]).

Auch tief an der Ostküste Afrikas zieht sich der Maria-Theresia-Thaler nach Süden hinab, etwa bis 10° südl. Br., wo er von portugiesischen Münzen abgelöst wird. Fast ausschliesslich ist er zur Herrschaft gelangt, wo die Sultane von Sansibar ihre Macht ausgedehnt haben, also im Suahelilande und auf den vorliegenden Inseln. Er ist immer noch die Hauptmünze des Sansibarmarktes, wiewohl ihm neuerdings der amerikanische Dollar an Werth gleichgestellt wird. „Bei den Suaheli heisst er Reali meosi, d. i. schwarzer Thaler, weil die längere Zeit umlaufenden Stücke eine schwärzliche Farbe annehmen; diese gilt als Kennzeichen der Güte des Metalls und musste früher, als die Leute noch nicht so aufgeklärt waren, bei neugeprägten Thalern künstlich hervorgebracht werden, um dieselben verkäuflich zu machen“[3]). Da die Inseln Ostafrikas mit dem Continente in lebhafter Handelsbeziehung stehen, so ist der Thaler auch dorthin ausgewandert und hat Geltung erlangt. Auf den Seychellen z. B. coursiert er neben englischem, französischem und indischem Gelde, wird dort jedoch trotz seines höhern Werthes nur für fünf Franken genommen[4]).

Dass ich in den hier mitgetheilten Belegstellen auch überall die äussersten Grenzen der Verbreitung des Maria-Theresia-Thalers in Afrika angeführt habe, will ich nicht behaupten. Immerhin lässt sich aber erkennen, dass diese österreichische Münze über ein gutes Drittel von Afrika, also über etwa 180,000 deutsche Quadratmeilen verbreitet ist, und dass dort vielleicht 70 Millionen, zum grossen Theil barbarischer Menschen, mit den Zügen der grossen Kaiserin vertraut sind.

Es ist natürlich, dass der Maria-Theresia-Thaler auch nach Arabien übergreift und in allen Küstenplätzen am Rothen Meere Geltung hat. Wrede traf ihn tief im Innern von Hadhramaut an[5]). Diese bei uns veraltete Münze wird im Laufe der Zeit wieder ver-

---

[1]) Petermann's Mittheilungen 1871. 52.

[2]) Reil in Petermann's Mittheilungen 1869. 372.

[3]) v. d. Decken's Reisen in Ostafrika. I. 132.

[4]) daselbst. II. 115.

[5]) A. v. Wrede's Reise in Hadhramaut. Braunschweig 1870. 91.

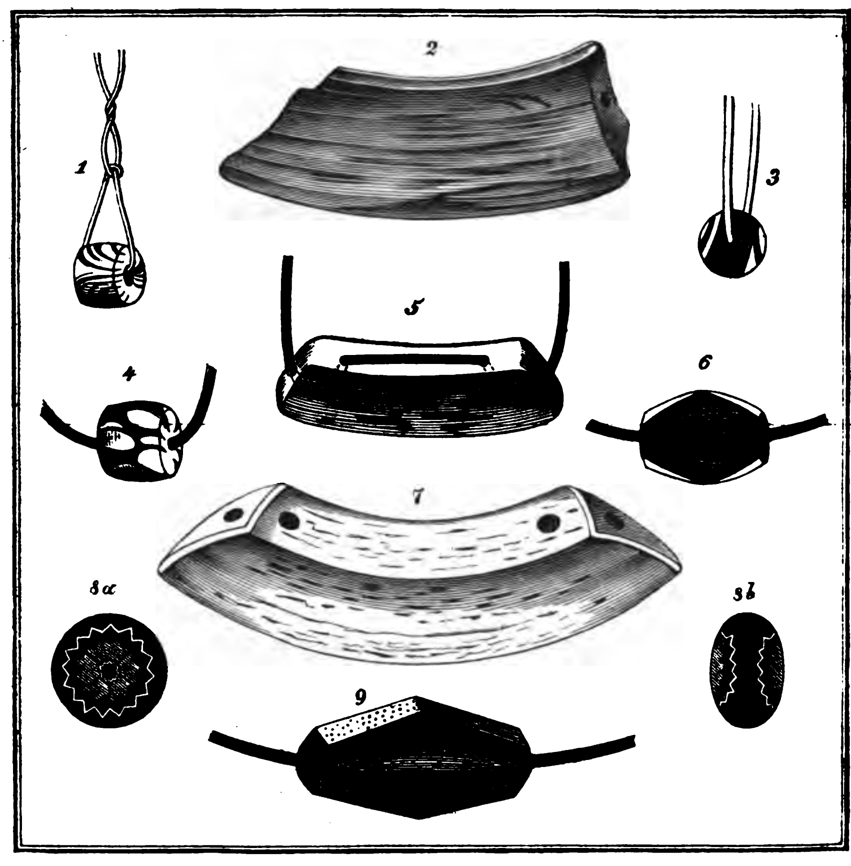
drängt werden[1]) durch die jetzt bei uns geltenden und jedes Colonieen besitzende europäische Volk zieht mit der Zeit die fremden in sein Machtbereich fallenden Völker in sein Münzsystem.

Während nun alle höher civilisirten Völker das edle Metall als Werthmesser angenommen haben und gemünztes Geld auch bei vielen Naturvölkern sich Bahn bricht, sobald ihr Verkehr an Ausdehnung gewinnt, bleiben bei den letzteren doch die alten Werthmesser, die auch bei uns vor Einführung der Münzen herrschten, noch lange Zeit im Gebrauch. Rohe Völker nehmen am liebsten solche Stoffe, die sie zu Schmuck verwerthen, oder unmittelbar benutzen können: zur Nahrung, zur Kleidung, zur Herstellung von Waffen und Geräthen. Das Metallgeld erscheint ihnen zu abstrakt. Allemal ergibt sich ein Fortschritt, wenn ein Volk bereits vom einfachen Tauschverkehre zu dem Handel übergeht, bei welchem bestimmte, allgemein giltige Werthmesser angewandt werden[2]). Und die Zahl der Stoffe, welche als Werthmesser noch jetzt im Gebrauche sind, ist ausserordentlich gross; sie sind allen drei Reichen entnommen und nicht einmal der Stein ist ausgeschlossen.

Steingeld. Am ausgebildetsten ist das Steingeld auf den Palau- oder Pelew-Inseln im Stillen Ocean. Es ist nach der Sage der Eingeborenen ein Geschenk der Geister, die aus dem Meere stiegen und es den Sterblichen zur Belohnung hinterliessen. Dieses Steingeld, Audou genannt, besteht aus kleinen Stücken von gebrannter Erde und aus natürlichen Glasflüssen, die zu regelmässigen Figuren abgeschliffen sind; sie haben ganz das Ansehen, als wären sie Produkte einer fremden, geschmackvollen Arbeit und es ist auch höchst wahrscheinlich, dass dieses Geld, welches nie vermehrt wird, von aussen auf die Inseln kam. Kein Eingeborener kann dieses Geld verfertigen, da ihm das Material dazu fehlt. Das Audou ist meistens durchbohrt und kann auf Fäden aufgezogen werden. Es gibt davon Stücke,

[1]) Münzen weichen indessen nur schwer aus dem Verkehr, wenn sie nicht unnachsichtlich von der Regierung eingezogen werden. In Indien sind die von Alexander dem Grossen noch nicht verschwunden und 1863 fand man in den Läden von Malaga neben spanischen Landesmünzen noch maurisches, römisches und sogar phönikisches Geld. Boyd Dawkins, Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Leipzig und Heidelberg 1876. 72.

[2]) Bei den Tauschmitteln haben wir schwankende, bei den Werthmessern feststehende Werthe. Schomburgk sah wie die Indianer Britisch-Guiana's der eine für denselben Gegenstand eine Flinte, der andere ein paar Perlen verlangte, ohne zu ahnen, welches Missverhältniss zwischen den beiderseitigen Forderungen obwalte. Rich. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. I. 175.



Steingeld von den Palau-Inseln.

1. Kluk.
2. Bungau.
3. Adolobok.
4. Kalebukub.
5. Kaldojok.
6. Kaldojok.
7. Barak.
8a und b Kalebukubs.
9. Kaldojok.

Nach dem Journal des Museum Godeffroy, Heft 4.

die von gleichem Werthe sind, aber es gibt keine zwei, die ganz identisch wären. Der Werth der kleineren ist durch den Gebrauch festgestellt; von den grösseren ist er bloss angenommen und hängt von der Schätzung des Besitzers ab; dieses grosse Geld entspricht daher mehr unseren Edelsteinen.

Audou bedeutet auf den Palau alles, es gibt keinen andern Reichthum neben ihm. Sogar unsre Waaren, die überall bei uncivilisirten Völkern die Hauptrolle spielen, sind hier weniger geschätzt.

Es wäre unmöglich, einen grossen Bungau oder einen Barak für Waaren einzukaufen. Das Palaugeld tritt in drei Arten auf, als gebrannte Erde, als Emaillen und als natürliches Glas. Von der ersten Art sind die Bungaus und Baraks, die ersten roth, die letztern gelb. Diese werthvollsten Geldstücke, in der Form von gebogenen Prismen geschliffen, sind nur im Besitze des ganzen Landes oder der reichsten Familien, gleichsam Staatsgeld, das sorgfältig aufbewahrt und Niemand gezeigt wird. Einzelne Stücke dieser gebrannten Erden werden zu 15,000 Mark geschätzt; aber nur in Folge eines Krieges könnten sie aus dem Staatsbesitze einer Insel in den einer andern übergehen. Die Emaillen zerfallen in Kalebukubs, Kluks, Adoloboks und einige Zwischenformen, deren Werth je nach der Schönheit, Farbe, Schliff und Aderung der einzelnen Stücke zwischen 45 und 75 Mark schwankt. Die dritte Art des Geldes besteht aus natürlichem Glas und kommt in blauer, hell- und dunkelgrüner Farbe vor, ist zu Prismen oder Kugeln geschliffen und heisst Kaldojok. Es ist diess das eigentliche Umlaufsgeld. Die einzelnen Stücke dieser Sorte, verschieden nach der Farbe und Form, haben auch verschiedene Namen. So heisst ein Kaldojok „mor a kajmong“ (er gilt für zehn) weil man dafür zehn Körbe Taro kaufen kann. Nun gibt es noch kleineres Geld für fünf Körbe, für eine Kokosschale voll Oel oder Palmsyrup; es ist dies zerbrochenes und unansehnliches Geld, welches nur von den Aermsten geführt wird. Wohl versuchten die Eingeborenen dieses Geld nachzumachen, allein die Fälschung ist leicht zu erkennen; sie benützen dazu Flaschenglas, Harz und dergl. aber es gilt dieses für Betrug, der bestraft wird.[1]).

Auch auf Yap, gleichfalls einer zu den westlichen Carolinen gehörigen Insel, ist Steingeld im Umlaufe oder vielmehr in Anwendung. Denn von den grössten Stücken, die unsern Mühlsteinen gleichen, kann man nicht wohl sagen, dass sie sich im Umlauf befinden. Um es fortzubewegen, wird ein Stock zum Tragen durch das Loch in der Mitte des Steins gesteckt, der sonst offen vor der Hütte des Besitzers paradirt. „Die Idee, solche Steine als Werthartikel zu gebrauchen, ist bei den Yapinsulanern wahrscheinlich durch die Betrachtung des ihnen unzugängigen Palaugeldes entstanden.“ Als Scheidemünze benützt man kleine thalergrosse Stücke derselben Felsart, sowie Perlmutterschalen, die an Stränge geknüpft werden.

---

[1]) Journal des Museum Godeffroy. Hamburg 1873. Heft IV. 49. — Semper, die Palauinseln. Leipzig 1873. 61.

Der Stoff zu dem Yapgeld kommt von den Palau-Inseln und zwar dienen dazu die dort häufigen Arragonitkugeln, zu deren Erlangung die Yaper die gefahrvolle Reise nicht scheuen. Je grösser die Kugeln sind, um so höher werden sie geschätzt und da die Reise weit ist, nimmt man möglichst viel Steine in das Boot, das dann leicht untergeht [1]).

Steingeld ist noch weiter durch die Südsee verbreitet und zwar bei den melanesischen Völkern, denen ja im beschränkten Masse auch die Bewohner der westlichen Carolinen zugerechnet werden müssen. Auf den weit von Yap entfernten Neuen Hebriden treffen wir das Nawalae genannte Geld, das als runde, halb durchsichtige Ringe von Kalkspath oder Feldspath von 5 bis 6 Fuss Dicke und 2 bis 40 Pfund Schwere geschildert wird [2]). Arragonit aber, aus dem die Yap-Insulaner ihr Geld hauen, ist eine Art Kalkspath. Allein schon dieses Geld würde auf Zusammenhang der Yapinsulaner und Bewohner der Neuen Hebriden hinweisen.

Muschelgeld. Der Stoff, aus dem das Steingeld hergestellt wird, hat an und für sich keinen Werth, oder nur einen äusserst geringen und kann höchstens als Schmuck seine Verwerthung finden, wie denn auch reiche Frauen auf den Palau-Inseln ihr Steingeld an den Hals hängen, wie bei uns reiche Bauernmädchen ihre Schaumünzen. Eine andere ursprüngliche Bedeutung können wir auch dem Muschelgelde nicht zuerkennen, das eine ausserordentliche Verbreitung besitzt.

Unter allen „Muscheln" hat keine einzige einen so hohen volkswirthschaftlichen Werth erlangt, als die Kauri, auch Schlangen- oder Otterköpfchen genannt (Cypraea moneta, französ. coris oder bouges, spanisch bucios, malayisch beja, was so viel wie Pflicht, Zoll, Steuer bedeutet und vermuthen lässt, dass sie seit uralten Zeiten die Stelle der Münze einnimmt). Diese Porzellanschnecke ist gelblich oder weisslich, breit eiförmig und 2 bis 3 Centimeter lang. In grösster Menge kommt sie bei den maladiwischen Inseln vor, wo sie nach älteren Angaben zweimal im Monate eingesammelt wird. Von da wird sie theils nach Bengalen und Siam, vorzugsweise aber nach Afrika ausgeführt. Eine bedeutende Menge geht auch erst nach Ceylon, von wo sie nach England verschifft werden, um dann von dort aus im afrikanischen Handel Verwerthung zu finden. Die Tonne

---

[1]) Journ. de Mus. Godeffroy. Heft II. 21. — Semper a. a. O. 168.
[2]) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. IX. 342. (1874.)

solcher Schnecken, von welchen die kleinere hellere und glänzendere Sorte die beliebtere und daher werthvollere ist, kostet in Ceylon 70 bis 75 Sfund Sterling.[1]) Auch von den Philippinen werden Kauris, doch nicht in bedeutender Menge ausgeführt. Dort werthen sie von 3¼ bis 3½ Dollars per Cavan oder Coyang (125 Pfund).

Nicht blos jene malayische Benennung für die Kauris, sondern direkte Funde weisen darauf hin, dass dieselben seit uralter Zeit als Münze oder wenigstens als Handelsgegenstand gelten. Man hat Kauris in den merkwürdigen Gesichtsurnen Pomerellens an der Ostsee gefunden und als 1873 Ausgrabungrn auf dem Boden der vorgeschichtlichen Stadt Birka in Schweden gemacht wurden, kamen zusammen mit kufischen (arabischen) Münzen aus den Jahren 893 bis 963 auch fünf Stück Kaurimuscheln zu Tage[2]). Nach Wright wurden Kauris zwischen angelsächsischen Alterthümern in England aufgefunden[3]). Grewingk hat sie in den heidnischen Gräbern Litauens nachgewiesen[4]).

Die arabischen Geographen erwähnen bereits im zehnten Jahrhundert der Kauris. Masudi bemerkt in seinen „goldenen Wiesen", dass die Königin der Lakkadivischen Inseln kein anderes Geld habe. Wenn, sagt er, ihre Schatzkammer leer ist, müssen ihre Unterthanen Zweige der Kokospalme in's Meer werfen; dann kommen die Muschelthiere an die Oberfläche, man sammelt sie, legt sie auf den Strand zum Trocknen, wäscht sie rein und die Königin hat wieder Geld. Dass die Kauris im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Indien im Umlauf waren, wissen wir aus dem chinesischen Reisenden Fa-hien[5]).

Schon die ersten portugiesischen Seefahrer, welche an die westafrikanische Küste kamen, fanden dort die Kauris als Geld im Verkehr vor. So erzählt Aloisius da Cadamosto[6]), der 1455 bis an's grüne Vorgebirge schiffte, dass die Azanegen und Araber „tiefer in's Land hinein" an einigen Orten kleine weisse Seemuscheln, so wie sie aus der Levante nach Venedig kommen, als Münze gebrauchen und eine gewisse Zahl davon, je nach dem Werthe der zu kaufenden Sache zu geben pflegen. Noch älter ist die Angabe des arabischen

1) Scherzer, statistisch-commmerzielle Ergebnisse. Leipzig und Wien 1867. 159.
2) Correspondenzblatt der deutsch. anthropol. Ges. 1872. 3. Globus XXVI. 240.
3) Transact. of the Ethnol. Soc. I. 328. (1861.)
4) Die heidnischen Gräber Russisch-Litauens. Dorpat. 1870. 213. 220.
5) Globus XXII. 309.
6) M. C. Sprengel, Beiträge zur Völker- und Länderkunde. Leipzig 1789. XI. 114.

Reisenden Ibn Batuta, der im 14. Jahrhundert zu Caucau (Gago) am Niger Kauris als Zahlungsmittel im Umlaufe sah [1]).

Den Grund dafür, dass die Kaurimuschel sich Eingang als Münze verschaffen konnte, finden wir in ihrer Verwendung als Schmuck; noch jetzt sieht man zuweilen die Riemen der Fleischer, an welche diese ihren Wetzstahl hängen, mit diesen Otterköpfchen geschmückt; noch im Beginne des Jahrhunderts war das Zaumzeug der sächsischen Husaren damit verziert; am obern Nil dient es noch zum gleichen Zwecke bei den Zäumen der Kamele. Wir finden diesen Schmuckstoff aber auch an den Zierraten der westasiatischen Völker des russischen Reiches, z. B. an den Brusthaften und Stirnbinden der Mordwinenfrauen und Tschuwaschinen und ganze Halsgehänge von Kaurimuscheln bei den Tscheremissenfrauen. Im arabischen Hadhramaut ist der Gürtel der Beduinenfrauen damit besetzt, in welchem sie das zum Holzfällen nöthige Beil tragen [2]). An schwerem silbernem Halsbande trägt der Toda in den Nilgirris ein Bündel der geschätzten Muscheln als Zierrat [3]).

Noch im 17. Jahrhundert war die Kaurimuschel in Indien, auf den Philippinen und in Siam als Kleingeld allgemein im Gebrauche. In letzterem Lande noch jetzt. Dort werden sie in gestrichenen Körben oder in nicht sehr genau geaichten Kokosnussschalen zugemessen, da das Zählen grösserer Summen zu viel Zeit wegnehmen würde. 250 bis 300 derselben machen ein Phai aus; der Phai ist der vierte Theil des Phuang, der kleinsten Landesmünze und acht Phuang sind ein Tikal (Silbermünze = 3 Franken [4]).

Am erstaunlichsten ist aber der Verkehr, der mit diesem Muschelgelde in Afrika getrieben wird. Es geht fast durch den ganzen Sudan, ist an der Ost- wie an der Westküste im Gebrauche. An der Ostküste ist Sansibar ein Hauptstapelplatz für den Kaurihandel; von dort gelangen sie in Trägerkarawanen nach dem Innern, oder auf Hamburger Schiffen nach Lagos an der Westküste. Sie werden übrigens bei der Insel Mafia in grosser Menge in den seichten Meeresarmen gefischt [5]). Grant, der Reisebegleiter Speke's erzählt, dass in der Landschaft Unjoro Kaurigeld früher noch vergraben wurde wie anderwärts geprägtes Geld, und dass

[1]) Ausland 1859 1112.
[2]) Ausland 1865. 347. von Wrede, Reise in Hadhramaut. Braunschweig 1870. 90.
[3]) Journ. of Anthropology. Juli 1870. 24.
[4]) Bastian, Reisen in Siam. 44. 213.
[5]) Von der Deckens Reisen in Ostafrika. I. 132. II. 250.

alte Leute sich noch daran erinnerten, wie vor 35 Jahren eine Kuh um 10 Kauri zu haben war, während man jetzt dafür eine ganze Ladung geben müsste [1]).

In den Fellataländern ist die Kauri das hauptsächlichste kursirende Geld und da man sie nicht, wie an der Westküste, in Schnüren zu je 100 Stück aufreiht, so ist das Zählen der Einzelnen ein sehr zeitraubendes Geschäft. Die allgemein übliche Weise ist hierbei je fünf und fünf zusammen abzuzählen und so Haufen von 200 und 1000 zu bilden. In Bautschi sind diese Muscheln, dort Uuri genannt, das ausschliessliche Zahlungsmittel; in Bornu nimmt man sie nur in den grossen Städten neben Kattunstreifen als Geld, doch dehnt sich ihr Gebrauch immer weiter aus; so wurden sie vor nicht langer Zeit in Bagirmi, wenigstens in der Hauptstadt Massenja, eingeführt [2]). In Guru fand Barth, dass 700,000 Stück den Werth von 330 Thaler, also etwa 2120 den von 1 Thaler hatten.

Früher wurde von Chartum aus ein nicht unbeträchtlicher Handel mit Kauris — hier el wadaa genannt — nach den Landschaften am obern weissen Nil und im Gebiete des Gazellenflusses betrieben, doch seit 1860 etwa hat derselbe fast ganz aufgehört. Nur die menschenfressenden Niam-Niam benutzen sie noch zu ihrem nationalen Schmuck und bei den Madi sind die Gürtel damit verziert [3]).

Am oberen Niger ist, wie wir durch Mage wissen [4]), die Stadt Segu die nördliche und westliche Grenze des Kaurigeldes; es kommt dorthin über Dahomé. Tausend dieser kleinen Muscheln sind dort durchschnittlich 3 Franken werth; allein dieser Werth ist sehr willkürlich, weil das Silber keinen Kurs hat und die Waaren unglaubliche Schwankungen erleiden. In Segu zeigt übrigens das Zählen dieser Muscheln eine Sonderbarkeit, deren Ursprung Mage nicht zu erklären vermochte. Man zählt sie zwar nach 10, welches die Grundlage des Zählungssystems zu sein scheint; allein statt zu zählen $10 \times 10 = 100$, zählt man $8 \times 10 = 100$; $10 \times 100 = 1000$; $10 \times 1000 = 10{,}000$; $8 \times 10{,}000 = 100{,}000$, so zwar, dass das 100 nur 80 ist, das 1000 nur 800, das 10,000 nur 8000, das 100,000 nur 64,000. Dieses Geld aber gilt nur für die laufenden Ausgaben und als Rech-

[1]) Grant, A walk across Africa. London 1864.

[2]) Barth, Reisen in Nord- und Centralafrika. Kleine Ausgabe. I. 245. — Rohlfs, Quer durch Afrika. II. 126. 160.

[3]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. 327. 446. 541.

[4]) Bulletin de la soc. de géographie. Oktober 1866.

nungsmünze; es vertritt etwa unsre Pfennige. Für die Banknoten und Goldstücke tritt dann der Sklave ein.

In Dahomé, wo Gold nur zum Schmuck verwerthet wird, ist gleichfalls die Kaurimuschel die landesübliche Münze, hat aber als Handelsartikel zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten einen verschiedenen Werth (etwa 8 = 1 Cent.). Alle Abgaben und Zölle werden darin entrichtet. Als Schlagbaum dient ein quer über die Strasse gespannter Strick, der erst fällt, wenn für die durchziehenden Thiere und Waaren die Kaurimuscheln bezahlt sind[1]). Die Rechnung nach Kauris in Dahomé ist folgende: 40 Bouges oder Kauris machen 1 Toki (Strang); 5 Toki = 1 Gallinha (Huhn, weil dieses der Preis des Huhnes ist); 5 Gallinhas = 1 Ackey (2½ Mark); 4 Ackey = 1 grosses Cabess (Cabeça portugiesisch Kopf, 10 Mark). „Es ist", sagt Burton, ein angenehmes Geld; um zwei Pfund Sterling zu tragen, ist ein Mann nothwendig." Bei festlichen Gelegenheiten wirft der König von Dahomé Stränge dieses Geldes unter seine Unterthanen, die wie rasend darüber herfallen, sich schlagen, beissen, kratzen und darum balgen, als ob es Gold wäre.

Burton fand Abeokuta förmlich mit Kauris überschwemmt; früher war dort die kleine indische Muschel, die 60 Pfund Sterling per Tonne in ihrer Heimat, 80 Pfund an der afrikanischen Küste kostete, die Landesmünze. Da kamen die in Sansibar ansässigen Hamburger und führten die grössere blaue und billigere ostafrikanische Art ein und verdrängten die indische Waare, wobei sie fünfzig Procent gewannen. Die Kaurirechnung in Abeokuta ist folgende: 40 Kauris = 1 Strang (Ojo), welcher 1 Farthing bis 1 Penny werth ist; 1 Strang zu 50 Kauris heisst Adotta; 5 Stränge = 1 Bündel; 10 Bündel oder 50 Stränge oder 2000 Kauris = 1 Kopf (Egba, Egbawa), ursprünglicher Werth 1 Dollar, doch zu Burtons Zeit 2 Schilling oder 1 Schilling 5 Pence; 10 Köpfe = 20,000 Kauris = 1 Korb (Okkekan), Werth 18 Schilling; 20 Köpfe = 1 Unze Goldstaub = 4 Pfund Sterling. Die Eingeborenen haben eine Menge Namen und Unternamen für die einzelnen Kauriwerthe[2]).

In den Kimbundaländern (Westafrika) werden je nach der Entfernung von der Küste 25—50 Stück Kauris (Busio der Portugiesen) auf ein Nandu (Elle) Stoff gerechnet[3]).

---

[1]) Burton, Mission to Gelele, King of Dahome. London 1864. I. 162. II. 3. 4.
[2]) Burton, Abeokuta and the Camaroon Mountains. London 1863. I. 318.
[3]) Ladisl. Magyar, Reisen in Südafrika. I. 295.

nützt werden, das Geld, sie wurden zu diesem Zwecke in Säcke zu 24,000 Stück (d. i. zu drei Xiquipilli) gefüllt, doch fand fast nur die weniger nahrhafte grössere Sorte des Cacao diese Verwendung. Dergleichen bildeten auch im alten Nicaragua das Umlaufsmittel und Columbus auf seiner vierten Reise fand sie als Geld auf der Insel Guanaja an der Küste von Honduras. Von dem sonderbarsten Gelde aber, welches noch über die Kanonen der Dajaks und die Mühlsteine der Yapinsulaner geht, hören wir bei den Mischmis in Assam. Sie schmücken ihre Wohnungen mit den Schädeln von Büffeln, Hirschen, Tigern, Affen, deren oft mehrere Hundert bei Häuptlingen sich finden. Nach der Anzahl derselben bemisst sich der Reichthum eines Mannes, denn sie dienen auch als Geld, für das man bei anderen Stämmen Sklaven und Messer eintauscht. Cooper, dem wir diese Mittheilung verdanken, bemerkt: „Das Wort „Kopf" hat demgemäss bei den Mischmis eine sehr weite Bedeutung und bezeichnet im Handel Tauschmittel der verschiedensten Art, z. B. auch einen eisernen Topf, ein Stück Zeug und dergleichen mehr"[1]). An Stelle der Scheidemünze bedienten sich die Isländer des Stockfisches. „So werden auch alle Contracte, Käufe und Handelungen nach Fischen getroffen und in Fischen geführet. Nämlich ein Speciesthaler gilt allemal 48 Fische und eine einfache Krone ist vom Könige gesetzet zu 15, eine doppelte zu 30 Fischen. Einen Fisch rechnet man zu 2 Pfund oder 2 Pfund schwere Fische machen allezeit einen Schilling Lübisch aus"[2]). In Neusüdwales bildete zu Anfang des Jahrhunderts der Rum den Werthmesser, in Virginien früher einmal der Tabak. In einigen Theilen China's hatte man in alten Zeiten Schildpat als Geld, auf den Fidschiinseln Haifischzähne. Während Reis auf Magindanao (Philippinen) die Scheidemünze bildet, rechnet man im Grossen nach Kangans, groben dünngewebten Baumwollstoffen aus China, die man zu fünfundzwanzig in Rollen packt. Dass Glasperlen im Verkehr mit Negervölkern eine grosse Rolle spielen, ist allgemein bekannt. Auf die Auswahl der Sorten, die der Mode unterworfen sind, hat der Händler grosse Sorgfalt zu verwenden, da sie oft seine einzige Münze, wie z. B. bei den Ovambos sind. In Ondonga legt man den höchsten Werth auf grosse rothe von ovaler und cylindrischer Form, grosse weissblaue, kleine dunkle indigoblaue, kleine schwarze mit rothen

[1]) Globus XXI. 361. — Bastian, Siam 18. — Waitz, Anthropol. der Naturvölker. IV. 101. — Cooper, The Mishmee Hills, London 1873.

[2]) Herrn Johann Andersson Nachrichten von Island. Hamburg 1746. 130.

Flecken und rothe im Allgemeinen [1]). Bei den Indianern am Madeirastrom im Innern Brasiliens bilden sie eine wirkliche Scheidemünze, „eine Art von Kauri“ [2]). Aji, eine Art spanischer Pfeffer, Ulupica genannt, gilt als Scheidemünze in einzelnen Ortschaften von Bolivia und Peru [3]).

Ein Fortschritt ergibt sich allemal, wenn die Werthzeichen oder Werthmesser aus einem Stoffe bestehen, der auch anderweitige Verwendung im Leben findet, wenn er zur Bekleidung oder zur Herstellung von Geräthen dienen kann. Auch Nahrungsmittel gehen als Geld, so unter den Mongolen der grobe Ziegelthee, welcher das wirkliche Geld des Landes bildet, neben dem nur wenig chinesisches Silber umläuft [4]). In Urga fand Prschewalski, dass man sogar nach Bruchtheilen von Ziegelthee rechnete. So kostete ein Hammel 12 bis 15, ein Kamel 120 bis 150, eine chinesische Pfeife 2 bis 5 Stück Ziegelthee; waren auch Rubel und chinesische Lans im Umlauf, so bezahlte man doch gewöhnlich nach Ziegelthee [5]). Vor allem aber sind es die vielfach verwendbaren Metalle, von denen die wichtigsten und am leichtesten in ihrem elementaren Zustande darstellbaren als Werthmesser bei Naturvölkern Eingang fanden.

Eisengeld. Gelegentlich seiner zweiten Heerfahrt nach Britannia (54 v. Chr.) erzählt uns Cäsar von den alten Briten: „Als Geld braucht man entweder Kupfer- oder Eisenstäbe von bestimmtem Gewicht“ [6]). Dieser Gebrauch, das nützliche Eisen in Stabform als Geld in Umlauf zu setzen, hat sich bis zum heutigen Tage in Afrika mannichfach erhalten. „In ihrem früheren Handel mit den Europäern,“ sagt Mungo Park von den Einwohnern der Senegalländer, „war Eisen die von ihnen am meisten geachtete Waare. Durch dessen Nutzen, da es die Werkzeuge des Krieges und Ackerbaues gibt, wurde ihm vor allem andern der Vorzug ertheilt. Eisen wurde daher bald der Massstab, nach welchem sich der Werth aller andern Waaren bestimmte. So wurde eine gewisse Menge Waaren, von welcher Art sie auch sein mochte, die dem Werthe eines Eisen-

[1]) Andersson, Südwestafrika. I. 219. Ausführlich gibt Livingstone (Letzte Reise, deutsche Ausgabe I. 220) die verschiedenen Perlenarten an, welche in Afrika als Werthmesser umlaufen.

[2]) Keller-Leuzinger, Vom Amazonas und Madeira. Stuttgart 1874. 104.

[3]) Tschudi, Reisen in Südamerika. V. 260.

[4]) A. Michie, The Sibirian Overland Route. London 1864. 103.

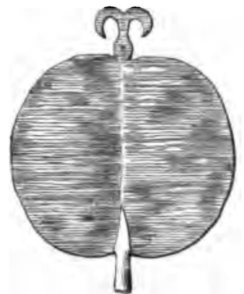
[5]) Prschewalski, Reisen in der Mongolei. Jena 1877. 8. Daneben finden aber schon gefälschte russische Rubelscheine ihren Eingang. Das. 33.

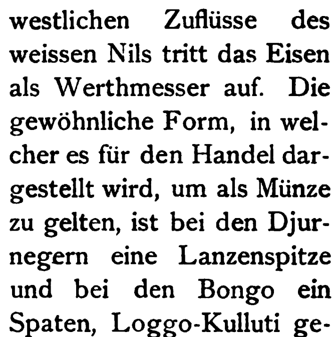
[6]) De bello gallico. V. 12.

stabs gleichzukommen schien, in der Sprache der Handelsleute ein Stab oder Barre dieser oder jener Waare genannt. Zwanzig Rollen Tabak wurden z. B. als ein „Stab Tabak“ betrachtet und eine Gallone Branntwein als ein „Stab Rum“; denn ein Stab einer Waare wird stets einem Stabe einer andern Waare gleichgeschätzt. Da indessen, nach Verhältniss des Ueberflusses oder Mangels der auf dem Markte vorhandenen Waaren in Rücksicht der Nachfrage deren gegenseitiger Werth nothwendig einem steten Schwanken unterworfen sein muss, so ist grössere Genauigkeit für nothwendig erachtet worden, und gegenwärtig (1795) ist der laufende Preis eines Stabes von jeder Art von den Weissen auf zwei Schilling festgesetzt“ [1]).

Eisenstücke sind südlich von Uandala (11° nördl. Br.) als Münze im Verkehr, während nördlich davon Kattunstreifen die Stelle des kleinen Geldes vertreten, und in Bagirmi sah Nachtigal, wie Wurfeisen in Getreide umgewandelt wurden; dieses war nämlich die einzige Münzsorte, welche die Eingeborenen für Getreide annahmen [2]).

In Bonny an der Nigermündung dient ein hufeisenförmiger Halbring, Igbi oder Manilla genannt, als Münze. Früher aus Eisen bestehend, ist er jetzt meistens aus Kupfer und weit durch Afrika verbreitet [3]). Dass dieses hufeisenförmige Eisengeld bis zum Gabon reicht und dort bei den Mpongwe in Bündeln von acht bis zehn Stück umläuft, wissen wir durch Wilson, der hinzufügt, sie seien nicht blos Tauschmittel, sondern real currency [4]).







Loggo Kulluti. Loggo melot.
Eisernes Geld der Bongo. (Nach Schweinfurth.)

Auch im Gebiete der westlichen Zuflüsse des weissen Nils tritt das Eisen als Werthmesser auf. Die gewöhnliche Form, in welcher es für den Handel dargestellt wird, um als Münze zu gelten, ist bei den Djurnegern eine Lanzenspitze und bei den Bongo ein Spaten, Loggo-Kulluti genannt, eine flache, etwa tellergrosse Eisenplatte von etwa 1/3 Meter Durchmesser, mit Stiel und ankerartigem Fortsatze am entgegen-

[1]) Mungo Parks Reise in das Innere von Afrika. Hamburg 1799. 32.
[2]) Rohlfs, Quer durch Afrika. II. 62. — Nachtigal im Globus XXIV. 231.
[3]) Bastian, geograph. und ethnolog. Bilder. Jena 1873. 171.
[4]) L. Wilson, Western Africa. London 1856. 304.

gesetzten Ende. In dieser Gestalt spielt das Eisen in der That die Rolle gemünzten Geldes, wird es von den Reichen aufgespeichert und als Conventionsmünze, um jeden Kauf auszuführen, in Umlauf gesetzt. Auch zahlt der Freie damit seine Hochzeitsgabe[1]).

Diese Beispiele, welche sich leicht vermehren liessen, mögen genügen, um die weite Verbreitung des Eisengeldes in Afrika darzuthun. In Asien finden wir aber ganz ähnliches. Die französische Expedition unter de Lagrée sah in Stùng Teng in Kambodia als Scheidemünze kleine platte Eisenstücke von rautenförmiger Gestalt; sie sind in der Mitte etwa 3 Centimeter breit, kaum 1 Centimeter dick, aber 14 bis 15 lang und wiegen etwa 200 Gramm. Zehn Stücke gehen auf einen Tikal. „Dieses widerliche, höchst unbequeme Geld, gibt dem Eisen einen Werth, welcher den, den es in civilisirten Gegenden hat, um das Acht- bis Neunfache übersteigt; es kommt aus der kambodischen Provinz Tonly Repu. Für eine solche Eisenbarre geben die Leute gern zwei Hühner“ [2]).

Wie Plutarch ausführlich erzählt, befahl Lykurg in Sparta die Abschaffung aller Gold- und Silbermünzen und führte zum alleinigen Gebrauche eisernes Geld ein. Dem letztern gab er neben seiner bedeutenden Schwere und Massenhaftigkeit nur eine ganz geringe Geltung, so dass ein Werth von 10 Minen (etwa 750 Mark) einen grossen Raum zur Aufbewahrung und einen zweispännigen Wagen zum Wegfahren brauchte. „Mit der Einführung dieses Geldes, sagt Plutarch, fielen gar manche Arten von Vergehen für Lacedämon weg. Wer sollte noch stehlen, sich bestechen lassen, betrügen oder rauben, da es ebensowenig möglich war, den Gegenstand zu verbergen, als ein wünschenswerthes Glück ihn zu bekommen?“ Im übrigen Griechenland aber lachte man über das Eisengeld[3]). Uebrigens war den alten Hellenen auch das Eisen als Werthmesser bekannt, neben Sklaven, Rindern und Häuten (Ilias VII. 472).

> Da denn kauften vom Weine die lockigen Männer Achäas,
> Einige Erz umtauschend und Einige funkelndes Eisen,
> Andere Häute von Stieren und andere lebende Rinder,
> Andre Gefangne der Schlacht.

Von der blosen Barrenform ging man später zu einer conventionellen, dem Bedürfniss entsprechenden Gestalt über, wofür der griechi-

---

[1]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. 224. 306.

[2]) Globus XX. 19.

[3]) Plutarch, Lykurgos. Kap. IX.

sche Obolos vielleicht ein Beleg ist, da hiermit das älteste eiserne Geld bezeichnet wurde, welches die Form von Spiessen hatte [1]).

Kupfer. Von werthvolleren Metallen dienen Kupfer, Bronze, Zinn als Werthmesser neben dem Eisen und oft dieses ablösend bei vielen Völkern. Wie statt der hufeisenförmigen Eisenstäbe in Bonny solche aus Kupfer eingeführt wurden, haben wir schon gezeigt. Neben dem Eisen bürgert sich im Lande der menschenfressenden Niam-Niam mehr und mehr englisches Stangenkupfer von 2 Centimeter Durchmesser ein. Um für den Kleinbedarf geeignete Scheidemünzen herzustellen, führen die Niam-Niam-Expeditionen unter der Zahl ihrer Träger stets einige Schmiede mit sich, welche aus den grössern Stangen und Barren Ringe von allen Grössen formen, vom Umfange einer Armspange bis zum kleinen Fingerringe. Für einen Kupferring von der Grösse, um ihn einem Finger anpassen zu können, erhält man ein Huhn, obgleich der Kupferwerth nur 3 Pfennige beträgt [2]). In Amerika, welches vor der Entdeckung kein Eisen kannte, tritt uns gleich Kupfer als Werthmesser entgegen, das im alten Mexiko in 3 bis 4 Finger breiten Stücken von der Form des T circulirte; dazu auch Zinnplatten, Baumwollstreifen und Gold in Gänsekiele eingeschlossen [3]). Zu Bassac und Ubon in Kambodia läuft heute noch als Scheidemünze das kupferne Lat um; es ist ein daumendickes Stück und 6 bis 7 Centimeter lang [4]). Auch Zinn kommt als Werthmesser vor, so in Darfur, und zwar in Form kleiner Ringe von verschiedener Art, so dass ein gleich grosses Stück Baumwollenstoff bald mit 100, bald mit 140 Ringen bezahlt wird [5]). Dass dort auch Stoffe als Geld circuliren, wurde schon erwähnt.

Das umfangreichste Metallstück, welches aber als Zahlungsmittel verwandt wird, sind bronzene Kanonenläufe und zwar auf Borneo. Dies ist nicht etwa Redewendung; es sind schwere Geschützrohre, die nach dem Gewicht per Pikul (à 1⅓ Ctr.) bezahlt werden. Diese seltsamen Landesmünzen haben die einzige Tugend, dass sie nicht

---

[1]) F. Hultsch, Griechische und Römische Metrologie. 126.

[2]) Schweinfurth a. a. O. I. 541.

[3]) Waitz, Anthropol. der Naturvölker. IV. 101. Die Azteken hatten für die beiden edlen Metalle die gemeinsame Benennung: Teocuitlatl, das heisst Götterdreck. Sie unterschieden custic Teocuitlatl, gelber, und iztac Teocuitlatl, weisser Götterdreck. Der erstere ist Gold, der zweite Silber. Buschmann, Ortsnamen der Azteken. Berlin 1854. 642.

[4]) Globus XX. 19.

[5]) Brown's Reisen in Afrika etc. Weimar 1800. 339.

leicht verloren oder gestohlen werden. Jeder Häuptling trachtet darnach, ein solches Geschoss, das in Bruni gegossen wird, zu besitzen;[1]) es ist ein „eiserner Bestand", eine Art Staatsschatz, wie der aus gebrannter Erde bestehende Barak eines Palauhäuptlings.

Salzgeld. Mit den Metallen rivalisirt als Werthmesser das unentbehrliche Salz.

Marco Polo (13. Jahrhundert) erzählt von Caindu in China (nach v. Richthofen Kiän-tschang), dass dort Goldstangen als Münze galten. „Die Scheidemünze aber machen sie so: sie haben Salz, welches sie kochen und in eine Form bringen, die unten flach, oben rund ist, und jedes Stück davon wiegt etwa ein halbes Pfund. Nun sind achtzig solche Salzkuchen einen Saggio feinen Goldes werth, welches eine Gewichtsbezeichnung ist, und so dient ihnen das Salz als Scheidemünze"[2]).

Salzziegel als Zahlungsmittel statt des Geldes in der Sahara südlich von Marokko erwähnt schon Ibn Batuta (14. Jahrh.)[3]). Noch heute finden wir vielfach das Salz geradezu als Münze namentlich in Abessinien. „Gemünztes Geld," erzählt Pater Hieronymus Lobo, der 1622 nach Habesch kam, „gibt es in diesem Lande nicht. Die eigentliche Münze des Landes bildet das Salz. Man gibt es in Stückchen eine Palme lang und vier Finger dick und breit. Diese Salzstückchen sind nach der Verschiedenheit der Entfernung von den Salzthälern von höherem oder geringerem Werthe. Nahe bei diesen bekommt man 100 Stückchen für einen Thaler, etwas weiter für 80, dann 60 u. s. w. Am Hofe gelten 10 und in einzelnen sehr entfernten Landschaften drei ein Dezime genanntes Goldstückchen. Man schätzt in diesem Lande das Salz so sehr, dass jeder davon beständig ein Stückchen bei sich trägt. Begegnen sich zwei Freunde, so zieht jeder sein Salzstückchen heraus, gibt es dem andern zu lecken und steckt es dann wieder ein[4]). Die Salzstücke werden im Osten der abessinischen Alpen, in der grossen Salzdepression von den Afar gewonnen, die hier das ganze Jahr unter Palmen in Höhlen leben. Ein Kamel trägt 500, ein Maulthier 250, ein Esel 200, ein Mädchen 60 solcher Salzstücke fort, die in der Form eines Wetzsteines zugehauen sind und jeder 36 Loth wiegen. Sie heissen in der Tigrésprache Keila, auf amharisch Amóle. Ihr Werth verliert

[1]) Ausland 1865. 1050.
[2]) Verhandlungen der Ges. f. Erdkunde zu Berlin. 1874. No. 1. 36.
[3]) Ausland 1859. 1110.
[4]) P. Hieronymus Lobos Reise nach Habessinien. Deutsch. Zürich 1793. 166.

je nach der Entfernung von der Mine, der Jahreszeit — weil das Salz während der Regenzeit an Gewicht verliert — und nach Ueberfluss oder Mangel am Platze. Der gewöhnliche Preis ist noch jetzt, wie zu Lobos Zeiten, ein Maria-Theresia-Thaler für 100 Stück; in Adoa erhält man 40, in Gondar 30 Stück für einen Thaler. Zur Schonung ist jede einzelne Amóle mit einem Baststreifen umgeben und wird beim Handel sorgfältig in der Hand gewogen.[1]) Es ist überraschend, dass die Kissama am Koanza in Angola das Steinsalz ganz genau so wie die Abessinier wetzsteinförmig zuhauen und in Rohr geflochten als Geld benutzen[2]).

Zeuggeld. Direkten Nutzen, wie Salz und Eisen, gewähren auch Zeugstoffe, die sich leicht in kleine Stücke zerlegen lassen und daher vielfach Anwendung als Scheidemünze finden. Wie allmählich ein Zeugstoff zu Geld und zwar zu gemünztem Metallgelde wird, können wir bei den sogenannten Macuten der Congoküste verfolgen. Ruy de Pyna, welcher gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, erzählt, der König von Congo habe nach Portugal unter andern Geschenken Pagnan aus Palmenfaser gesandt, die schön gewebt und mit bunten Farben verziert waren. In der Landessprache hiessen diese Geflechte Macuten, eine Bezeichnung, die auch auf Cattun, Leinwand- und Seidengewebe übertragen wurde. Nach ihnen wurde im Handel Niederguineas der Werth aller Waaren bestimmt und die Portugiesen begannen die Macuten zu stempeln, um ihren Werth zu bezeichnen. Man hatte also einen Zeugstoff mit einem Werth- oder Münzstempel darauf. Nun prägte man äquivalente Kupfermünzen, welche Macuten, wie das Zeug, genannt wurden und 50 Rees galten. Dazu kamen in Angola gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Silbermacuten.[3]) Als die Kupfermacuten 1694 von Portugal aus in Angola eingeführt wurden, stiessen sie auf grosse Abneigung und Widerstand in der Bevölkerung. Die Truppen, welche damit ausgezahlt wurden, revoltirten und der Gouverneur Henrique de Magalhães liess deshalb fünf Soldaten erschiessen[4]).

An der Loangoküste und dem dahinter liegenden Waldlande

---

[1]) Munzinger in Proc. of the Roy. geogr. Soc. XIII. 219. 1869. — v. Heuglin, Reise nach Abessinien. Jena 1868. 252.

[2]) Journ. Anthropol. Institute V. 201.

[3]) L. Degrandpré, Reise nach der westlichen Küste von Afrika. Weimar 1801. XXI u. 38.

[4]) Travassos Valdez, Six years of traveller's life in Western Africa. London 1861. II. 153.

Mayumbe cursirt noch jetzt Mattengeld oder Umbongo, befranzte Quadrate von etwa 1 Quadratfuss Grösse, von denen 100 ein Tuchstück oder Paño ausmachen. Es dient zum Einwickeln oder zusammengenäht zu Kleidern. An der Küste aber wird es nur noch zu Begräbnissen verwandt, zu symbolischen Bezahlungen und die Abgesandten der Fürsten tragen meist ein Stück desselben in der Hand [1]).

Ueber Werthmesser und Tauschmittel im Innern Sudans haben wir durch Heinrich Barth sehr eingehende Nachrichten erhalten. Die Tobe, das Baumwollengewand, spielt eine grosse Rolle; in Adamaua circuliren schmale Streifen einheimischer Baumwolle, in Kanem weisse Baumwollenhemden, in Diköa Baumwollenstreifen und Muscheln, in Loggone solche Streifen von zwei bis drei Zoll Breite, aber jetzt nicht mehr Eisenstücke, welche dort noch Major Denham im Umlaufe fand; in Bagirmi hat man Baumwollenstreifen von unregelmässiger Länge, sogenannte Forda, und grössere Gegenstände kauft man für Hemden, deren Werth siebenzig bis anderthalb hundert Forda beträgt [2]). Im Suluarchipel sind Baumwollstoffe das gewöhnliche Umlaufmittel mit besonderem vom Sultan festgestellten Werth. Ein Cangyan ist 6, ein Kausung 4 Klafter lang; beide gelten circa einen Piaster; letzteres ist der feinere Stoff. Zu kleinen Zahlungen nimmt man Reis in Hülsen, der abgemessen wird [3]).

Auch im nördlichen Abessinien, in Tigrié, sind Baumwollenstreifen von 8 Ellen Länge und 1 Elle Breite, sogenannte Girbab, als Werthmesser im Umlaufe. Ihr Werth ist aber sehr schwankend [4]). Zu Tarapoto bei Mojobamba im östlichen Peru circulirt grobes Baumwollenzeug als Geld, von dem die Elle etwa 40 Pfennig werthete. Eine Kuh galt 100 Ellen dieses Tocuyo, ein Schaf 12 Ellen, 25 Pfund Kaffe 6 Ellen u. s. w. [5]).

Auch am Huallaga ist Baumwollengarn Werthmesser. Eine Frau vermag dort täglich 4 Knäuel im Werthe von 25 Cents zu spinnen. Diese Knäuel are very generally used as currency, there being little money in the country [6]).

In Darfur besteht das wesentliche Umlaufsmittel aus Tirek

---

[1]) Bastian, Loangoküste. I. 159.

[2]) Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. V Bände. Gotha 1857—58. An vielen Stellen.

[3]) Ausland 1848. 955.

[4]) R. Andree, Abessinien. 110.

[5]) Damian v. Schütz im Ausland 1866. 1212.

[6]) Herndon, Exploration of the valley of the Amazon. Washington 1854. 155.

(Sing. Tirke), Stücke von grobem grauem Shirting, der zu Siut in Oberägypten dunkel- oder hellblau gefärbt und in Stücke von 4 Ellen Länge zerschnitten wird. Auch in Asien ist häufig das Zeug Werthmesser. Als die Tscherkessen noch keine gangbare Münze hatten, machten sie alle ihre Kontrakte nach Bocassinen (Leinwandstücken), welches ein Stück gerade gross genug zu einem Hemde ist. So berechneten sie jeden Kauf, schätzten sie alle Waaren nach Bocassinen[1]).

Pelzgeld. Die alten nordischen Völker Europas hatten als Werthmesser das Pelzwerk. Bussen wurden mit solchem bezahlt; für ein ehrenrühriges Wort musste bei den Skandinaviern ein Fuchspelz, für eine Ohrfeige ein Marderfell erlegt werden, für schwerere Vergehen Hermelin und Zobel. Von den Wolgabulgaren berichtet Ibn Dasta, dass ihr Hauptreichthum in Marderfellen bestand, welche ihnen die Münzen ersetzten, da sie geprägtes Geld nicht kannten. Jedes Fell war gleich 2½ Dirgem (45 Kopeken)[2]); dass Pelzwerk das gewöhnliche Geld der Russen war, bemerkt schon Ruysbroek[3]). Bezeichnend ist auch das russische und polnische Kuny = Geld, weil daraus hervorgeht, das man die Felle des Marders (kuna) als Geld verwendete[4]). Der Zobel ist noch heute Werthmesser bei den Jägernomaden Sibiriens. In Nordamerika, in dem weit ausgedehnten Gebiete der Hudsonsbay-Gesellschaft, dient noch immer bei den Indianern als Massstab beim Tausch ein Biberfell, ein Abiminikwa, wie die braunen Jäger sich ausdrücken; die canadischen Handelsleute nennen es ein Plus. Drei Marder, acht Bisamratten und ein Luchs oder ein Wolverenefell stehen zusammen einem Biber gleich; auf einen Silberfuchs, Weissfuchs oder einen Fischotter kommen zwei Biber. In Fort Jukon in Alaska ist eine „Haut" der Werthmesser. Darunter versteht man ein Biberfell, das gleich zwei Schillingen gehalten wird. Fragt man nach dem Werthe eines Beinkleides, so heisst es „Sechs Häute" [5]). Auf den Färöer rechnete man nach Skins, d. i. Schaffellen, nämlich 1 Skin = 4 Schilling dänisch oder 2 Schilling Lübisch, obgleich dieselben in natura weder gegeben noch genommen wurden[6]).

---

1) v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. I. 596.
2) Bestushew Rjumin, Geschichte Russlands, Mitau 1873. I. 58.
3) Recueil de voyages et mémoires publ. par la soc. de géogr. Tome IV. 329.
4) G. Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1874. 55.
5) Whymper, Alaska, deutsche Ausgabe. 248.
6) Herrn Joh. Andersson Nachr. von Island. Hamburg 1746. 131.

Ochsen. Die Helden von Troja schätzten noch den Werth ihrer Rüstungen in Ochsen ab. In Medien und Persien erscheint, wie sich aus den Zendschriften ergibt, Vieh als Geld (pecunia) und nach dem Gesetzbuche Zoroasters zahlte man Vieh als Geld. Zahlreich sind die afrikanischen Völkerschaften, bei denen noch heute der Reichthum nach Kühen bemessen wird. In Latuka, westlich vom weissen Nil, ist der Preis eines hübschen kräftigen Mädchens zehn Kühe. „Daher wird ein Mann, der reich an Rindvieh ist, auch reich an häuslicher Seligkeit sein, da er über viele Weiber gebieten kann.“ Im Damaralande zahlt man zwei Ochsen und eine Kuh bis drei Ochsen und zwei Kühe für ein Weib [1]. Bei den Kirgisen wird das Sühnegeld bei Tödtung oder Ehebruch nach Pferden berechnet [2].

Bei den Osseten im Kaukasus ist die Kuh normale Einheit des Preises für jeden Werth, sie ist das ursprünliche Geld, wie dies bei Römern und Germanen der Fall. Es heisst daher stets: der Gegenstand ist zwei, drei, vier Kühe oder auch $^1/_{10}$, $^1/_{100}$ einer Kuh werth. Der Ochse gilt hierbei für zwei Kühe. Die Osseten kennen jedoch schon lange gemünztes Geld und in den an Grusien angrenzenden Theilen hat der Ausdruck zwei bis drei Kühe einen bestimmten Kurs im gemünzten Gelde [3]. In Kukunor und Zaidam wird der Werth der Waare nicht nach Geld, sondern nach Schafen berechnet [4]. Eigenes Geld besassen die alten Germanen nicht; sie tauschten Gut gegen Gut. Zum Kaufmittel dienten Rinder, Pferde, alles Vieh: dies ging an Geldes statt. Die Lex Saxonum 66 bestimmt den Werth der verschiedenen Solidi und andere Geldwerthe in Rindern und Schafen. Daher denn auch in der deutschen Sprache, wie im lateinischen, Worte, die ursprünglich den Begriff des Viehs bezeichneten auf das Geld, sobald dies in Gebrauch kam, übertragen wurde; faihu selbst schon im Gothischen [5].

Sklaven. Schliesslich hat der Mensch dem Menschen Werthmesser sein müssen, denn in weiten Kreisen, namentlich in Afrika, dient der Sklave als solcher. Wenn wir weiter oben nach Mage erwähnten, dass in Segu am Niger mit Kauris bezahlt wurde, so sind diese doch nur Scheidemünze. Wie man bei uns starke Summen in Gold und

---

1) Baker, Nilquellen. I. 194. — Andersson, Südwestafrika. 213.
2) Radloff in Zeitschrift f. Ethnol. III. 307. (1871.)
3) v. Haxthausen, Transkaukasia. II. 30.
4) Prschewalski, Reisen in der Mongolei. 346.
5) Wackernagel, Kleinere Schriften. I. 55.

Banknoten wegleiht, gilt dort der Mann, die Frau, das der Mutter entrissene Kind als courantes Geld. Oft hörte Mage: „Was kostet dieses Pferd?" Antwort: „Drei Gefangene." — „Wie viel dieser Ochse?" „Einen halben Gefangenen." Letzterer wird natürlich nicht in natura bezahlt; man gibt dafür einen schlechten Sklaven, der nicht den vollen Werth von 20,000 Kauris hat, oder ein Kind. Die höchste Landesmünze ist ein schöner fünfzehnjähriger Jüngling, der einen Kriegersklaven abgeben kann. Ein schönes Mädchen, im Besitze aller ihrer physischen Vorzüge und zu einer Tara (Beischläferin) geeignet, macht ihm indessen bisweilen den Rang streitig. Aber nicht blos in Afrika ist in dieser Weise der Sklave Werthmesser, auch in vielen anderen Ländern, z. B. in Neu-Guinea. Der Preis der Waaren wird nach „Sklaven" bestimmt, die wieder nach rothem oder blauem Calico abgeschätzt werden [1]).

Der Schirm als Würdezeichen.[2])

Die Erfindung des Schirmes — wenn wir von einer solchen bei dem einfachen Gegenstande reden dürfen — gehört dem Orient an; dort ergab sich am leichtesten das Bedürfniss, das Haupt vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen und im Schatten eines tragbaren Schutzdaches zu wandeln. Dass dieser Schirm und Schatten, der bei uns selbstverständlich Jedermanns Recht ist, zu einem Privilegium für Grosse werden konnte, erscheint heute schwer zu erklären. Denn nur Herrschern im Oriente kam der Schirm als Würdezeichen zu und noch heute gilt er in derselben Eigenschaft in einem grossen Theile Asiens und Afrikas. Wir wollen es versuchen, diesen Gegenstand zu verfolgen, wobei wir ohne Zwang von den ältesten Zeiten der Geschichte bis in die frische Gegenwart geführt werden und heute noch Gebräuche in der Ausübung finden, die genau so vor mehreren Jahrtausenden bestanden.

[1]) Windsor Earl, The Native Races oft the Indian Archipelago. 84.

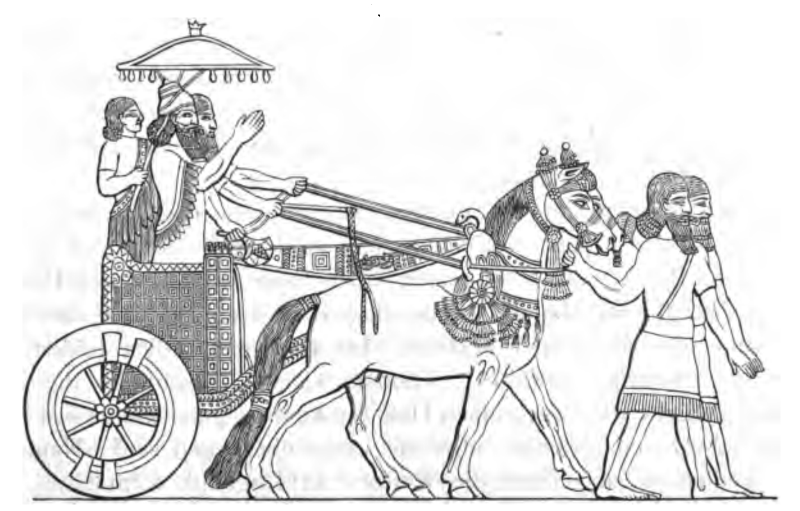
[2]) Globus XXVII. 71.

Bei den alten Aegyptern hatte man Schirme aus Leder, das über einen leichten Rahmen ausgespannt war; aber ihre Form glich mehr einem Schilde und wich bedeutend ab von unseren jetzigen Schirmen. Die besonders für den König bestimmten Schirme und die ausschliesslich diesem zukamen, bestanden aus Federn und waren den Federfächern ähnlich, die noch jetzt hinter dem Papste bei festlichen Gelegenheiten hergetragen werden. Derselbe Gebrauch herrschte in Persien und anderen östlichen Ländern, und in den Sculpturen von Persepolis finden wir den Schirm über dem Haupte eines persischen Grossen getragen. Er gleicht in der Form dem unserigen [1]).



Aus Persepolis. (Nach Wilkinson.)
Diener tragen einen Schirm und Fliegenwedel über einem persischen Grossen.

Layard bildet ein Basrelief ab, auf dem der König Pul (Tiglath



Basrelief, Pul oder Tiglath-Pileser darstellend. (Nach Layard Niniveh and Babylon.)

[1]) Gardner Wilkinson, The manners and customs of the ancient Egyptians. 3 ed. II. 207.

Pileser) auf seinem Wagen dargestellt ist, wie eine weibliche Figur einen Schirm über ihn hält, der von unseren heutigen kaum zu unterscheiden ist[1]).

Er wurde, sagt Layard, in Kriegs- wie Friedenszeiten über dem Könige getragen. In seiner Form glich er sehr den jetzt gewöhnlich gebrauchten, doch sieht man ihn stets geöffnet auf den Sculpturen. Er war am Rande mit Quasten geziert und an der Spitze mit einer Blume oder einem andern Ornamente versehen. „Der Schirm war ausschliesslich für den Monarchen da und wird niemals über einer andern Person getragen dargestellt."

Von den merkwürdigen Culturstätten in den Thälern des Nils, des Euphrat und Tigris verbreitete sich der Schirm nach drei Himmelsgegenden. Aber während er in Afrika und Asien seine ursprüngliche Bedeutung als Würdezeichen beibehielt, wurde er in Europa allmälig demokratisirt, wenn es auch nicht an Anzeichen fehlt, dass er hier noch eine Zeit lang ein Privilegium hochgestellter Personen war. Bei den Griechen hiess der Sonnenschirm Skiadeion; er glich unseren Schirmen und war mit beweglichen Stäben zum Auf- und Zuklappen versehen. Bei festlichen Gelegenheiten (namentlich am Panathenäenfeste) trugen die Töchter der Metoiken (Schutzverwandten) Schirme den attischen Frauen nach[2]).

Die Republik Venedig hatte in ihrer Glanzzeit den Schirm gleichfalls als Würdezeichen der höchsten Macht angenommen; als Heinrich III. von Frankreich die Stadt besuchte, trug ihm Antonio Barbaro den Umbrellino vor. Von Venedig kam der Schirm nach Ragusa, wo der Rector oder Bürgermeister, wenn er in die Kirche ging, sich den Staatsschirm mit vergoldetem Stocke und carmoisinrothem Dache vorantragen liess[3]).

Auf der berühmten altgriechischen Hamiltonvase im britischen Museum ist eine Fürstin mit einem Sonnenschirm in der Hand dargestellt. Bei Theatervorstellungen im alten Rom schützten sich Frauen und verweichlichte Männer gegen die Sonnenstrahlen durch das Umbraculum, das aus Leder bestand. Im modernen Italien finden wir 1608 die Schirme erwähnt. Thomas Coryat beschreibt die umbrellae, welche das Stück einen Dukaten kosten, ganz wie unsere heutigen Schirme eingerichtet, aber mit Leder überzogen sind. Namentlich bedienten sich ihrer die Reiter. In England vermochte Ben

[1]) Layard, Niniveh and Babylon. London 1867. 358.
[2]) Lübker, Reallexikon des klassischen Alterthums s. v. Skiadeion.
[3]) Yriarte im Tour du Monde Nr. 826. 295. (1876).

Jonson den Schirm (umbrella) bereits in einer Comödie vom Jahre 1616 nachzuweisen. Phillips in seiner „New World of Words“ (1720) beschreibt den Schirm als „now commonly used by women to shelter them from rain.“ Aus Glasgow ist eine Notiz erhalten, dass dort 1781 der erste Schirm bewundert wurde; in Paris trug man sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon allgemein[1]).

Wenn wir sehen, wie ausserordentlich ähnlich eine grosse Anzahl von Geräthen, die bei den heutigen Negervölkern, namentlich im Bereiche des Nils, gebraucht werden, jenen der alten Aegypter sind und auf Nachahmung ägyptischer Modelle schliessen lassen, so kann es nicht Anstoss erregen, wenn wir aus derselben Quelle auch den Schirm ableiten, der durch den grössern Theil Afrikas, vom Mittelmeer an bis herab zum zehnten Grade südlicher Breite, ein eifersüchtig bewachtes Zeichen der Herrscherwürde ist.

Selbst in Konstantinopel, wo doch so mancher abendländische Brauch von den Türken geduldet werden muss, „darf kein Schirm vor dem Palaste des Sultans geöffnet werden, weder in den Strassen noch auf dem Bosporus, wenn man nicht einen Flintenschuss von den Schildwachen riskiren will“ [2]). Um ihre in den Kaiks fahrenden Herren gegen die Sonne zu schützen, spannen die Diener einen Schirm aus, der aber nie roth sein darf, da diese Farbe nur dem Sultan zukommt und der zusammengefaltet wird, sobald ein Paschah vorüberfährt[3]).

Als Gerhard Rohlfs 1866 auf seiner Reise nach Kuka südlich von Mursuk in Medrussa seinen Sonnnenschirm aufspannte, ärgerte sich ein Tibbu-Fürst nicht wenig darüber, da dort der Schirm ausschliessliches Privilegium der Sultane ist. Noch 1850 wurde ein Modjabra-Kaufmann, der mit ausgespanntem Schirme in Mursuk einritt, von Hassan-Paschah mit einer Busse von 200 Maria-Theresia-Thalern belegt[4]).

In Marokko darf nur der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen, dem übrigen Volke ist er versagt, und Lemprière meint, dass in Folge dieses Privilegiums die Ophthalmie dort so sehr um sich ge-

[1]) R. Chambers, The Book of Days Vol. I. 241. seqq. London and Edinburgh (1869).

[2]) van Lennep, Bible Lands, Lond. 1875. II. 647.

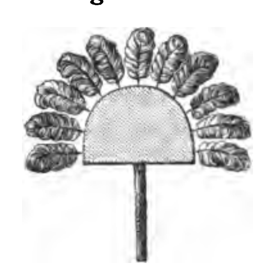
[3]) (v. Moltke) Briefe über Zustände in der Türkei. Berlin, Posen und Bromberg. 1841. 95. Auch vor den Palästen hinterindischer Könige dürfen keine Schirme entfaltet werden. Bastian, Kambodja 121.

[4]) Rohlfs' Reise durch Nordafrika. Petermann's Ergänzungsheft Nr. V. 15.

griffen habe [1]). Drei Sonnenschirmträger mit neun Gehülfen sind ein Theil des kaiserlichen Hofstaates. Ebenso ist der Schirm Würdezeichen bei den Herrschern Abessiniens und König Theodoros liess stets bunte indische Sonnenschirme über sich ausspannen, wenn er feierliche Audienz ertheilte [2]).

Bis weit in den Sudan reicht der Schirm als Würdezeichen der Fürsten, die mit schimmerndem Pomp und barbarischer Pracht auftreten. Als Heinrich Barth Masenja, damals noch Hauptstadt von Bagirmi, besuchte, sah er den Einzug des Sultans in diese Stadt mit an. „Der Kopf des Sultans war kaum sichtbar, da ein paar Sklaven zu beiden Seiten Schirme, einen von grüner, den andern von rother Farbe, über ihn hielten. Sechs weitere Sklaven fächelten ihm mit Straussenfedern, an langen Stangen befestigt, Kühlung zu" [3]).

Fast genau so fand es Gustav Nachtigal zwanzig Jahre später. Der Sultan war so verhüllt, dass man von seinem geheiligten Gesichte fast nichts erblickte; die beiden Schirme waren roth und hatten einen grünseidenen Rand. Zwölf Sklaven trugen die Fächer aus Straussenfedern, die sie taktmässig schwenkten und wirbelnd in die Höhe stiessen. „Das Innere dieser Fächer, die doch eigentlich keine Fächer sind, sondern königliche Insignien, besteht aus einer dünnen Platte mit rother Seide überzogen, während die Peripherie von schwarzen Straussenfedern gebildet wird" [4]). Zwischen diesem Instrument und den Straussenfederwedeln, welche bei feierlichen Gelegenheiten, so z. B. in der Osterwoche, über dem römischen Papste geschwenkt werden, findet kein Unterschied statt, weder in der Form noch im Gebrauche, und liesse sich die Geschichte beider Insignien zurückverfolgen, wir sind überzeugt, sie in einem Punkte irgendwo im Orient zusammentreffen zu sehen, wohl bei den monumentalen Aegyptern [5]).



Straussenfederwedel des Königs von Bagirmi. (Nach Nachtigal.)

---

[1]) W. Lemprière's Reisse durch Marokko. Aus dem Englischen von Zimmermann. Berlin 1792. 18. 144.

[2]) v. Heuglin, Reise nach Abessinien. 354.

[3]) H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. Kleine Ausgabe II. 103.

[4]) Nachtigal, der Hofstaat des Königs von Baghirmi. Globus XXIV. 120.

[5]) Les éventails (du Pape) sont un reste de l'ancien flabellum employé dans l'église primitive — —; ils sont devenus un ornement du cortége pontifical; on les

Allenthalben an der Guineaküste ist der Schirm das königliche Zeichen, doch kommt er hier auch höheren Häuptlingen zu und wird je nach der Stellung desjenigen, über dem er ausgespannt ist, mehr oder minder geschmückt. Bowdich fand bei seinem Einzuge in Kumassi, der Hauptstadt Aschantis, wenigstens hundert sehr grosse Sonnenschirme oder Thronhimmel ausgespannt. „Sie waren aus scharlachrothen, gelben und den hellsten seidenen Zeugen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, Pelikanen, Elephanten, Fässern, Waffen und Schwertern von Gold noch besonders verziert; auch waren sie von verschiedener Gestalt, meist aber gewölbt, und die herunterhängenden Zierrathen — in einigen waren auch kleine Spiegel — schlangenförmig und auf phantastische Weise ausgeschnitten und gezackt. Aus einigen ragten, nach aussen zu, Rüssel und kleine Elephantenzähne hervor, und einige wenige waren mit Leopardenhäuten überzogen und mit natürlichen ausgestopften Thieren besetzt"[1]. Man sieht, welchen Werth die Aschanti auf ihre Schirme legen. Bei der Eroberung Kumassi's durch die Engländer im Jahre 1873 wurde dort der grosse Staatsschirm des Königs Koffi-Kallkalli erbeutet und als besonders wichtige Trophäe mit nach England gebracht, wo er öffentlich ausgestellt wurde. In Congo ist neben dem Sonnenschirm auch die Hängematte ein Prärogativ der Leute von königlichem Blute [2].

Südlich reicht der Schirm als Würdezeichen bis zum barbarischen Hofe des Muata Cazembe in Lunda. Als Monteiro und Gamitto diesen innerafrikanischen Fürsten 1832 besuchten, fanden sie ihn unter sieben nebeneinander gestellten Schirmen sitzen, die aus verschiedenfarbigen Zeugstreifen zusammengesetzt waren und auf Bam-

---

fait avec les plumes des paons et des autruches appartenant au Saint Père, et que l'on peut voir dans les ménageries réservées du Quirinal. Tour du Monde XV. 251 (1867). Auch ein weisser, goldgeränderter Schirm wird, ausser dem Baldachin, bei solchen festlichen Gelegenheiten über dem Papste getragen (a. a. O. 229. 232). Der Baldachin selbst ist nur ein vergrösserter Schirm und steht, sofern er als Schutzdach bei Krönungen, kirchlichen Processionen u. s. w. verwandt wird, mit diesem in seiner Eigenschaft als Würdezeichen auf gleicher Stufe. Auch hier stammen Wort und Sache aus dem Morgenlande; Harun-al-Raschid schenkte einen kostbaren Baldachin Karl dem Grossen. Solche Traghimmel hiessen nach dem Lande ihres Ursprungs Babylonica, Baldachine, nach Baldach, der abendländischen Namensform der Stadt Bagdad in Babylonien.

[1]) Ed. Bowdich, Mission nach Ashante. Deutsch von Leidenfrost. Weimar 1820. 53.

[2]) Bastian, San Salvador. 57.

busstangen steckten. Ausser ihm durften nur noch die Kilolos oder Grosswürdenträger unter Schirmen sitzen, doch ist ihnen nur je einer gestattet [1]).

Bei den Kaffern findet sich allerdings der Schirm nicht mehr; aber bei grossen Häuptlingen vertritt der Schild seine Stelle. Der Schildträger muss diesen nämlich bei feierlichen Gelegenheiten so über dem Häuptling zu halten wissen, dass auch nicht ein einziger Sonnenstrahl auf diesen fällt. Die kleinste Unachtsamkeit bringt ihm Strafe oder kostet ihm vielleicht das Leben [2]). Dagegen ist der Schirm auf Madagaskar wieder ein Zeichen der Königswürde. Als Ellis von der Königin empfangen wurde, hielt man über ihr einen scharlachrothen, mit Goldfranzen verzierten Sonnenschirm; über der Prinzessin aber einen kleineren ohne Verzierung [3]).

Gerade so wie nach Westen hin über Afrika breitete sich auch der Schirm östlich über Asien aus, wo er in Vorder- wie Hinterindien eine grosse Rolle spielt, zu den königlichen Insignien gehört und dort in einzelnen Ländern gleich einem Scepter oder einer Krone Geltung hat, bis er wieder in China und Japan zu einem Geräthe des alltäglichen Gebrauchs für Jedermann herabsinkt.

Bei den eingebornen Herrschern Vorderindiens ist seit frühen Zeiten der Schirm Würdezeichen. Schon auf den uralten Topen des buddhistischen Klosters von Sanchi finden wir Basreliefs, auf denen der König von Ehrenschirmen beschattet dargestellt ist, auch fehlen die Yakschwanzträger nicht, welche ihm Kühlung zufächeln [4]). Der Gebrauch dieser „Schaurischweife", welche das Urbild der türkischen Rossschweife sind, lässt sich bis in das graue Alterthum zurückverfolgen, da schon die achämenidischen Könige Persiens sich derselben bedienten [5]). In Indien ist der Schirm sogar als construirender Theil in die Baukunst eingetreten, wie Rousselet sehr hübsch nachgewiesen hat. Der Ti, ein viereckiger Altar, welcher auf den Topen stand, trug einen auseinandergefalteten Schirm, das Zeichen der höchsten Macht. Nach Sakyamuni's Tode (6. Jahrh. vor Christus) wollten seine Jünger ihn über seine Vorgänger erheben und stellten über die ihm errichteten Dagobas nun drei Schirme aus Stein, die zusammen einen

[1]) W. Peters, der Muata Cazembe. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. VI. 378. Livingstone in Petermann's Mittheilungen. 1875. 103.

[2]) Globus XX. 167.

[3]) Ellis, Three visits to Madagascar, London 1858. 380.

[4]) Rousselet, L'Inde des Rajahs im Tour du Monde XXVI. 290.

[5]) Lassen, Indische Alterthumskunde I. 316.

zierlichen Thurm mit mehreren Geschossen bildeten. Später begnügte man sich, sie durch einen massiven Kegel anzudeuten, dessen Ringe die immer mehr anwachsende Anzahl der Schirme bezeichnen. Dies ist der Ausgangspunkt der merkwürdigen Bauart, die in der Herstellung gigantischer Kegel gipfelt, wie im Katab Minar zu Delhi, wo diese Art der Construction ihre höchste Vollendung erreichte [1]).

Derselbe französische Reisende, der zahlreiche eingeborene Fürsten Indiens besuchte, fand bei den meisten derselben den Schirm als königliches Würdezeichen; so über dem Maharadscha Rana von Dholpur, welcher Rousselet im feierlichen Derbar empfing. Dort heisst der Schirm Tschatla und besteht aus blauem, reich mit Silber verziertem Sammet.

In Hinterindien spielt der Schirm eine nicht minder bedeutende Rolle. Vor Alters führten die Könige von Ava in ihrem langen Titel auch den „Herren der vierundzwanzig weissen Sonnenschirme," weil kein Unterthan Schirme von dieser Farbe tragen durfte. Doch ist dieser Titel seit Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgegeben worden [2]), während die Schirme als Würdezeichen noch immer beibehalten werden. Als die britische Gesandtschaft unter Michael Symes 1795 Amerapura besuchte, waren im königlichen Palaste die weissseidenen goldgestickten Schirme des Herrschers vor dem Throne in Reih und Glied aufgepflanzt [3]). Man unterscheidet dort nach der Farbe der Schirme verschiedene Ränge; nur der König darf den weissen Schirm entfalten, die Prinzen stolziren unter goldenen Schirmen und den anderen bleibt der rothe. Die aus glasirtem Papiere bestehenden Schirme werden theils im Lande gemacht, die meisten kommen aber aus China [4]). In Siam hat der Schirm schon von seiner Ausschliesslichkeit verloren, denn hier bezeichnen Schirme den Rang der Beamten und nur solche, die in mehreren Kreisen am Stiele übereinander stehen, sind Symbole königlicher Würde [5]).

Der speziell königliche Schirm in Siam ist der Savetraxat, der aus sieben, nach oben sich verjüngenden über einander stehenden Schirmdächern über dem Throne pagodenartig sich erhebt [6]).

Ueberall derselbe Brauch auf den malayischen Inseln. In Java

---

[1]) Rousselet, a. a. O.

[2]) A. Hamilton's New account of the East Indies. London 1739. II. 45. 46.

[3]) M. Symes, Reise nach dem Königreiche Ava. Weimar 1801. 151.

[4]) Bastian, Birma 92.

[5]) Bastian, Reisen in Siam. 204.

[6]) Paillegoix, Description du royaume Thaï ou Siam. Paris 1854. II. 262.

werden 27 verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben durch den Generalgouverneur im Rathe ebenso festgestellt sind, wie die Uniformen in Europa. Die vornehmsten sind weiss mit goldenen Rändern, dann folgt dem Range nach grün, blau, braun in verschiedenen Anordnungen. Nur bei den ersten sechs Stufen sind die Ränder von Gold, bei den übrigen gelb [1]).

Die Peiung (Schirme) eingeborener Häuptlinge auf Celebes und den Sundainseln sind an der obern Seite von grüner oder blauer Farbe und je nach dem Range des berechtigten Inhabers mit drei, zwei oder nur einem vergoldeten Streifen verziert; die Stöcke dieser Schirme sind bis drei Meter lang. Im niederländischen Indien haben die autorisirten Eigenthümer solcher Distinktionsschirme gleichen Rang mit Generalmajors und Obersten der Armee und die Wachen müssen vor ihnen präsentiren [2]).

Für das Alter dieses Brauches spricht eine Notiz bei Ibn Batuta, der 1342 nach Sumatra kam und dort den Fürsten unter einem prachtvollen goldenen mit Edelsteinen incrustirten Schirme sich zeigen sah [3]).

Petroglyphen.

Hierzu Tafel II—VI.

Der fürstlich fürstenbergische Thiergarten zu Lana in Böhmen ist mit einem stundenlangen Bretterzaune eingeplankt, an welchem eine Strasse hinführt, die von Holzkohlenfuhrleuten stark befahren wird. Ein jeder derselben, der hier seinen Weg nimmt, benützt die lange Bretterreihe als Schreibtafel, die weiche Holzkohle als Stift und so ist denn auf vielleicht eine Stunde Entfernung eine beschriebene Fläche entstanden, auf der Namen und Zeichnungen abwechseln; bald sind rohe Hirsche dargestellt, dazwischen Wagen und Pferde, concentrische Kreise, mit Vorliebe aber jene rautenförmige Figur, welche das weibliche Geschlechtstheil darstellt. Ein Fuhrknecht eifert

[1]) F. Jagor, Singapore. Malacca. Java. Reiseskizzen. Berlin 1866. 186.

[2]) Ausland 1857. 520.

[3]) Ausland 1859. 1095.

dem andern nach. Von demselben Triebe der „Verewigung“ und Nachahmung angesteckt gräbt ein Schuljunge nach dem andern seinen Namen in die Schulbank, und wer die Platform des Strassburger Münsters bestiegen hat, wird überrascht sein von den tausenden Namen, die, oft tief eingemeisselt, hier oben die Besucher „verewigen“ und unter denen auch Goethe's Namen zu finden. So ist es überall auf hervorragenden Aussichtspunkten und die Fremdenbücher auf dem Rigi, der Schneekoppe oder dem Brocken sind im Grunde genommen nur eine manierlichere Form dieser Sucht, die auch die Baumrinde nicht verschont. Wo Auswandererzüge vorüberführen, finden mit besonderer Vorliebe derlei Verewigungen statt, so am Independence Rock, einer grossen Granitmasse zwischen Fort Laramie und Fort Bridger an der alten Emigrantenstrasse nach Californien. Er ist ganz bedeckt mit den Namen der Auswanderer, die oft in ungeheuer grosser Schrift hier angemalt sind [1]).

Der gleiche Trieb wohnt nun in allen Völkern und äussert sich überall in ähnlicher Weise. Isolirte Felsblöcke, glatte Felsufer beschiffter Ströme, Reiseziele, Flussübergänge, Jahrmarktstätten sind die einladenden Plätze, wo die Kunst der Kindheit sich breit machen kann, wo, wenn der Anfang mit der Zeichnung oder Einritzung einer Figur, eines Zeichens gegeben ist, bald sich Nachahmer finden. Aus gleichen Ursachen hervorgegangen zeigen diese primitiven Schöpfungen auch eine merkwürdig gleichartige Gestaltung und man mag sie nun in Europa oder Asien, in Amerika oder Afrika betrachten, so bieten sie stets denselben Charakter dar. Unregelmässig und zerstreut angebracht stellen sie entweder einfache ornamentale Zeichen, Kreise, Vierecke, concentrische Ringe, verschlungene Bänder, Wellenlinien dar, oder Gegenstände, wie sie dem Auge des Einritzenden oder Malenden am nächsten liegen: Thiere, Menschen, Schiffe, Geräthe. Ihr Stil, derjenige der primitivsten Kunst, ist überall merkwürdig gleich und sie überraschen nur da, wo man sie einzeln und ohne Zusammenhang mit ihresgleichen betrachtet, namentlich im Gebiete roher Naturvölker, welche das Werk ihrer Vorfahren oft mit abergläubiger Furcht betrachten und leicht daran Sagen von einem untergegangenen Culturvolke knüpfen.

Schonungslos werden diese Felsritzungen von den Reisenden und Entdeckern gewöhnlich als „Inschriften“, „Hieroglyphen“ und „Bilderschrift“ bezeichnet, ohne dass hierfür zwingende Gründe vor-

---

[1]) H. Stansbury, Explor. of the Valley of the Great Salt Lake. Washington 1853. 65.

lägen. Zufälligen Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten wird häufig die allergrösste Wichtigkeit beigelegt und wo Lesungen versucht werden, kommen die merkwürdigsten und widersprechendsten Resultate zum Vorschein, Ergebnisse, die meist in der Phantasie beruhen. Ueberblickt man jedoch die Petroglyphen, denen die gewöhnlich mit rother Farbe angebrachten Felsmalereien gleichwerthig sind, in ihrem Zusammenhange, vergleicht man sie miteinander, so wird es klar, dass sie meist müssiger Zeitvertreib sind, die ersten Kunstleistungen primitiver Völker. Aber trotzdem liegen in ihnen die Anfänge der Schrift und ihr Uebergang zur Bilderschrift, wie dieselbe bei den nordamerikanischen Indianern ausgebildet ist, wird in einigen Fällen ziemlich klar.

Wie eine Felsenritzung, eine an einem hervorragenden Platz angebrachte Zeichnung, ein eingeschriebener Name dazu reizt, dass der Nachfolger auf demselben Wege seinen eigenen Namen hinzufüge und der schon vorhandenen Skulptur eine weitere zugeselle und wie dieser wieder und wieder Nacheiferer findet, lässt sich am deutlichsten an dem bekannten Wadi Mokatteb (beschriebenes Thal) auf der Sinaihalbinsel nachweisen, wo dieser Prozess Jahrhunderte lang hindurch fortgesetzt wurde. Auf den einzelnen Felsen sowohl wie an den Bergwänden fällt das Auge auf zahlreiche Inschriften, die kunstlos in den weichen Sandstein eingegraben und mit Darstellungen von Kamelen, Pferden, Steinböcken, Eseln, Straussen, kämpfenden Menschen untermengt sind. Diese Figuren (Taf. II, Fig. 1) sind es, die uns hier interessiren, denn sie zeigen in ihrer rohen Ausführung den allgemeinen Charakter der Petroglyphen, den nämlichen Typus, der sich in allen Erdtheilen bei den verschiedensten Naturvölkern wiederholt. Schon im sechsten Jahrhundert werden diese Inschriften durch Cosmas Indicopleustes erwähnt und es sind namentlich Deutsche gewesen (E. F. Beer, Tuch, Credner, Levy), welche sie deuteten. Nach ihnen waren es Nabatäer, die als fromme Wallfahrer nach dem Sinai hier durchpilgernd, die Inschriften als Erinnerungszeichen hinterliessen. In Betreff der Zeit kommen die nächsten Jahrhunderte vor und nach Christus in Betracht; der Beginn ist nach Levy in das zweite Jahrhundert vor Christus zu setzen und der Endpunkt verräth sich auf den Felsen in eigenthümlicher Weise dadurch, dass christliche Namen in griechischer Schrift den nabatäischen sich beizumischen anfangen, etwa am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus [1].

[1]) Const. Tischendorf, Aus dem heiligen Lande. Leipzig 1862.

Der psychologische Zug, der uns das Vorkommen derartiger Inschriften erläutert und der auch bei den Petroglyphen aller Erdtheile in Betracht zu ziehen ist, wird uns angesichts der beschriebenen Felsen des Wadi Mokatteb in feiner Weise von Georg Ebers definirt [1]): „Wir dürfen hier jene bei vielen Völkern und in allen Zeiten zur Erscheinung kommende Eigenthümlichkeit des Menschen in Anschlag bringen, seinen Namen nirgends lieber zu verewigen, als an solchen Stellen, welche er unter besonders schwierigen oder ihm bedeutend erscheinenden Umständen fern von seiner gewohnten Umgebungswelt betrat. Der Wunsch, welchen Jeder besitzt, dass man seiner gedenken möge, ist unendlich alt und scheint da, wo er sich bis zum Streben nach Nachruhm steigert, wie Schopenhauer sich ausdrückt, aus der Anhänglichkeit am Leben zu entspringen, die, wenn sie sich von jeder Möglichkeit des realen Daseins abgeschnitten sieht, jetzt nach dem allein noch vorhandenen, wenngleich nur idealen, also nach einem Schatten greift."

Afrika. Beginnen wir unsere Zusammenstellung mit dem, was wir über Afrika beizubringen vermögen. Hier zeigt sich, dass der Norden reicher an Felsritzungen ist als der Süden.

Felsritzungen aus dem Südwesten Marokko's, aus der Provinz Sus, sind durch den Rabbi Mardochai bekannt geworden, welcher dort in der Region des Wadi Draa, zwischen 27° 45′ und 29° 15′ nördl. Br. und 11° 30′ und 13° 15′ westl. L. v. Paris Papierabklatsche von Petroglyphen nahm, die er an H. Duveyrier einsandte [2]). Der Dschebel Ida U Taltas, der Djebel Tabajut, der Dschebel Taskalewin, der Dschebel Bani, das Territorium der Uled Dhu Asra und der Felsen von Taskala Um Aghru Ikelân sind die Orte, wo die Petroglyphen vorkommen. Sie bestehen aus Thierfiguren, unter denen man leicht den Elephanten, das Rhinoceros, das Pferd, die Giraffe, den Schakal, den Strauss etc. erkennt (Taf. II, Fig. 2). Die Figur des Menschen fehlt bei allen diesen Skulpturen; dagegen kommen Sandalen, Schilde und verschlungene Linien vor. Das Ganze hat jenen primitiven Anstrich, wie ihn überall die Felsritzungen zeigen. Ils doivent être l'oeuvre de la première civilisation qui s'est développé dans la partie nord-ouest de l'Afrique, meint Duveyrier. Von Römern, Portugiesen, Phöniziern, die auch wohl bis in diese Gegend gekommen sind, rühren sie ihrem ganzen Stile nach keineswegs her

---

[1]) Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872. 171.

[2]) Bulletin de la société de Géogr. Août 1876. 129.

und man ist daher genöthigt, sie den Eingeborenen zuzuschreiben. Diese Petroglyphen tragen selbst Anhaltepunkte in sich, um ungefähr auf ihr Alter schliessen zu können. Der Elephant, der in ihnen mit grosser Naturwahrheit dargestellt ist, ebenso das Nashorn, sind heute nämlich aus jener Gegend verschwunden, während noch zu Plinius Zeiten der Elephant in Mauritanien lebte. „In ihrer Gesammtheit zeigen die im Sûs entdeckten Skulpturen eine Familienähnlichkeit mit den Felsritzungen von Telissare im Westen Fessans und mit jenen von Moghâr im Departement Oran. In Telissare, in Moghâr und Sûs war der Process der Gravirung derselbe und auch der Geist, welcher den Künstler leitete, war der nämliche. Die Zeichenfehler, die man in Telissare bemerkt, wo die Füsse der Thiere am meisten vernachlässigt sind, finden sich in Sûs noch mehr als in Moghâr.“ Duveyrier glaubt die alten Wakoré, zur Mandingofamilie gehörig, als Urheber der Petroglyphen von Sûs ansehen zu dürfen.

Die von Duveyrier hervorgehobene Familienähnlichkeit mit den von H. Barth beschriebenen und abgebildeten Skulpturen von Telissare [1]) vermag ich durchaus nicht zu entdecken; letztere stehen ungleich höher, sind bereits Kunstleistungen, Darstellungen mythologischer Figuren und fallen daher nicht in das Bereich unserer Petroglyphen. Barth sagt ausdrücklich: „Sie bestanden nicht aus Kritzeleien, sondern, obwohl keine vollendeten Skulpturen, waren sie doch mit fester und ruhiger Hand in tiefen Umrissen eingegraben.“

Rohlfs fand zwischen Tripolis und Ghadames in einer Höhle des Wadi el Cheil Figuren in die Wände gehauen, „ziemlich roh ausgeführt, doch immerhin von einer gewissen Stufe der Kultur zeugend“. Die Figuren stellten Elephanten, Kamele, Antilopen und andere Thiere dar, aber auch eine weibliche Negergestalt mit ausgeprägter Negerphysiognomie in sehr indecenter Stellung. Schriftzeichen konnte Rohlfs nicht entdecken und die eingegrabenen neuarabischen Namen und Koranverse stammten offenbar aus viel späterer Zeit [2]).

Derselbe Reisende hat bereits früher im südlichen Algerien (Departement Oran, Felsen Keberfada bei Abiod Sidi Scheich) auf rothen Sandsteinfelsen Felsskulpturen entdeckt, die allerdings stark verwischt waren. „Ich halte sie in der That für Hieroglyphen früherer Bewohner dieser Gegend; da die Figuren weit über Manneshöhe angebracht sind, mussten Gestelle herbeigeschafft werden, um die Felsen

---

[1]) Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. I. 210.

[2]) Rohlfs, Quer durch Afrika. I. 52.

auszumeisseln.“ Die Figuren sind rohe Andeutungen von vierfüssigen Thieren, darunter ein Kamel, von Händen oder Füssen, von einem Menschen und ein paar Quadrate, Striche und andere geradlinige Figuren [1]).

Westlich von Bardai im Lande der Tibbu-Reschade sind Thierzeichnungen in grosser Anzahl auf gigantischen Steinblöcken von G. Nachtigal aufgefunden worden. Es waren namentlich Rinder. „Einige trugen Reitsättel, doch fast alle Stricke um die Hörner gewunden, an denen, der widerstrebenden Stellung der Thiere nach zu urtheilen, eine unsichtbare Hand kräftig zog. Bei allen war die Darstellung der Füsse vernachlässigt, während die Zeichnungen der Thiere im übrigen, wenn auch nicht künstlerisch befriedigend, doch mit sicherer Hand und ziemlich lebenstreu in den Stein gekratzt waren. Neben ihnen figurirt auf einem der Blöcke die lebensgrosse Gestalt eines Kriegers, welcher in der linken Hand eine Lanze führt, wie sie noch jetzt im Gebrauche ist, aber in der rechten einen Schild trägt, der durch ein breites Kreuz in vier Felder getheilt ist, wie man es jetzt, bei den nördlichen Tibbu wenigstens, keineswegs findet [2]).

Auch auf Felsen des Dschebel Harazah in Kordofan hat man ähnliche Thierbilder gefunden; nach Lejean's Darstellung jagt ein siegreicher Stamm eine Menge Reiter, welche sich, den Speer in der Hand, vertheidigen. Schafe, ein Elephant, eine Giraffe bilden einen Theil der Beute. Eine Art Riese kämpft für die Besiegten; er trägt einen zweispitzigen Bart und ein Wamms. Der den Elephanten angreifende Mann sitzt auf einem Einhorne, fast dem Einhorne Englands vergleichbar. Menschen wie Thiere sind in einfachen Umrissen gezeichnet und später in Roth gemalt, mit Ausnahme der Schafe und etwa eines Pferdes. Die Umrisse sind nackt, die Farbe lässt sich übrigens abreiben. Ohne Abbildungen lässt sich über diese Darstellungen nicht urtheilen und wenn wirklich Pferde gezeichnet sind, so reichen, wie Hartmann bemerkt, die Bilder nicht in ein hohes Alterthum hinauf, da die Pferdezucht erst unter den Pharaonen in Ostafrika eingeführt ist [3]).

Aechte Petroglyphen, Zeichnung roher kindlicher Darstellungen in den Felsen fand J. M. Hildebrandt [4]) bei Horoba im Somal-Lande

[1]) Rohlfs in Petermann's Mittheilungen. 1864. 339.

[2]) Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin. V. 232.

[3]) R. Hartmann, Die Nigritier. I. 41.

[4]) Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1875. 209.

(10° 50′ nördl. Br. und 47° 10′ östl. L. v. Gr.). Sie sind roh und wenig tief in einer Schieferwand ausgehauen (Taf. II, Fig. 3).

Die von Tuckey abgebildeten „Inschriften" auf den Taddy-d'ga M'wanga oder Fetischfelsen am untern Kongo, das Werk eines Fetischpriesters, waren aus Sand und Asche geknetet und stellten Menschen, Schiffe, Ornamente, Büffel, Flusspferde etc. vor. Von denselben ist heute nichts mehr vorhanden, wie aus den Berichten der Mitglieder der deutschen Loangoexpedition hervorgeht. Weitgehende Vergleiche, wie sie de Laborde zwischen den „Inschriften" vom Kongo und den Skulpturen des Wadi Mokatteb anstellt, werden dadurch von selbst hinfällig. Keinenfalls waren die „Inschriften" am Kongo in den Felsen, der heute noch kenntlich durch gesonderte Lage aus dem Wasser hervorragt, eingehauen [1]).

Der Süden Afrika's hat auch seine in den Felsen gehauenen Thierbilder, welche in den Contouren viel übereinstimmendes mit den Thiermalereien der Buschmänner besitzen, die uns Fritsch abgebildet hat [2]). Wirklich eingegrabene Thiergestalten in einem weichen Schiefer fand Adolf Hübner bei „Gestoppte Fontein" in der Nähe von Potschefstrom (Transvaal). So roh auch die Figuren ausgeführt sind, erkennt man doch sofort die Thiere, welche sie darstellen sollen. Sie sind übrigens nicht mit Umrisslinien gezeichnet, sondern die ganze Fläche ist mit einem meisselartigen Instrumente ausgesprengt. Unter den 200 bis 300 Figuren fand Hübner nur vereinzelte Menschengestalten; von Pflanzen entdeckte er nur einen palmenähnlichen Baum, von Thieren dagegen: Löwen, Elephanten, Giraffen, Alligatoren, Leoparden, Rhinozerosse, Hartebeeste, Strausse, Elands, Skorpione — aber keine Ochsen, Pferde, Schweine, Hunde, Hühner und dergl. Menschen fand Hübner nur zweimal, darunter einen Mann mit einem Bogen. Dazu vertikale Streifen, Kreise, von denen Radien ausgehen, etc. — ganz wie bei anderen Petroglyphen. Sehr verständig bemerkt Hübner von diesen Felsritzungen: „Eine Bilderschrift können sie gewiss nicht vorstellen, weil die einzelnen Figuren offenbar ohne alle Beziehung zu einander stehen; sie scheinen vielmehr die zufälligen Produkte momentaner Regungen künstlerischen Dranges zu sein, der hier in dem schönen Schiefer ein so ausgezeichnetes Feld für seine Befriedigung fand" [3]).

Auch auf die afrikanischen Inseln reichen die Felsritzungen

[1]) Tuckey, Narrative. 380. Taf. 2. 9. 10. Ebers, Durch Gosen zum Sinai. 128. 552.

[2]) Eingeborene Südafrika's. Tafel L.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie 1871. 51 und Tafel I.

hinüber und hier sind es die in mancher Beziehung räthselhaften Canarischen Inseln, welche auf Palma wie Ferro uns gute Beispiele echter Petroglyphen liefern, die zum Glück Nilsson nicht in die Hände fielen, welcher sie sofort für die Phönizier mit Beschlag belegt haben würde, da die hier vorkommenden Kreise und Spiralen mit solchen in Skandinavien übereinstimmen, die Nilsson unter phönizischem Einflusse entstanden sein lässt.

Was die Felsritzungen der Insel Palma betrifft, so berichtet darüber Dr. v. Fritzsch: „Ich besuchte mehrere interessante Höhlen, so die zu einem Viehstall herabgewürdigte Cueva de Belmaco, welche schon die älteren spanischen Autoren erwähnen, weil vor dem Eingange zwei grosse Basaltplatten eigenthümliche eingehauene Zeichen, Arabesken und Spiralen aufweisen, Hieroglyphen, die kaum ohne Anwendung metallener Werkzeuge ca. 3 bis 4 mm tief und 1 cm breit haben eingemeisselt werden können. Nur zweifelhaft kann man jene Zeichen der Guanchischen Urbevölkerung zuschreiben" [1]) (Tafel II, Figur 4).

Sehr ähnlich den Felsritzungen von Belmaco sind jene, welche der Pfarrer Don Aquilino Padron auf der Insel Ferro abgezeichnet hat. Einen ausführlichen Bericht darüber veröffentlicht der französische Consul auf Teneriffa, S. Berthelot [2]), welcher darin bestimmte wiederkehrende hieroglyphische Zeichen zu erkennen glaubt und auf berberische Alphabete hinweist.

Die Zeichen befinden sich in einer wüsten, Los Letreros genannten Gegend südlich von Valverde, dem Hauptorte Ferro's, auf einem alten basaltischen Lavastrome von 400 Meter Länge, der ganz damit überdeckt ist. Sie stehen darauf zerstreut in verschiedenen Entfernungen. Menschen- und Thierfiguren fehlen gänzlich. Die Zeichen scheinen mit einem metallischen Instrumente eingravirt zu sein und sind mit ausserordentlicher Geduld in die glasige Lava eingeritzt. Viele sind schon unter den Einflüssen des Windes und Wetters zu Grunde gegangen, andere sind wegen der Risse und Spalten im Material nur schwer in ihren Conturen zu verfolgen. Ihre Anzahl beträgt etwa 400, doch wäre die Herstellung derselben für das heute auf Ferro lebende Geschlecht von Hirten und Fischern, wie Padron meint, eine viel zu mühselige Arbeit gewesen, um dieselbe durchzuführen. Er schreibt sie daher den alten Ureinwohnern zu.

---

[1]) Dr. K. von Fritsch, Reisebilder von den Canarischen Inseln. Gotha 1867. 13.
[2]) Bull. d. l. soc. de géogr. Février 1875. 177 ff.

Wenn er dann von Versammlungen (tagoror) der Eingeborenen redet, bei denen Opfer an dem Orte der Inschriften gebracht wurden und dabei letztere („vielleicht die Bibel, ja die Pandekten, der Dekalog derselben") niedergeschrieben wurden, so vermögen wir absolut hier dem Entdecker nicht zu folgen. Ein Blick auf Tafel II, Fig. 5 a zeigt uns, dass diese wirren Petroglyphen, bei denen einzelne Zeichen sich allerdings wiederholen, kaum eine Schrift sein können. Fig. 5 b zeigt ein einzelnes Zeichen in ein Achtel der natürlichen Grösse mit den Meissel- oder Hammerschlägen, durch die es gebildet wurde.

Europa. Als sehr eigenthümlich müssen die Felsenskulpturen Northumberlands angesehen werden, welche Tate ausführlich beschrieben und abgebildet hat [1]). Es sind dort bisher 500 Steine nachgewiesen worden, welche alle dieselben charakteristischen Petroglyphen tragen, in denen weder Thiere noch Menschen vorkommen, bei denen auch aus geradlinigen Figuren zusammengesetzte Ornamente fehlen, dagegen überall der Kreis herrscht. Die typische Figur besteht aus einer Anzahl concentrischer Kreise, die sich um ein Loch oder eine schüsselförmige Vertiefung in der Mitte anordnen und von einer Rinne oder einem Radius durchbrochen werden, der manchmal wieder baumförmig mit der Rinne eines nebenstehenden Kreissystems zusammenwächst. Der Durchmesser der Kreise wechselt von 2 zu 39 Zoll. Jedenfalls giebt Taf. II, Fig. 6 einen besseren Begriff von diesen Petroglyphen, als Worte es vermögen. Das Material, in welches sie eingeritzt sind, besteht aus Sandstein; die Tiefe der Kreise ist gewöhnlich 1/2 Zoll, während manche der Centrallöcher bis 1 1/2 Zoll Tiefe haben. Viele der Petroglyphen sind durch den Einfluss des Windes und Wetters zerstört oder halb verwischt worden, andere aber, über denen Torf gewachsen, haben sich sehr gut erhalten und der letztere Umstand spricht für das hohe Alter dieser Felsenritzungen. Der Sandstein, in welchem sie eingegraben sind, ist so weich, dass selbst die Geräthe vorgeschichtlicher Völker aus Basalt oder Feuerstein genügt haben würden, um die Figuren auszupicken, doch braucht man nicht in das Steinzeitalter hier zurückzugreifen, denn bei den die Petroglyphen tragenden Felsen wurden Bronzecelte, Kupfergeräthe etc. gefunden. Ueber die britischen Inseln scheinen, wie Tate bemerkt, Felsritzungen dieses Charakters nicht

---

[1]) George Tate, The ancient sculptured rocks of Northumberland and the eastern borders, with notices of the remains associated with these sculptures. Alnwick, Blair 1865.

hinauszugehen; sie sind noch auf den Orkneys, in Schottland [1]), in Dorsetshire und Yorkshire, sowie im Süden von Irland entdeckt worden, also in Ländern, die ehedem oder jetzt von Kelten bewohnt waren, denen sie wohl zugeschrieben werden können. Was ihre Deutung betrifft, so ist Tate damit sehr vorsichtig und lässt nicht, wie viele andere Entdecker von Petroglyphen, seiner Phantasie freien Lauf. „Diese Figuren waren Symbole — wahrscheinlich religiöser Ideen. Man beachte ihre weite Ausdehnung, von einem Ende Britanniens zum andern und selbst über Irland, und sage dann, was Stämme, die hunderte von Miles von einander wohnten, und selbst durch das Meer getrennt waren, dazu führen konnte, genau dieselben Symbole zu gebrauchen, wenn es sich nicht um den Ausdruck religiöser Gefühle oder abergläubiger Riten handelte. Was jenseit dieser allgemeinen Ansichten liegt, würde uns nur in die Region der Phantasie und Conjektur führen.“ Ob nun hier wirklich „religiöse Gefühle“ zum Ausdruck kamen, will ich auch dahingestellt sein lassen; jedenfalls ist aber sicher, dass gegenüber dem stillosen Charakter der meisten übrigen Felsritzungen, diese von Northumberland etc., die nach einem ganz bestimmten System ausgeführt sind und durch die regelmässige Wiederholung einer und derselben Form, der durchbrochenen concentrischen Kreise, sich auszeichnen und daher wohl eine Bedeutung haben müssen.

Ein vergleichender Blick auf die von C. Grewingk am Ostufer des Onegasees nachgewiesenen Felsbilder lässt sofort erkennen, dass auch hier kein Unterschied gegenüber vielen anderen Darstellungen nachweisbar ist. Sie sind mit linienartigen Umrissen oder mit nicht tief ausgearbeiteten Flächen in Granit eingegraben, zeigen Thiere (Gänse, Fische u. s. w.), Menschen, rohe rechenförmige Figuren, Federn u. s. w. „Die allgemeinen Beziehungen dieser, keine rad- und hakenförmigen Zeichen aufweisenden Bilder zu schwedischen, insbesondere Bohusläner Hällristningar, sind kaum zweifelhaft. Man ersieht sie aus gewissen Zeichen, Thierbildern und namentlich einer menschlichen Gestalt mit ausgebreiteten Armen und ausgespreizten Fingern, während anderseits die nicht vor dem 13. Jahrhundert hergestellten orthodoxen Kreuze (Taf. II, Fig. 8) beweisen, welche hohe

[1]) Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. Jena 1874. I. 166. — Nach Forbes Leslie, The early races of Scotland and their monuments (Edinburg 1866), sind diese „Northumberland-Felsritzungen“ namentlich in Argyleshire vertreten und mit dem Vorkommen einer brachycephalen Race verbunden. Vergl. Anthropological Review. IV. 350. 1866.

Bedeutung diese Bilder zu jener Zeit bei der indigenen, d. i. karelischen Bevölkerung des Onega-Gebietes hatten" [1]).

Bei der Anschauung, die wir durch allgemeinen Vergleich von derartigen Petroglyphen gewonnen haben, ist es uns nicht möglich, hier eine „hohe Bedeutung" zu erkennen, und dass orthodoxe Russen die vielleicht aus heidnischer Zeit stammenden Felsbilder mit ihren Kreuzen überlagerten, ist ebenso natürlich, wie wenn der Mohammedaner in Afrika Koranverse über alte Skulpturen schreibt (S. 262), wie zu den indianischen Felsbildern vom Rio Zuñi sich spanische Inschriften in späterer Zeit gesellen (S. 290) oder auf nabatäische Inschriften im Wadi Mokatteb griechische folgen (S. 260). Die „allgemeinen Beziehungen" zu den schwedischen Felsbildern sind auch keine anderen, als zu allen derartigen Skulpturen auf der ganzen Erde, und beruhen in dem gemeinsamen kindlichen, primitiv artistischen Triebe, welcher derartige Gebilde schuf.

Die erwähnten schwedischen Felsritzungen sind in zwei Werken von Holmberg und Brunius [2]) geschildert, welche mir durch einen Auszug von J. Mestorf [3]) bekannt geworden sind, den ich im Nachfolgenden benutze.

Die zahlreich in Schweden vorkommenden Felsenbilder (Hällristningar, Taf. II, Fig. 7) zeigen verschiedene Figuren: Menschen, Thiere, Schiffe, Kreise u. s. w., die entweder in Contour oder in der ganzen Fläche ½ bis 1 Zoll tief in den Stein gehauen sind und sich, ohne symmetrisch geordnet zu sein, zu einem Bilde zusammenfügen. Man findet diese Bilder an glatten Felswänden, an See- und Flussufern oder an Orten, die ihrer Lage nach vermuthen lassen, dass ehemals eine Wasserstrasse an ihnen vorüber führte. Vierhundert bis fünfhundert sind in Bohuslän bekannt geworden. Man kennt sie ferner in Blekinge, Halland, Schonen, Dalsland, Ostgothland und Norrland; auf den Inseln Gotland und Oeland, am Sognefjord. Hat man einen bildergeschmückten Felsen entdeckt, so kann man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, deren mehrere in der Nähe zu finden, ohne dass die Figuren in nachweislichem Zusammenhange stehen. Hinsichtlich des Stils, der mangelhaften Gruppirung und der Ausführung herrscht jedoch in diesen Bildern eine so grosse Aehnlichkeit, dass man sich

---

[1]) Grewingk im Archiv für Anthropologie. X. 86.

[2]) A. E. Holmberg, Skandinaviens Hällristningar. Stockholm 1848. — C. G. Brunius, Försök till förklaringar öfrer hällristningar. Lund 1868.

[3]) Globus XVII. 360.

versucht fühlen könnte, sie für die Schöpfungen eines einzigen Künstlers zu halten. Dieser Vermuthung tritt die grosse Anzahl und örtliche Verbreitung dieser Skulpturen entgegen, sowie die Entdeckung, dass in einigen Gräbern der Vorzeit die innere Fläche der Steinkammer mit ähnlichen Figuren bedeckt war. Ueber die Bedeutung und den Ursprung dieser Felsenbilder gehen die Ansichten der genannten schwedischen Archäologen weit auseinander.

Holmberg nimmt an, die Wikinge hätten (im 6. bis 10. Jahrh.) mit eisernen Werkzeugen die Figuren in den Stein gegraben; sie nur konnten die Kamele, Nashörner und Schildkröten — welche Holmberg in einigen der Bilder zu erkennen glaubt — auf ihren Zügen nach Süden kennen gelernt haben. Mit kühner Phantasie deutet nun Holmberg die Bilder. Zwei landeinwärts gerichtete Fusssohlen, Renthiere, Hirsche und andere Jagdthiere, Männer, die mit Pfeil und Bogen nach den Thieren schiessen, stattliche starkbemannte Schiffe und beschädigte oder eingestürzte Fahrzeuge erzählen ihm z. B. von einem kühnen Seehelden, der mit seinem Drachschiff auf Abenteuer auszog und bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln an's Land ging, um sich nach Wikinger Brauch durch Jagd und Plünderung das Nöthige zu schaffen. Der Beherrscher des Landes setzte dem kecken Räuber nach, es entspann sich ein Kampf, aus welchem unser Held als Sieger hervorging und die Schiffe des Feindes zerstörte oder sich aneignete und danach ruhmgekrönt weiter fuhr. Diese und ähnliche Abenteuer wurden in einem Siegesliede verherrlicht und an dem Schauplatze der Begebenheit oder in der Heimat des Helden die Hauptmomente des Kampfes zum ewigen Gedächtnisse in den Stein gegraben. Je mehr Holmberg sich in die „Bilderschrift" hineindenkt, desto verständlicher erscheint sie ihm und bald erkennt er gewissen, häufig vorkommenden Figuren eine bestimmte Bedeutung zu. So bezeichnen nach seiner Auslegung:

Grobe Gliedmassen: Kraft und Tapferkeit.
Emporgestreckte, unbewaffnete Hände: Furcht.
Gebückte Stellung: Fall.
Rindvieh: Plünderung und Beute.
Schlange: List.
Vogel: Niederlage (Rabe auf der Walstatt).
Fusssohlen: Landung; bei einem Fahrzeuge: Enterung.
Angriffswaffen: Kampf.
Schild: Sieg.
Eine Wellenlinie: Wasser; über einem Schiffe: Schiffbruch etc.

Nach dieser Methode würden sich auch die amerikanischen Felsbilder leicht lesen lassen.

Professor Brunius dagegen nimmt an, dass die Petroglyphen von Bohuslän dem Steinzeitalter des skandinavischen Nordens angehören, während B. O. Hildebrand sie wieder aus der Bronzezeit stammen lässt, wofür er die Aehnlichkeit der auf den Skulpturen dargestellten Schwerter mit wirklichen Bronzeschwertern und der Schiffsfiguren auf den Felsbildern mit denjenigen der bekannten kleinen Rasirmesser der Bronzezeit anführt. Kulturgeschichtlich sind die Hällristningar Schwedens im hohen Grade werthvoll, da aus ihnen hervorgeht, dass diejenigen, welche sie in den Felsen eingravirten, stattliche Schiffe und schöne Waffen besassen und nicht blos von Jagd und Raub lebten, sondern ein sesshaftes, friedliches Leben führten, wie die Bilder von Pferden, Kühen, Hunden, Schweinen anzunehmen erlauben. Was nun ihre Bedeutung anbetrifft, so sehen wir keinen Grund ein, ihnen eine andere zuzuschreiben, als den übrigen Petroglyphen, von welchen hier die Rede ist. Auch sie repräsentiren die Kindheit der Kunst, sind die Kritzel- und Zeichenversuche eines primitiven Volkes.

Das von Nilsson beschriebene und viel besprochene Kivik-Denkmal in Schonen [1]) ist weit systematischer angeordnet und stellt, wie es scheint, eine bestimmte Begebenheit dar, so dass es nicht mehr in die Kategorie der willkürlichen Petroglyphen fällt. Offenbar entwickelten sich aber allmählich aus den systemlosen und müssigen Spielereien der gewöhnlichen Felsritzungen derartige Darstellungen, wie das Kivik-Monument, das also eine nachfolgende, höhere Stufe der Petroglyphen repräsentirt, welche nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtungen gehört.

Dagegen sind die von Nilsson [2]) nach Wilde's Beauties of the Boyne (mir nicht zugängig) copirten irischen Petroglyphen (Taf. II, Fig. 9) aus der Grotte von Dowth wieder ganz primitive Kunstübungen. „Diese Figuren, welche sich in der Grotte von Dowth in grosser Anzahl finden, sagt Nilsson, können keine zufälligen sein; sie müssen irgend eine Bedeutung haben, wahrscheinlich eine religiöse, sei es nun eine allegorische, symbolische oder mystische — eine muss es sein; und dieselben Figuren müssen auch an beiden Orten dieselbe Bedeutung haben, sowohl bei Kivik in Schonen, als bei Dowth in

[1]) Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens. 6 ff.

[2]) Daselbst. 13.

Irland." Nilsson ist natürlich auch hier mit Sonne, Baal und Phöniziern bei der Hand; wir aber sehen gar nicht ein, dass diese Kreise eine Bedeutung haben müssen und dass nun gar diese Bedeutung, überall wo die Figuren vorkommen, dieselbe sein soll. Ein Blick auf unsere vergleichenden Tafeln lässt sie allenthaben erscheinen.

Spanische Petroglyphen sind abgebildet in dem mir nicht zugängigen Werke Antiguedades prehistoricas de Andalucia von Manuel de Gongora y Martinez. Madrid 1868.

Südamerika. Bei der Betrachtung der Petroglyphen Südamerika's nehmen wir zwei Regionen an, die eine im Gebiete der östlichen Jägernomaden, die andere in den Cordilleren, zumeist auf dem Boden der alten Culturvölker.

Auf die Felsbilder Guiana's machte zuerst Nikolaus Hortsmann, ein Chirurg aus Hildesheim, aufmerksam, der dorthin zog, um das Dorado aufzusuchen. Am Ufer des Rupununi, dort, wo der Fluss, mit kleinen Kaskaden angefüllt, sich zwischen dem Macarana-Gebirge hinschlängelt, findet er am 16. April 1749, bevor er in die Umgebungen des Sees Amucu kommt, „Felsen mit Figuren" (de varias letras) bedeckt [1]). Die weite Verbreitung dieser Felsbilder über Guiana ist dann von den beiden Schomburgks nachgewiesen worden. Richard Schomburgk schreibt: „Mein Bruder fand sie auf seiner ersten Untersuchungsreise des Corentyn an den Felsen Timeri (4^0 37′ n. Br., 57^0 45′ w. L.); in der Nähe der grossen Katarakte (4^0 21′ n. Br., 57^0 45′ w. L.) traten sie ihm wieder entgegen. Am Berbice unter 4^0 56′ n. Br. und 58^0 9′ w. L. hatte er sie ebenfalls gefunden, dasselbe war auf seiner letzten Expedition den Trombetas abwärts unter 1^0 27′ n. Br. und 56^0 41′ w. L. der Fall. Ebenso entdeckte er sie am Cuyuwini, der sich in den Essequibo ergiesst, und ausserdem unter 1^0 40′ n. Br. am obern Essequibo selbst. Auf dem Putipara treten sie wieder unter 4^0 40′ n. Br. und 61^0 3′ w. L. und am Kukenam unter 5^0 n. Br. und 61^0 w. L. auf. Nach dieser Uebersicht erstreckt sich der Flächenraum, auf dem wir sie, theils mein Bruder allein, theils mit mir zusammen, antrafen, von 1^0 40′ bis 5^0 15′ n. Br. und 56^0 41′ bis 62^0 w. L. [2]).

Die Felsritzungen am grossen Wasserfall Waraputa des Essequibo sind nach der Aussage der Eingeborenen von deren Vorvätern gemacht worden, „als noch die grossen Wasser die Erde bedeckten

---

[1]) Humboldt, Ansichten der Natur. ^{3}. I. 241.

[2]) Richard Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana. II. 225.

und jene auf Corials die Berge befuhren". Die Petroglyphen (Taf. II, Fig. 10) „selbst sind jetzt noch drei bis sechs Linien tief in den festen Granit eingegraben, ohne dass auch nur irgend eine Spur von Symmetrie in dem Grössenverhältniss der einzelnen zu einander stattfände, da manche nicht ganz einen Fuss, andere dagegen bis über zwei und noch mehr massen. Ausser mehreren Nachbildungen von menschlichen Figuren, denen sich auch solche von Thieren anschlossen, kehren namentlich nur durch Grösse und einzelne Modificationen unter sich etwas verschiedene Schneckenlinien wieder, die vielfache Aehnlichkeit mit den semitischen Sprachzeichen haben. Die uns begleitenden Macusis nannten diese Bilderschrift Ta-emongkong, während sie die Zeichnungen auf ihrem Körper mit imeun-casa hezeichneten. Bedenkt man die Härte des Gesteins, ferner, dass bei der Entdeckung Amerika's die Bewohner das Eisen ebensowenig als jetzt noch die Stämme des Innern kannten, so muss man annehmen, dass viele Jahre darüber hingegangen sein mögen, ehe diese Skulpturen in einer solchen Tiefe eingegraben werden konnten, wenn man diese nicht als Zeugen einer untergegangenen, höheren Kulturstufe der vorgeschichtlichen Periode Amerika's annehmen will" [1]). Die Bilderschrift, welche Schomburgk auf einem grossen Sandsteinblock am Murre fand, bestand aus 1/8 Zoll tiefen curvenförmigen Linien, welche ganz das Ansehen hatten, „als sei Jemand mit beiden Händen in einer Curvenlinie über den Stein hingefahren und habe den Eindruck davon zurückgelassen. Die Indianer sagten: Als Makunaima noch auf der Erde gewandelt, kam er an diesem Orte vorüber und liess den nachkommenden Geschlechtern dieses Zeichen seiner Gegenwart zurück" [2]). Nach Robert Schomburgk sind die Felsbilder an der grossen Katarakte des Corentyn (4° 21′ n. Br. und 57° 55′ westl. L. v. Gr.) unter allen, die er in Guiana sah, mit dem grössten Fleisse ausgeführt. „Ihre Grösse ist ungefähr zehn Fuss und sie scheinen menschliche Figuren vorzustellen. Der Kopfputz ist äusserst merkwürdig, er umgiebt den ganzen Kopf, breitet sich beträchtlich aus und ist einem Heiligenscheine nicht unähnlich" [3]).

Die neuesten Nachrichten über die Felsbilder Britisch-Guiana's verdanken wir dem Geologen R. Brown, der zahlreiche Abbildungen (Taf. II, Fig. 11) von ihnen mitgetheilt hat [4]), und aus dessen Be-

[1]) Richard Schomburgk, a. a. O. I. 319.
[2]) A. a. O. II. 254.
[3]) Ansichten der Natur. [3]. I. 245.
[4]) Journ. Anthropol. Instit. II. 254. Taf. 15—18.

schreibung wir das nachfolgende entnehmen. Diese Felsbilder sind je nach der Tiefe ihrer Furchen in gösserer oder geringerer Entfernung sichtbar. In einigen Fällen erkennt man sie schon auf hundert Ellen an den Uferfelsen; in anderen bedarf es einer besonderen Beleuchtung, um sie auf den gleichsam polirten Felsflächen zu bemerken. Sie kommen auf Grünstein, Granit, Quarz-Porphyr, Gneiss und Sandstein in verschiedener Höhe über dem Wasser vor. Zuweilen sieht man sie nur während der trockenen Jahreszeit, wenn die Flüsse niedrig sind, so am Berbice- und Cassikityn-Flusse. In einem Falle, am Corentyn, sind die Felsbilder so hoch über dem höchsten Wasserstande, dass sie nur nach Anbringung eines Gerüstes gemeisselt sein können, wenn nicht damals der Fluss weit über seinem gewöhnlichen Stande hoch war. Die Breite der Ritzen wechselt von 1/2 bis 1 Zoll, während die Tiefe niemals 1/4 Zoll übersteigt. Oft sind die Furchen durch die Witterung stark verwischt; stets aber zeigen sie dasselbe verwitterte Ansehen wie die Grundmasse des Felsens und sind gleich dieser oft von Eisen- und Manganoxyd überzogen. In ihrer gegenwärtigen verwitterten Gestalt lässt sich schwerlich ein Urtheil darüber abgeben, mit was für einem Instrumente sie ausgehauen sind. (Folgt eine nicht diskutirbare Stelle: I am inclined to think, that they were cut out roughly with a pointed *iron* tool!)

Die Indianer Guiana's wissen nichts über die Entstehung dieser Felsbilder. Sie weisen den Gedanken zurück, als seien sie von Menschenhand gebildet, und schreiben sie dem grossen Geiste Makunaima zu. Trotzdem betrachten sie dieselben nicht abergläubig, sondern nur mit Neugierde. Wären Traditionen über diese Felsbilder vorhanden, so würden sie von den heutigen Indianern, den abergläubigsten Geschöpfen, mit Furcht und Respekt behandelt werden. Auch müssen ihre Vorfahren, wenn sie die Bilder geritzt haben, weit fleissiger als die heutigen faulen Indianer gewesen sein. As these figures were evidently cut with great care and at much labour by a former race of men, I conclude that they were made for some great purpose, probably a religious one, as some figures give indications of Phallic worship [1].

Als die wichtigsten Orte, an welchen Felsbilder in Britisch-Guiana aufgefunden werden, führt Brown an: 1) Am Essequibo an

[1] In den Abbildungen können wir diese Andeutungen nicht entdecken. Sind sie vorhanden, so haben sie nichts auffallendes, da phallische Darstellungen ja auch mit Vorliebe an unseren Strassenecken und Mauern von müssiger Hand angebracht werden und sonst häufig genug vorkommen.

fünf Stellen: am Waraputa-Fall, am Cumutie-Fels, am Onropocari-Katarakt, am Takarimi-Fels und am Bubumana-Katarakt. 2) Am Cassikityn, einem Nebenfluss des Essequibo. 3) Am Quitaro-Flusse, etwa 60 Miles nordwestlich vom Cassikityn. 4) Am Südabhange der Pacaraima-Berge beim Indianerdorf Karakanang nahe am Cotinga-Flusse. 5) Am Wantriana-Fall des Ireng-Flusses, einige 30 Miles westlich von der vorigen Localität und zwischen Mora und Caraca nahe demselben Flusse. 6) Am Corentyn beim Temeri-Fels; in der Nachbarschaft des Wonotobo-Kataraktes; zwischen diesem und dem Aratipu-Katarakt und an einem neuerdings während der geologischen Aufnahme entdeckten Seitenarm des Corentyn. 7) An den Marlissa-Stromschnellen des Berbice-Flusses und oberhalb der Weihnachts-Katarakte.

In den Taf. II, Fig. 11 nach Brown mitgetheilten Abbildungen sind a, b, q vom Waraputa-Fall; a ist 7 Fuss lang, q 1 Fuss hoch; e ist 4 Fuss lang und vom Onropocari-Katarakt; s und f sind vom Yakarima-Felsen; g, h, i, k, n sind vom Bubuma-Felsen und 2 Fuss hoch; r ist vom Cassikityn-Flusse; c aus der Gegend von Karakanang am Pacaraima-Gebirge; l $4^1/_2$ Fuss hoch, vom Aratipu-Katarakt; m ist 13 Fuss lang, an der Basis 2 Fuss 2 Zoll breit, lag am 10. September 1871 8 Fuss über dem Wasserspiegel, es ist eine der Figuren am Temeri-Felsen; d ist 2 Fuss 2 Zoll hoch und steht auf einem Felsen der Wonotobo-Fälle; die beiden unteren Figuren sind von den Marlissa-Fällen des Berbice.

An die Felsbilder von Guiana schliessen sich jene an, welche Humboldt am Orinoco und seinen Zuflüssen nachgewiesen hat. „Im Innern von Südamerika, schreibt er, zwischen dem zweiten und vierten Grade nördlicher Breite, liegt eine waldige Ebene, die von vier Flüssen: dem Orinoco, dem Atabapo, dem Rio Negro und dem Cassiquiare, eingeschlossen ist. Hier findet man Granit- und Syenitfelsen, welche, wie die von Caicara und Uruana, mit symbolischen Bildern (kolossalen Figuren von Krokodilen, Tigern, Hausgeräth, Mond- und Sonnenzeichen) bedeckt sind. Dabei ist gegenwärtig dieser entlegene Erdenwinkel, auf mehr als 500 Quadratmeilen Oberfläche, völlig menschenleer. Die angrenzenden Völkerstämme sind auf der untersten Stufe menschlicher Bildung, nackt umherziehendes Gesindel, weit entfernt, Hieroglyphen in Stein zu graben." Ueber die Beschaffenheit der Zeichen am Culimacari-Felsen am Ufer des Cassiquiare bemerkt derselbe, dass es weiter nichts als unförmliche Figuren von Himmelskörpern, Krokodilen, Boa-Schlangen und Werk-

zeugen zur Bereitung des Manioc-Mehles waren. „Ich habe in diesen bemalten Felsen (piedras pintadas) keine symmetrische Ordnung oder regelmässige, räumlich abgemessene Charaktere gefunden.“ Und weiter: „Zwischen Encaramada und Caycara an den Ufern des Orinoco befinden sich häufig diese hieroglyphischen Figuren in bedeutender Höhe auf Felsenwällen, die jetzt nur mittels ausserordentlich hoher Gerüste zugängig sein würden. Fragt man die Eingeborenen, wie diese Figuren haben eingehauen werden können, dann antworten sie lächelnd, als erzählten sie eine Sache, die nur ein Weisser nicht wissen könne: dass in den Tagen der grossen Wasser ihre Väter auf Canots in solcher Höhe gefahren seien.“ Die Felsbilder von Encaramada soll nach der Indianertradition Amalivacas, der Stammvater der Tamanaken, hinterlassen haben [1]).

Ehe wir in unserer Aufzählung der südamerikanischen Petroglyphen weiter gehen, mögen einige Ansichten über deren Entstehung und Bedeutung hier Platz finden. Humboldt und nach ihm Schomburgk sowie einige andere legen unserer Ansicht nach zu viel Gewicht auf dieselben. Wenn der erstere annimmt [2]): „dass die Felsbilder Spuren einer alten Civilisation seien, die vielleicht einer Epoche angehört, wo die Racen, die wir heute unterscheiden nach Namen und Verwandtschaft, noch unbekannt waren“; so verliert er sich mit diesem „vielleicht“ in nebelgraue Fernen, in welche ihm zu folgen uns nicht vergönnt ist. Viel lieber und uns anmuthend ist der dicht dabei stehende, den Thatsachen entgegenkommende Ausspruch: „Man vergesse nur nicht, dass Völker sehr verschiedener Abstammung in gleicher Rohheit, in gleichem Hange zum Vereinfachen und Verallgemeinern der Umrisse, zur rythmischen Wiederholung und Reihung der Bilder durch innere geistige Anlage getrieben, ähnliche Zeichen und Symbole hervorbringen können“ [3]).

Alle Versuche, die bisher gemacht wurden, die südamerikanischen Jägervölker als herabgesunken von einer ehemaligen höheren Civilisation darzustellen, müssen als gescheitert betrachtet werden, und was von spärlichen Resten ihrer Vorzeit noch gefunden wird, weist auf Zustände hin, welche nicht über das Steinalter und dessen Gesittungszustand hinausgehen. Das wichtigste und am meisten in die Augen fallende sind eben jene Petroglyphen, die wir nicht auszu-

[1]) Humboldt, Ansichten der Natur. [3]. I. 238. 241. 244. Vergl. v. Humboldt u. Bonpland, Reise in den Aequinoctial-Gegenden. Stuttgart u. Tübingen 1845. III. 408.

[2]) Ansichten der Natur. [3]. I. 244.

[3]) Daselbst. I. 239.

scheiden vermögen von ihren über den ganzen Erdball zerstreuten Genossen. Ein so nüchterner Forscher wie Martius steht auch hier im geraden Gegensatze zu den sich in Nebel verlierenden Ansichten Humboldt's. Er bezeichnet, worin wir ihm beipflichten, die Petroglyphen des nordöstlichen Südamerika als Hinterlassenschaft „kindlicher Einfalt und mittelloser Unbeholfenheit" von „Müssigen, die sich dort spielend ergötzt haben" [1]), und er hat nach unserer Meinung Recht, wenn er hervorhebt, dass der Bildungsgrad der durch ein so ausgedehntes Gebiet wohnhaften Urheber der Bilderschrift von dem gegenwärtigen nicht verschieden war [2]). Dass die Felsbilder Südamerika's jedoch von den Vorfahren der jetzt dort lebenden Indianer ausgingen und nicht, wie Humboldt annimmt, von einem untergegangenen älteren und höher stehenden Volke, dafür spricht, worauf Martius hinweist, die Malerei der jetzigen Indianer auf ihren Trinkschalen, Rudern u. s. w. Man sieht auf ihnen ebensolche monströse Köpfe, dieselben Spiralwendungen auf den Thüren ihrer Hütten mit Erdfarben gemalt, und auch Richard Schomburgk, der doch die Ansicht Humboldt's theilt, kann nicht umhin [3]), die Bemerkung zu machen, dass die Schamschürzen (mosa) der Macusi-Frauen mit ihren schönen eckigen Perlstickereien einige Aehnlichkeit mit den Bildern von Waraputa haben. „Dieselben Figuren sah man auch mit weissem Thon, rothen oder schwarzen Farben an die Wände der Hütten, an die Ruder, Corials, Waffen roh mit den Fingern oder einem Stücke Holz gemalt. Eigenthümlich ist es, dass sich nur die Weiber mit der Malerei beschäftigten", und die Taruma's theilten Schomburgk mit, dass vor langer, langer Zeit die Weiber die Bilderschrift auf den Steinblöcken eingegraben hätten.

Es schliesst sich an die Felsenbilder des Orinocogebietes zunächst an, was wir über derartige Schöpfungen in Venezuela wissen. Die Abbildung des „Indianersteins" von St. Esteban (Taf. III, Fig. 13) im Küstengebirge von Puerto Cabello rührt von A. Goering her [4]). Derselbe ist wiederholt beschrieben worden. C. F. Appun [5]) schildert ihn als einen am Wege liegenden grossen Granitblock, der mit Bilderschriften der zur Zeit der Conquista hier lebenden Indianer ge-

---

[1]) v. Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's, zumal Brasiliens. Leipzig 1867.

[2]) Daselbst. I. 572.

[3]) Reisen in Britisch-Guiana. I. 359.

[4]) Zeitschrift für Ethnographie. 1877. Tafel 16.

[5]) Unter den Tropen. Jena 1871. I. 82.

schmückt ist. „Diese, einen halben Zoll tief in den Stein eingegrabenen Zeichnungen stellen meist Schlangen und andere Thierformen, menschliche Figuren und Köpfe und spiralförmige Linien dar und weichen von denen, die ich später in Guiana, am Essequibo und Rupununi gesehen, in den Charakteren und Formen ab, sind jedoch wie diese ebenso roh ausgeführt. Obgleich in Folge der Einwirkung des Regens und der Atmosphäre sehr verwittert, sind die Figuren doch noch deutlich zu unterscheiden und es gehörte sicher eine Riesengeduld, wie sie nur Indianer besitzen, dazu, dieselben vermittels eines Steines (denn Eisen war vor der Conquista den Indianern völlig unbekannt) in die harte Granitmasse einzugraben."

Nach dem Berichte eines Dr. F. Sch. [1]), der übrigens Babylonier und Chinesen in unkritischer Weise hier zum Vergleiche heranzieht, liegt eine Viertelstunde über dem nordwestlich von Valencia gelegenen Ober-Guataparo an einem Maulthierpfade ein dem Stein von St. Esteban ganz ähnlicher Stein, „mit vielfach undeutlich gewordenen arabeskenartigen Verschlingungen bedeckt, welche die Theile eines grotesken Gesichtes umschliessen". Dieser Stein, von dem eine Abbildung nicht mitgetheilt ist, wird als der „Grabstein des Indianerhäuptlings" bezeichnet und der Sage nach soll Nachts eine kleine blaue Flamme von ihm ausstrahlen.

Wenden wir uns wieder südlich, so sind zunächst die Skulpturen von Menschenköpfen, Thieren, Sonne, Mond und allerlei Werkzeug zu erwähnen, welche Spix und Martius [2]) von den Felsen des oberen Japure (der in den Amazonas mündet) und dessen Nebengewässern mittheilen.

Die Petroglyphen am Amazonenstrom und Rio Negro hat A. R. Wallace beschrieben. Er fand sie zuerst unterhalb Serpa, einem Dörfchen, das der Mündung des Madeira gegenüber liegt. Hier waren die Figuren, meist menschliche Gesichter darstellend, roh in den harten Felsen eingehauen, der bei Hochwasser von den Fluthen bedeckt wird. In der Mündung des Rio Branco (in den Rio Negro) befinden sich auf einer kleinen felsigen Insel zahlreiche Figuren von Menschen und Thieren in grossem Massstabe in den harten Granitfelsen eingegraben. Bei St. Isabel, St. Jozé und Castanheiro, alle am Rio Negro gelegen, sind noch mehr von diesen Figuren. Zahlreich sind sie am Rio Uuapés, wo sie rohe Darstellungen von Hausgeräthen,

---

[1]) Ausland 1873. 918.

[2]) v. Spix und v. Martius, Reise nach Brasilien. München 1823. 1257. 1272.

Canoes, Thieren und menschlichen Figuren, sowie Kreise, Vierecke und andere regelmässige Formen darstellen (Taf. III, Fig. 14, 15). Sie sind alle in den ausserordentlich harten Granitfelsen eingegraben. Einige sind über, andere unter der Hochwassermarke und viele schon mit Flechten überwachsen, darum aber nicht weniger sichtbar. „Ob sie eine Bedeutung für diejenigen hatten, welche sie ausführten, oder ob sie die ersten Versuche einer rohen, nur von der Phantasie geführten Kunst waren, das kann jetzt unmöglich gesagt werden. Es ist jedoch über allem Zweifel erhaben, dass sie einigermassen alt und nicht von der gegenwärtigen Indianerrace ausgeführt wurden“ [1]).

Die „Zone der Bilderschriften“, welche Schomburgk vom Corentyn bis zum Orinoco annahm und deren Ausdehnung ihn in Erstaunen versetzte, hat sich durch neuere Forschungen ungemein erweitert und wir sind überzeugt, dass die Petroglyphen auch in Niederländisch- wie Französisch-Guiana und an jenen südlichen Zuflüssen des Amazonas nachgewiesen werden, die heute nur noch dürftig bekannt sind. Von einem südlichen Zuflusse sind sie erst ganz neuerdings bekannt geworden. Keller-Leuzinger fand nämlich die Felsritzungen an den Stromschnellen des Madeira, am Cachoeira do Ribeirao, das Lagens etc. und hält sie für „Schriftzeichen“. Der Querschnitt der Zeichen ist flach muldenförmig und die Oberfläche derselben erscheint verwittert und an einigen Stellen so verwischt, dass sie nur bei günstiger Beleuchtung deutlich hervortreten. „Eine glänzend dunkelbraune Kruste, die sich überall auf der Oberfläche des Gesteins bildet, wo die Wasser dasselbe, wenn auch nur zeitweise, bedecken, überzieht wieder so vollkommen gleichmässig sowohl die schwach vertieften Zeichen, als auch die dazwischen liegende unberührte Fläche des Blocks, dass wohl viele Jahrhunderte darüber hingegangen sein müssen, seitdem mit einem Quarzmeissel in mühseligster Weise einzelne Theile dieser Kruste losgelöst wurden“ [2]) (Taf. II, Fig. 12).

Die Petroglyphen der brasilianischen Provinz Ceará hat J. Whitfield im August 1865 untersucht. Sie finden sich auf halbem Wege zwischen der Serra Grande oder Ibiapaba und der Serra Merioca, etwa 70 Miles von der Küste und 40 westlich von der Stadt Sobral. Der Felsen, der sie trägt, besteht aus sehr hartem Kieselschiefer und nach der nicht glatten und unregelmässigen Art der Ausführung der Figuren (Taf. III, Fig. 16) zu schliessen, sind sie etwa mit einem

[1]) A. R. Wallace, A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro. London 1853. 524.

[2]) F. Keller-Leuzinger, Vom Amazonas und Madeira. Stuttgart 1874. 45. 48.

Hammer eingehauen. Whitfield sah sie nur an den Uferfelsen „des Flusses", an einigen Orten über 15 bis 20 Yards lange Strecken ausgedehnt. Die Eingeborenen schreiben diese Letreiros (Inschriften) den Niederländern zu, welche nur wenige Jahre im Anfange des 17. Jahrhunderts hier ansässig waren. Aehnliche Felsritzungen kommen in der Provinz Pernambuco vor [1]).

Dass die Steinritzungen auch in der Provinz Parahyba vorkommen, geht aus Koster's Reisebeschreibung hervor [2]). Ein Pfarrer zeigte ihm zu Pernambuco die Zeichnung von einem grossen, im Innern der Provinz befindlichen Steine, „in welchem eine Menge unbekannter Charaktere und verschiedene Figuren eingegraben waren, von denen eine ein roher Versuch schien, einen weiblichen Körper abzubilden. Der Stein oder Fels ist gross und steht in der Mitte eines Flusses, welcher im Sommer ganz vertrocknet." Es sollen noch mehrere derartige Steine in Parahyba vorkommen.

Unsicher erscheinen die Felsritzungen an der Gavia, einem Felsen etwa 2½ deutsche Meilen von Rio de Janeiro in 22° 59′ s. Br. und 45° 43′ w. L. v. Gr. An der dem Meere zugewandten nördlichen Fläche des Felsens sieht man schon von Ferne, mit dem Blick nach der Serra da Boa Vista, sechs bis sieben Fuss lange Risse, welche man für geordnete Zeichen halten kann. Rings um die Gavia finden sich auf einzelnen zerstreuten Felsen gleich tiefe Eingrabungen, die einige Aehnlichkeit haben mit Schriftzeichen verschiedener Schriftsprachen. Daher ist denn auch vielfach die Vermuthung ausgesprochen worden, dass diese von Menschenhänden herrühren und Gedanken ausdrücken [3]).

Betrachten wir nun die Petroglyphen im westlichen Südamerika, wo sie, den Cordilleren folgend, von der Magalhaësstrasse bis zum Isthmus von Darien reichen und auf diesem durch Centralamerika und Mexiko nach den Vereinigten Staaten sich fortsetzen.

Von feuerländischen Felseingrabungen auf einer durch vier Wege zugängigen Platform hörte Bastian in der Magalhaësstrasse sprechen. Es tritt in denselben neben Sonne und Mond die Hand auf [4]), ein Symbol, das uns noch vielfach in Amerika auf Felsen begegnen wird.

---

[1]) Whitfield, Rock inscriptions in Brazil. Journal of the Anthropological Institute. III. 114.

[2]) Heinrich Koster, Reisen in Brasilien. Weimar 1817. 507.

[3]) Wold. Schultz, Natur- und Culturstudien über Südamerika. Herausgegeben vom Verein für Erdkunde in Dresden (1868). 85.

[4]) Bastian in Zeitschrift der Berliner Ges. für Erdkunde. XIII. 5.

Weiter nördlich finden wir die Petroglyphen in Chile. Ein Blick auf Taf. III, Fig. 17 genügt auch um darzuthun, dass die Felsritzungen des Thales de los Cipreses in Chile, welche Dr. Philippi auffand, ganz in dieselbe Kategorie wie die eben erwähnten gehören. Es ist ein in 5000 Fuss Höhe befindlicher Grünstein, auf dem die $1^1/_2$ Millim. tiefen und 4 Millim. breiten Einritzungslinien Figuren ohne alle Ordnung bilden. Bei den Hirten jener Gegend heisst der Stein piedra marcada; mehrere ähnliche finden sich an verschiedenen Stellen Chile's [1]).

Ueber die Petroglyphen im Aymara-Lande berichtet David Forbes wie folgt. „In vielen Gegenden des Landes finden sich Darstellungen in sehr grossem Massstabe in die Bergflanken eingehauen, welche Llamas, Pumas, Menschen, Kreise, Rechtecke, Kreuze und andere Figuren darstellen. Einige dieser Figuren scheinen Begräbnissplätze anzuzeigen, da unter ihnen Mumien gefunden wurden, während andere vielleicht Wegweiser waren, welche die Strassenrichtung andeuteten, so den Weg, welcher zu dem Andenpass von Cabesa de Vaca im Süden der Atacama-Wüste führt, wo Llamas mit den Köpfen in der Passrichtung eingehauen sind. Es ist dies vielleicht mit dem Llama der Fall, das ich an einer Bergseite bei Peña sah in der Salzwüste von Tamargual; die acht dreieckigen Marken auf dem Körper des Thieres bedeuten vielleicht die Zahl der Stunden, die man bis zum nächsten bewohnten Platze zu reisen hat. Ausser diesen kommen aber in Peru an Felsen und grossen einzelnen Steinen hieroglyphische Marken vor wie die Taf. III, Fig. 18 dargestellten aus dem Süden des Landes zwischen Uchumaya und Vitor, welche bei den Spaniern „Las Campanas" (die Glocken, weil der angeschlagene Stein klingt) oder La Biblioteca del Diabolo heissen. Ob diese Symbole von altem Aymara-Ursprunge sind oder von den Quechuas nach der Inca-Eroberung dieses Landes eingegraben wurden, ist ungewiss. Ich mache keinerlei Versuch, sie zu entziffern oder sie zu deuten; ich will nur die Aufmerksamkeit jener darauf lenken, welche sie zum Gegenstande spezieller Studien gemacht haben" [2]).

Aehnlich sind die Petroglyphen (Taf. III, Fig. 19), welche v. Tschudi eine Stunde von Huari in den Ruinen eines grossen Gebäudes in einem zerstörten Indianerdorfe fand und die er für eine

---

1) Verhandlungen der Berliner anthropol. Ges. 1876. 38.

2) David Forbes, On the Aymara Indians. Journal of the Ethnological Society. New Series. II. 271.

hieroglyphische Inschrift ansieht [1]), und in dieselbe Kategorie gehören jene, die Don Mariano de Rivero in grosser Menge acht Leguas nördlich von Arequipa auf Granit fand, die Thiere, Blumen, Befestigungen darstellen (Taf. III, Fig. 20) und „ohne Zweifel (?) die Geschichte der Ereignisse vor der Inca-Dynastie berichten". Auch in der Provinz Castro Vireyna, in der Stadt Huaytara, sind gleichfalls solche Petroglyphen, die von Tschudi und Rivero als Hieroglyphen betrachtet werden. Sie wundern sich daher, dass die besten alten Quellen nichts von solcher „Geheimschrift" berichten [2]).

Dass auch durch Columbien die Felszeichnungen reichlich verbreitet sind, erfahren wir erst neuerdings durch Adolf Bastian, aus dessen Abhandlung [3]) ich das folgende entnehme.

Die Petroglyphen im Caucathale sind nur eingeritzt, während sie im Gebiete des Magdalena meist mit rother Farbe aufgemalt sind, doch gewöhnlich gleichfalls unter Vertiefung der Oberfläche. Als bisher beobachtete Fundorte führt Bastian an: Aipa, am linken Ufer des Magdalena. An der dortigen piedra con jeroglificos (Taf. IV, Fig. 27) soll in alter Zeit ein Markt abgehalten worden sein, auf welchem die Chibchas gewebte Zeuge, Goldidole, Schmucksachen sowie Salz gegen Goldstaub austauschten [4]). Saboya am Rio Suarez oder Saravita (Taf. III, Fig. 25). Facatativa, wo der wöchentliche Markt noch jetzt zahlreich besucht ist. Pandi, neben der Naturbrücke von Icononzo über den Sumapaz. Tundama (Taf. III, Fig. 26). Quebrada de las Frias am Otun bei Cartago viejo. Aldea bei Manigales an dem auf dem Paramo de Herveo entspringenden Chinchina, einem Nebenfluss des Cauca. Tunja. Leiva. Boyaca (Taf. III, Fig. 21 bis 24). Auf nähere Beschreibung und Erläuterung dieser Petroglyphen geht Bastian nicht ein.

In Bastian's Auftrag hat der Lehrer Holtschik die an der Strasse von Tunja nach Bogota am Rio de Boyaca befindlichen roth aufgetragenen Felszeichnungen untersucht. Sie befinden sich auf isolirten Felsblöcken, deren grösster 4 bis 5 Meter Höhe und 10 Meter Durchmesser hat. Die Zeichen sind in etwas mehr als in Manneshöhe

---

1) J. J. v. Tschudi. Peru. II. 387.

2) Rivero and Tschudi, Peruvian Antiquities. New-York 1853. 106.

3) Zeitschrift der Berliner Ges. für Erdkunde. XIII. 1. Taf. 1 und 2.

4) Es scheint, als ob vielfach die Petroglyphen an Marktstätten sich knüpfen. Ebers, Durch Gosen zum Sinai, 177, nimmt an, dass im Wadi Mokatteb, wo sich die Felsskulpturen befinden, ein Sûk oder Markt stattgefunden habe. Die Besucher desselben hinterliessen die Inschriften.

angebracht und vielfach verwischt. An einem anderen Blocke fand sich das bei den Ureinwohnern gebräuchliche Conterfei des Frosches (Taf. III, Fig. 22). Die Zeichen befinden sich bald auf der Nord-, bald auf der Westseite, stets da, wo die Steine glatt und frei von Moos sind. Ganz den Zeichen vom Boyaca ähnlich sind jene, welche Holtschik bei Ramiriqui nahe am Flusse Cienaga fand; auch sie sind auf einem ungeheuren isolirten Felsblocke mit rother Farbe aufgetragen und theilweise schon verwischt. Die Stätte heisst el cementerio de los Indios.

Mittel-Amerika. Wir gelangen jetzt zum Isthmus von Darien und Mittel-Amerika.

Zu Caldera, wenige Stunden von der Stadt David auf dem Isthmus von Darien, entdeckte Berthold Seemann einen mit Petroglyphen bedeckten Granitblock (Taf. IV, Fig. 28). „Er ist 15 Fuss hoch, gegen 50 Fuss im Umfange und platt an der Oberfläche. Ueberall, besonders an der Ostseite, ist er mit Figuren bedeckt. Eine derselben stellt eine strahlende Sonne dar, ihr folgt eine Reihe von verschiedenen Köpfen, Skorpionen und phantastischen Figuren. Die Spitze und die anderen Seiten haben Zeichen von runder und ovaler Form, welche von Linien durchschnitten sind. Das Denkmal wird den Dorachos zugeschrieben, doch welchen Zweck der Stein hatte, verräth weder geschichtliche noch mündliche Ueberlieferung. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er bestimmt war, bei ihnen die Stelle von Annalen zu vertreten. Manche Indianerstämme behaupten von der Sonne abzustammen; vielleicht ist deshalb ein Bild dieses Gegenstandes zu Anfang gesetzt; die Köpfe können die verschiedenen Häuptlinge bedeuten und die beigefügten Bilder die besonderen Ereignisse der Regierung derselben anzeigen. Was die übrigen Zeichen sagen sollen, ist schwer zu erklären, allein sie sind zu unregelmässig und zu sehr zerstreut, um Verzierungen zu sein. Symmetrie aber ist das erste Bestreben des Wilden, der Schönheit darstellen will. Die Charaktere sind einen Zoll tief, jedoch an der Wetterseite beinahe verwischt. Ohne Zweifel waren sie ursprünglich alle von derselben Tiefe; eine ungeheure Zeit musste verstreichen, ehe der Granit so verwittern konnte, und diesen Hieroglyphen muss ein höheres Alterthum zuerkannt werden als den übrigen Monumenten Amerika's“ [1]).

Der berühmte Reisende und Botaniker hat dann später seine

---

[1]) Berthold Seemann, Reise um die Welt. Hannover 1853. I. 325.

Entdeckung zu einer Hypothese benutzt, die uns jedoch nicht im geringsten anmuthet. Als ihm nämlich George Tate's Werk The ancient British Sculptured Rocks of Northumberland (vergl. S. 266) in die Hände fiel, in welchem ganz ähnliche (?) Steinritzungen dargestellt sind, war er überrascht von der Aehnlichkeit, ja Identität, beider. Nachdem Seemann die Figuren nebeneinander abgebildet und miteinander verglichen, wagt er folgenden kühnen, immer noch unter dem Vorbehalt der Identität beider vorgebrachten Schluss, „dass nämlich in vorhistorischen Zeiten zwischen den Britischen Inseln und Central-Amerika ein Verkehr stattfand, dass aber, um diesen aufrecht zu erhalten, die kleinen Schiffe einer rohen Culturperiode nicht genügten und dazu ein Verkehr über Land nöthig war, der jedoch via Asien nicht geführt hätte werden können, ohne zahlreiche Spuren zu hinterlassen, solche Spuren aber nicht vorhanden sind, und dass er folgerichtig über die Insel Atlantis stattfinden musste (welche an der Hand der modernen Wissenschaft nicht länger eine Mythe ist), die so eng Europa mit Amerika verknüpfte, dass die Wälder, welche damals Europa bedeckten, identisch sind mit den heute noch in den südlichen Theilen Nord-Amerika's existirenden.“ Allerdings fügt Seemann, den Flug seiner kühnen Phantasie mässigend, hinzu, dass noch mehr Thatsachen gefunden werden müssten, um das Gesagte vollauf zu bestätigen [1]).

Wir können nicht umhin, über die Phantasie des Entdeckers unser Erstaunen auszudrücken. Gewiss hat es nichts auffallendes, dass in Europa wie in Amerika von alten Bewohnern dieselben concentrischen Kreise, rohe Gesichter mit zahnartigen Rändern etc. erfunden worden sind. Dass aber die alten Briten mit Hilfe der platonischen Atlantis trockenen Fusses mit centro-amerikanischen Indianern verkehrt haben sollen, dagegen sprechen, trotz der gegentheiligen Versicherung Seemann's, starke geologische Gründe.

Auch anderweitig auf dem Isthmus kommen derartige Petroglyphen vor. Die Taf. IV, Fig. 29 dargestellten Felsenritzungen fand J. F. Bateman im Kirchspiel von San Miguel im Distrikte Chiriqui auf einem grossen unregelmässigen Lavablocke, der einst ganz damit bedeckt war. Bis auf die mitgetheilte, in der Natur zwei Fuss lange Probe sind die „Hieroglyphen“ jedoch verwischt. Der in Rede

---

[1]) On the resemblence of inscriptions found on ancient british rocks with those of Central America. In Memoirs read before the Anthropological Society of London. II. 277. 1866.

stehende Lavafels liegt etwa 8 Miles gerade westlich von dem El Volcan genannten Berge [1]).

Ganz ähnlich diesen Felsritzungen von San Miguel sind jene, welche Squier auf der an Idolen reichen Insel Zapatero im Nicaraguasee fand und die ich deshalb gleich hierher stelle (Taf. IV, Fig. 30). Sie finden sich auf einem basaltischen, tief in die Erde eingegrabenen Felsen, sind mit grosser Regelmässigkeit eingehauen, 1/5 bis 1/3 Zoll tief und etwa einen halben Zoll breit. They do not appear to form any intelligible figure [2]).

In der Nähe der zwischen beiden Seen gelegenen Stadt Masaya in Nicaragua ist eine Schlucht, die Quebrada de las inscripciones, deren vergleichsweise glatte Oberflächen buchstäblich mit roh in den Felsen eingehauenen Figuren bedeckt sind. „Wenige," schreibt Squier, „sind noch deutlich, die meisten aber so verwischt, dass sie nicht deutlich mehr erkannt werden können. Viele waren mit herabgefallenem Schutte bedeckt, den der Regen herabgespült hatte; andere wieder waren so hoch in dem abschüssigen Felsen angebracht, dass sie nicht genau erkannt werden konnten. Sie bedeckten die Oberfläche des Felsens mehr als hundert Yards lang und stellten vorzugsweise in roher Manier Menschen und Thiere dar, sowie wenige verzierte, vielleicht willkürliche Figuren, deren Bedeutung heute unbekannt ist. Taf. IV, Fig. 31 a b der Felsritzungen von Masaya zeigt namentlich diese; Taf. IV, Fig. 31 c scheint an zwei Stellen die Sonne wiederzugeben, berichtet vielleicht auch über ein Ereigniss, da möglicherweise die senkrechten Striche Zahlen darstellen sollen. Die wichtigste Figur zur Rechten scheint mit Schild, Pfeilen oder Speeren und dem Xiuatlatli, dem einheimischen Instrument um Speere zu werfen, versehen zu sein, wie es oft in gleicher Art gruppirt auf mexikanischen Gemälden vorkommt [3]). Die Hauptfigur der unteren Figur 31 d soll entschieden einen Affen darstellen. Was die übrigen Figuren betrifft, so steht es dem Leser frei sich dieselben zu deuten. Felsen, in derselben Weise geritzt, sind über den ganzen Kontinent zertreut, von den Gestaden Neu-Englands bis Patagonien. Die meisten, wenn nicht alle, sind das Werk wilder Stämme und scheinen gezeichnet, um Ereignisse von grösserer und geringerer Wichtigkeit zu verewigen. Sie sind zu roh, um viel archäologischen Werth zu besitzen und haben wenig Interesse, ausgenommen, dass sie die ersten Stufen

---

1) Bull. of the American Ethnological Soc. I. 12. (1861.)

2) Squier, Nicaragua. New-York 1852. II. 66.

3) Auf dem Original nicht zu erkennen.

eines Systems bildlicher Darstellung illustriren, welches wahrscheinlich später in ein hieroglyphisches und endlich in ein alphabetisches System überging" [1]).

Auffallend ist die Darstellung einer Hand, die in den amerikanischen Felsritzungen häufig wiederkehrt. So fand sie Squier an den Uferfelsen des kleinen Sees Nihapa, in der Nähe von Managua (Nicaragua), der in einem erloschenen Krater liegt. Allerdings nicht in den Felsen geritzt, sondern mit rother Farbe gemalt, im Stil und der primitiven Ausführung aber entsprechen völlig diese pietras pintadas den Petroglyphen anderer Orte. „An dem hervorragendsten Theil der Klippe, etwa 30 oder 40 Fuss über uns, war die Figur einer zusammengerollten gefiederten Schlange gemalt, welche die Indianer El sol, die Sonne, nannten. Unter den halbcivilisirten Völkern Amerikas, von Mexiko südwärts, sowie unter vielen Völkern der alten Welt, war die Schlange ein hervorragendes religiöses Symbol mit tiefster Bedeutung. Oft stimmt sie mit der Sonne überein oder war das Symbol der höchsten heidnischen Gottheit. Im vorliegenden Falle vereinigte die heilige gefiederte Schlange beide Symbole. Die Figur zeigte drei Fuss Durchmesser. Ueber ihr und zwischen jetzt verwischten Darstellungen war die Figur einer Hand" [2]). Hunderte von anderen Malereien waren auf einzelnen Felsblöcken zerstreut, aber schon so zerstört, dass sie nicht mehr gut zu erkennen waren, und nur die Taf. IV, Fig. 32 copirten, Menschen, Thiere und die Hand darstellend, waren noch so weit erhalten, dass sie abgezeichnet werden konnten. Diese aber gerade mit ihren rohen Formen schliessen sich eng den übrigen von uns wiedergegebenen Petroglyphen aus den verschiedensten Ländern in ihrem ganzen primitiven Stil an und sind aus dem nämlichen kindlichen Triebe hervorgegangen.

Der erste, welcher die „rothe Hand" beobachtete, war Stephens, der sie an den Mauern der Casa del Gobernador zu Uxmal in Yukatan abgedrückt fand; not drawn or painted but stamped by the living hand, the pressure of the palm upon the stone [3]). Diese Abdrücke rührten von einer ausserordentlich kleinen Hand her, wie sie jetzt noch die heute in Yukatan lebenden Indianer besitzen. Ueberall, wo Stephens später noch auf Ruinen stiess, fand er an deren Mauern die rothe Hand abgedruckt, die ein Symbol des Gottes Kab-ul, des Lebensschaffers und Gottes der arbeitenden Hand ist.

---

[1]) Squier, Nicaragua. II. 24.

[2]) Squier, Nicaragua. I. 406 ff.

[3]) Stephens, Incidents of Travel in Yucatan. New-York 1843. I. 177.

Auch in Mexiko fehlen die Felsskulpturen nicht. Heller erwähnt sie südlich von Mirador bei Atliaca in Vera Cruz (Taf. IV, Fig. 33)[1]).

Antillen. Von den ausgestorbenen Cariben auf den Antillen rühren verschiedene Felsritzungen her, so jene, welche L. Krug von Porto Rico beschrieben und abgebildet hat[2]). Am Ufer des Rio Grande de Loiza liegt nahe dem Flecken Gurabo ein Dolmen aus Granit (?), dessen Deckplatte voller Zeichnungen ist, von denen viele durcheinanderlaufen und ausserdem durch den Einfluss der Witterung stark verwischt sind. Die Felsbilder sind mehr oder minder groteske Köpfe oder Gesichter, die zum Theil im Kranz um einen Kopf herumstehen, während die übrigen regellos über die Platte zerstreut sind. Nicht weit von dieser Tafel findet man noch mehrere rohe und meist ganz verwischte Zeichnungen auf Felswänden oder auf isolirten Felsstücken. Angeschlagen klingt der Fels glockenähnlich und das Volk behauptet in der Nähe dieses Felsens habe früher einer der mächtigsten Kaziken gelebt und durch Aufschlagen auf den Stein seinen Vasallen Zeichen gegeben. Man glaubt, ein Theil der Figuren stelle die Zeichen des Zodiakus dar und bilde so einen Kalender. „Dies ist jedenfalls eine irrthümliche Ansicht, da die Indier nicht so weit in der Astronomie bewandert waren. Andre meinen, es sei eine Art Gedenktafel gewesen, worauf ein jeder Kazike während seiner Regierung sein Bild einschneiden liess. Wahrscheinlich wurde diese Tafel wohl zu menschlichen Opfern gebraucht und war ein Altar für den Gott des Wassers oder des Flusses.“ Das sind lauter Muthmassungen ohne thatsächlichen Hintergrund und so muss es auch von diesen Petroglyphen heissen: Wir wissen über ihre Bedeutung nichts (Taf. IV, Fig. 34).

Robert Schomburgk erwähnt, dass die Felsbilder vom Waraputafalle in Guiana „viel Aehnlichkeit mit denen haben, die ich auf St. John, einer der Jungfern-Inseln, gesehen und unbedenklich für das Werk der Cariben halte, welche vor Zeiten diesen Theil der Antillen bevölkert haben.“

Westlich vom Missisippi. Ueber die Petroglyphen in der Nähe von Fort Yuma am Rio Gila äussert sich, nach unserer Ansicht sehr richtig, Bartlett folgendermassen: „Ich fand hunderte von diesen Blöcken bedeckt mit rohen Figuren von Männern, Thieren und anderen Gegenständen in grotesken Formen, alle mit einem scharfen

---

[1]) Bancroft, Native Races of the Pacific States. IV. 447.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie 1876. 434 und Tafel 31.

Instrumente eingegraben (Taf. IV, Fig. 36. 38. 39. 40). Viele von ihnen waren aber, da sie lange dem Wind und Wetter ausgesetzt waren, so entstellt, dass sie nur noch schwer zu erkennen waren. Unter diesen Felsblöcken fand ich auch solche, die an der unteren Seite Skulpturen zeigten, und zwar in einer solchen Lage, dass es unmöglich war, sie da zu bearbeiten, wo sie gerade lagen. Einige von ihnen wogen viele Tonnen und es würde eine ungeheure Arbeit erfordert haben, sie hier zu placiren und noch dazu ohne augenscheinlichen Zweck. Es ist naturgemäss zu schliessen, dass sie von der Höhe des Gebirges herabgefallen waren, nachdem man die Skulpturen darauf angebracht hatte. Nur wenige erschienen neu; die anderen zeigten Spuren von grossem Alter.

„Wie die meisten rohen indianischen Skulpturen oder Marken, die ich gesehen habe, glaube ich auch nicht, dass diese, wie Viele annehmen, irgend einen historischen Werth besitzen. Wo ein erfinderischer Indianer, aus Mangel an anderer Beschäftigung, die rohe Figur eines Menschen oder eines Thieres an einem augenfälligen Platze in den Felsen ritzt, etwa da, wo man rastet, da folgen seinem Beispiele leicht Andere und üben ihre Kunst in der Ausführung ähnlichen Gekritzels. Der eine zeichnet ein Thier, so wie er es erblickt; ein anderer macht sich eines nach seiner Phantasie zurecht und ein dritter amüsirt sich mit der Zeichnung grotesker oder unbestimmter Figuren anderer Art. Aus diesem Grunde finden wir diese skulpirten Felsen in grosser Anzahl an hervorragenden Plätzen“ [1]).

Dass neben diesen gewiss alten Petroglyphen auch solche aus der jüngsten Zeit, the work of modern Indians, vorkommen, berichtet Emory [2]). Er will with a little stretch of the imagination ein Mastodon und Pferd (!) unter den Petroglyphen erkennen, ohne zu bedenken, wie er durch das Pferd das Alter der Felsritzungen wesentlich herabdrückt.

Anderer Ansicht als Bartlett ist Julius Froebel, der gleichfalls die „indianischen Charaktere“ am Rio Gila untersuchte, die dort so zahlreich sind, „dass ein Reisender Wochen brauchen würde, um sie alle zu sammeln. Unter den vielen hundert Skulpturen, welche ich am Rio Gila sah, schreibt er, lassen sich zweierlei Arten unterscheiden. Die eine zeigt Darstellungen von bestimmten Gegenständen, wie

---

[1]) J. R. Bartlett, Personal Narrative of Explorations and Incidents etc. New-York 1854. II. 295.

[2]) W. H. Emory, Notes of a Military Reconnoissance from fort Leavenworth to San Diego. Washington 1848. 89.

Menschen und Thiere. Vielleicht besitzen diese gerade eine allgemeine Bedeutung in ihrer Verbindung mit einander und mit den weniger leicht erklärbaren Charakteren. Doch — dem sei wie ihm wolle — ich bin überzeugt, dass die zweite Klasse von Charakteren (Taf. IV, Fig. 35) eine allgemeine Bedeutung haben muss und zur Mittheilung von Ideen diente. Oft habe ich Indianer um eine Erklärung angegangen, doch konnten oder wollten sie mir keine geben. Das letztere war der Fall mit dem Häuptling der Yumas, der sich viel Mühe gab, mich davon zu überzeugen, dass die Figuren an den Felsen in der Nähe der unteren Fähre über den Colorado keine Bedeutung hätten. Sie wären, sagte er, nichts als Kinderspielerei und durch Aufeinanderschlagen von Steinen entstanden; dabei nahm er einen Stein auf und zeigte mir, wie es ausgeführt worden war. Doch habe ich Grund anzunehmen, dass er nicht die Wahrheit sprach. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, dass eine moderne und in Betreff des in Rede stehenden Gegenstandes unwissende Generation sich mit der Nachahmung der schon bestehenden Figuren amüsirte und gedankenlose Nachahmungen mögen auf diese Weise nichtssagende Resultate hervorgebracht haben. Die ursprüngliche Absicht dieser Darstellung war vielleicht nur den Häuptlingen und hervorragenden Männern der Indianerstämme bekannt, wie unter den civilisirten Völkern nicht alle lesen können. Es sprechen aber viele Umstände dagegen, dass diese Charaktere ursprünglich nichts mehr als die Ergebnisse der frühesten Kunstversuche waren. In erster Linie schliessen die Gleichartigkeit und ausserordentliche Eigenthümlichkeit des Stiles an Orten, die tausend Meilen von einander entfernt sind, jeden Gedanken an zufällige Aehnlichkeit aus. Man kann sich nicht denken, wie dieselben immer wiederkehrenden Figuren wieder und wieder hätten gebraucht werden sollen, wenn sie nicht einen conventionellen Charakter gehabt und etwas ausdrücken sollten. Auch die Orte, wo sie gefunden werden, sind solche, um ihnen Bedeutung zu verleihen. So sind z. B. am Gila Figuren und Charaktere in Steine gehauen, zu denen man nur mit Schwierigkeit emporklimmen kann; auch an den abschüssigen Seiten der Felsen.

„Man kann sich kaum vorstellen, dass Menschen sich die Mühe gegeben haben sollten, ein so schwieriges und mühsames Werk auszuführen, wenn sie nicht einen wichtigen Zweck dabei gehabt hätten; um so mehr, als Felsen und Steinmassen in Menge herumliegen, an denen sie ihr Werk leicht hätten ausführen können, wäre die Sache nur zur Belustigung ausgeführt worden. Ich sah auf dem Gipfel eines

hohen und steilen Berges nahe dem Gila, unterhalb der Region der Lavaterrassen, die Felsen mit diesen Charakteren bedeckt. Alte Fusspfade, stellenweise in den Felsen getreten, kommen in grosser Anzahl an den Flanken der Berge vor, alle zum Gipfel führend. Nach meiner Ansicht können diese Fusspfade nur im Verlauf von Jahrhunderten durch steten Gebrauch entstanden sein und es ist unmöglich, nicht zu der Ansicht zu gelangen, dass irgend eine wichtige Sache mit ihnen und mit den in den Felsen gemeisselten Charakteren verknüpft war. Die Lokalität machte auf mich den Eindruck, dass nur ein religiöser Beweggrund solche wiederholte und lang fortgesetzte Pilgerfahrten veranlasst haben könnte. Ich beobachtete diese Charaktere auch an Plätzen, wo der Fusspfad an einem Felsen vorbeiführte, als ob solch ein hervorragender Ort ausgewählt worden wäre, um den Vorüberziehenden eine Nachricht mitzutheilen. Sie waren auch auf vereinzelten Felsen in der Nähe des Weges eingegraben. Ich habe hier eine genaue Copie einiger dieser Skulpturen gegeben, die mir besonders auffielen, so dass der Leser sich eine allgemeine Idee von ihrem Charakter und den Ansichten, die ich darüber ausgesprochen habe, bilden kann. Eine der Skulpturen am Gila ist besonders interessant, da sie an der abschüssigen Seite einer der Lavaterrassen vorkommt, deren gegenwärtige Lage, halb bedeckt mit anderer, einen Theil der Skulpturen verdeckender Masse (Taf. IV, Fig. 37), darthut, dass die durch ein Naturereigniss veränderte Lage der Felsen jüngeren Datums ist, als die Figuren“ [1]).

Wir können Fröbel's Gründe nur zum Theil gelten lassen; was die von ihm hervorgehobene „Gleichartigkeit des Stils“ betrifft, so ist sie ja sicher vorhanden, aber nicht allein auf die Figuren am Rio Gila beschränkt, sondern über die ganze Erde verbreitet, und dass schwierig zu erreichende Stellen zur Anbringung der Felsritzungen auserwählt wurden, überrascht uns ebensowenig, wie der Name „Kieselack“ auf einer kaum zugängigen Stelle der Sandsteinfelsen in der Sächsischen Schweiz oder auf einem Alpengipfel.

Arizona und Neu-Mexiko sind überhaupt sehr reich an Petroglyphen von echt indianischem Charakter. Im ersteren Territorium hat während der Expedition des Lieutnants Simpson der deutsche Maler Kern viele Felsenbilder copirt, von denen wir einige Proben geben. Taf. V, Fig. 44 zeigt die Sonne in Verbindung mit der Hand. Taf. IV, Fig. 42 ist auf riesigen Sandsteinblöcken in der Nähe

[1]) Julius Froebel, Seven Years' Travel in Central America. London 1859. 519 ff.

des Pueblo pintado eingehauen und zeigt die charakteristische Hand, welche gleichfalls auf Taf. V, Fig. 43 wiederkehrt, einem Theile des inschriftenreichen Inscription Rock am Rio de Zuñi. Die indianischen Petroglyphen, auf welche dann spanische Inschriften folgen, sind hier so zahlreich, dass nach Simpson's Bericht „half an acre“ damit bedeckt ist. Diese spanischen Inschriften, offenbar später angebracht als die indianischen Felsritzungen, reichen bis in's Jahr 1606 zurück[1]).

Es schliessen sich hier an die Felsritzungen aus dem südlichen Californien. Bei der Expedition Lieutnant Wheeler's durch das südliche Californien im Jahre 1875 befand sich ein deutscher Naturforscher, O. Löw, der bei Benton in Mono County auf Basaltblöcken „hieroglyphische Zeichen“ eingegraben fand. „Ich hatte, schreibt er, Bilderinschriften vielfach in Neu-Mexiko und Arizona gesehen und vermuthete auch hier wieder eine gewöhnliche Bilderinschrift. Doch wie plötzlich wurde ich überrascht, als ich ein charakteristisches chinesisches Symbol erblickte! Es war das Zeichen für to, Erde (Taf. IV, Fig. 41, das erste Zeichen). Unmittelbar darauf fand ich noch einige andere. Wie Schade, dass es nicht möglich war, auf diesen regellos untereinander liegenden, beschriebenen Blöcken die Reihenfolge der Zeichen zu erkennen! Beim Kopiren konnte ich nicht anders als sie willkürlich nebeneinandersetzen. Die Mehrzahl jener Zeichen hat indessen blos schwache oder gar keine Aehnlichkeit mit der jetzigen chinesischen Schrift, und Ringe, wie sie die Inschrift zeigt, finden sich nur in sehr alten chinesischen Werken vor. Dass die Inschrift nicht etwa jüngsten Datums ist, erhellt erstens daraus, dass die Färbung der eingemeisselten Zeichen bedeutend dunkler ist als der frische Bruch des Gesteins, wenn auch bei weitem nicht so dunkel als die Aussenfläche der Felsen; dann zweitens aus den Angaben der Indianer, die offen bekennen, dass schon ihre Grossväter darüber nachgedacht hätten, wer wohl vor ihnen in diesen Gegenden gewesen sei. Sie betheuern, dass ihrem Stamme die Zeichen nicht zuzuschreiben seien. Ich vermuthe, dass wir hier ein Zeichen von der Anwesenheit asiatischer, etwas mit der chinesischen Schrift vertrauter Völker vor uns haben“ [2]).

---

[1]) Reports of the Secretary of War. Senate 31 Congress 1st Session. Ex. Doc. 64. Washington 1850. 77. 120. Taf. 23. 24. 25. 35. 65—74.

[2]) Petermann's Mitth. 1877. 138. Dieselbe Ansicht vertritt O. Löw in Wheeler's Annual Report. Appendix J. J. Washington 1876. 327. Nach der dort mitgetheilten Tafel ist unsere Kopie einiger der Zeichen Taf. IV, Fig. 41 angefertigt. Besonders imponirte das Kreuz, im chinesischen das Zeichen für to, Erde. Doch gerade die

Herr Löw beruft sich alsdann auf die bekannte „Fusang"-Geschichte und Leland's Buch über die chinesische Entdeckung Amerika's, eine Arbeit, die ernstlich nicht mehr in Betracht gezogen werden kann. Fusang als Amerika ist in der Wissenschaft abgethan. Wo kämen wir in der Ethnographie hin, wenn es einem Jeden frei stände, aus der Uebereinstimmung von nur ein oder zwei Momenten sofort auf gleiche Abstammung von räumlich weit getrennten Völkern schliessen zu dürfen oder deren Anwesenheit in einem fremden Lande für feststehend zu halten?

Berthold Seemann vergleicht die Petroglyphen von Chiriqui mit jenen Northumberlands und flugs wandern trockenen Fusses die alten Briten durch den atlantischen Ocean.

Oskar Löw sieht in Südcalifornien einige den chinesischen Schriftzeichen ähnliche Steinritzungen (wie er sie in unseren Hausmarken dutzendfach finden kann) und sofort ist ihm deren asiatischer, chinesischer Ursprung sicher. Da er aber neben jenen Zeichen auch Hände (nach Nordwesten weisend! soll wohl bedeuten, dass die „Einwanderer" von dort her kamen) abbildet, wie sie auf so vielen anderen indianischen Felsritzungen vorkommen, so beweisen diese mir allein schon den indianischen Ursprung jener Skulpturen, die auch an und für sich durchaus nicht verschieden von vielen anderen sind.

Wer aber zugiebt, dass ein Moment, wie die Uebereinstimmung von ein paar Felsritzungen, hinreicht, um die Einheit (oder Anwesenheit) so weit getrennter Völker darzuthun, der muss auch anerkennen, dass *jede* andere einzelne Uebereinstimmung genügt, um dasselbe zu beweisen.

Schoolcraft entdeckt den Vampyrglauben bei den Irokesen und sofort sieht er ein phönizisches Element in ihnen (S. 92).

Prof. Schaaffhausen findet die Uebereinstimmung eines deformirten Schädels aus der Krim und eines alten Peruanerschädels und sofort erklärt er es für eine der schönsten Errungenschaften der Craniologie, dass die Skythen und Peruaner *ein* Volk sind[1]).

Was lässt sich nach dieser Methode nicht noch alles beweisen! Nach Seemann, Löw, Schoolcraft und Schaaffhausen, deren Beweismaterial vollkommen ebenbürtig und gleichwerthig ist, haben wir nun schon Briten, Chinesen, Phönizier und Skythen auf amerikanischem

---

Kreuzform ist eine der einfachsten und überall vorhanden, so dass auf sie am allerwenigsten Gewicht gelegt werden darf.

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Ges. 1877. 93.

Boden, wozu man noch die verlorenen Judenstämme nehmen möge, welche Missionare in beschnittenen Indianern wiederfanden.

— men may construe things after their fashion
Clean from the purpose of the things themselves [1]).

Nach Remy und Brenchley kommen in Utah in der Nähe des grossen Salzsees Felsritzungen vor, welche roh ausgeführt sind, deren Bedeutung aber leicht zu erkennen ist, und Carvalho erzählt, dass am Red Creek Cañon, sechs Miles nördlich von Parowan, senkrecht mehrere hundert Fuss aus dem Thale emporstehende Granitfelsen mit zahlreichen „Hieroglyphen" bedeckt sind, welche einen Zoll tief scharf eingehauen, menschliche Hände und Füsse, *Pferde*, Hunde, Kaninchen, Vögel und eine Art Zodiacus darstellen. „Diese Einritzungen zeigen dasselbe verwitterte Ansehen wie der übrige Fels; die sehr schön gearbeiteten Figuren (Taf. V, Fig. 46, 47) stehen dreissig Fuss über dem Boden und um Zeichnungen derselben zu machen, musste ich den Felsen hinaufklimmen. Ganz entschieden brauchten diese Skulpturen eine lange und fortgesetzte Arbeit zu ihrer Herstellung und ich nehme an, dass sie von anderen Menschen als den heute diese Thäler und Berge bewohnenden Indianern ausgeführt wurden. Jahrhunderte müssen vergangen sein, seit dieses geschah." Da sie dreissig Fuss hoch liegen, so können vielleicht, meint Carvalho, grosse Erdrevolutionen sie in ihre heutige Lage versetzt haben.

Ich citire hier nach Bancroft [2]), sehe aber die im Texte erwähnten „Pferde" nicht auf den Fig. 46, 47 copirten Felsritzungen. Sind auf anderen als den mitgetheilten Petroglyphen Pferde wirklich vorhanden, so fallen natürlich Carvalho's Ansichten über ein sehr hohes Alter dieser Bilder, die ohnehin in ihrem ganzen Habitus echt indianisch sind, worauf auch wieder die Hand deutet, welche von Mittelamerika bis hierher verfolgt werden kann.

Petroglyphen auf einer basaltischen Felsmauer von mehreren Miles Länge und 20 Fuss Höhe hat an den östlichen Abhängen der Sierra Nevada im Green-River-Valley J. G. Bruff nachgewiesen [3]). Die ganze Länge dieser sehr harten Felsmauer war mit den Felsritzungen bedeckt, von denen Taf. V, Fig. 48 ein Beispiel giebt; die höchsten derselben konnten offenbar nur mit Hilfe von Leitern eingegraben werden. „Der Felsen ist so hart, schreibt Bruff, dass wir ähnliche

[1]) Shakespeare, Julius Caesar. 1. Akt. 3. Scene.
[2]) Native Races of the Pacific States. IV. 716.
[3]) Annual Report of the Smithsonion Institution for 1872. 409.

Skulpturen nur mit einem sehr guten Meissel und Hammer hervorbringen konnten.“ Sie sind etwa 1/10 Zoll tief eingeritzt und viele schon durch den Einfluss der Witterung verwischt. The labor and time required to execute these engravings are sufficient proof of their importance to the people who produced them. The same amount of markings roughly executed with a brush would involve the labor of many painters for several months.

Skulpirte Felsen an den Ufern des Columbia in Oregon erwähnt Pickering [1]; unter einer grossen Anzahl von Figuren konnte jedoch sein Gewährsmann Drayton nur die drei in Taf. V, Fig. 45 wiedergegebenen copiren. Ausser der Sonne erkennt man ein Instrument, welches sehr den mit Obsidianzähnen besetzten sägeartigen Schwertern der Mexikaner gleicht. Ob von hier aus die Petroglyphen noch weiter nördlich bis etwa an die Beringstrasse reichen, was nicht unwahrscheinlich, dafür habe ich keine Beläge gefunden.

Oestlich vom Missisippi. Zahlreiche rohe Felszeichnungen und Skulpturen, sicher von den Vorfahren der Rothhäute herrührend, führt Schoolcraft aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten östlich vom Missisippi an. So in der Gegend der Missisippi-Quellen, am kleinen Fall, an den St. Anthonyfällen, am Zufluss des Pekitonoui bei der Einmündung des Elk, dem Zusammenflusse des Elk und Kenhawa, bei Chicago, Mitchillimakinak, am Ufer des Alleghany bei Venango, in Massachusets bei Tiverton und Ratford, in Rhode Island zu New-Port, am Connecticut zu Brattleborough, am Husatome zu Scaticook, am Indian oder Kings Creek, am Alatamaha, am Cumberland, am Frenchbroad, am Tennessee, an der Norfolkbai in Virginia etc. Hervorragend nennt Schoolcraft [2]) eine Felsritzung auf der Cunningham-Insel im Erie-See (Taf. V, Fig. 49). Auf der Südseite derselben befindet sich ein 32 Fuss langer und 21 Fuss breiter Felsen, der, unterwaschen von den Wellen, pittoresk in den See hinaustritt. Auf der wie polirt glatten Oberfläche desselben findet man die tief eingegrabenen und sehr deutlichen Petroglyphen. It ist by far the most extensive and well sculptured and well preserved inscription of the antiquarian period ever found in America. Die Petroglyphen sind in den piktographischen Charakteren der Eingeborenen hergestellt und nach diesen sind, Schoolcraft zufolge, die Hauptsymbole leicht verständlich. „Menschen, Pfeifen, Raucher und andere Figuren stellen

[1]) The Races of Man. London 1851. 35.

[2]) Historical and Statistical Information etc. of the Indian Tribes of the United States. Philadelphia 1851. II. 88. Plate 41.

Stämme dar und erzählen uns eine höchst interessante Geschichte, in welcher der weisse Mann eine Rolle spielt. Manche untergeordnete Figuren erfordern besonderes Studium, manche sind durch die Witterung verwischt. The whole inscription is manifestly one connected with the occupation of the basin of this lake by the Eries, of the coming of the Wyandots, of the final triumph of the Iroquois."

In Taf. V, Fig. 49 gebe ich eine getreue, durchgepauste Copie dieser von Schoolcraft Taf. 41 abgezeichneten „Inschrift" und überlasse es dem Beschauer, hier dem Phantasiefluge des verdienten Mannes zu folgen, der aus diesem kindischen Gekritzel eine ganze Völkerwanderung mit manchen Details herausliest.

Seit die Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen, vor allem Rafn, die Antiquitates Americanae herausgab, in welchen ein helles Licht über die Fahrten der Isländer im zehnten und elften Jahrhundert nach Grönland und der amerikanischen Küste verbreitet wurde, steht es so ziemlich in der wissenschaftlichen Welt fest, dass die alten Skandinavier schriftliche Spuren an jener Küste hinterlassen haben. Man glaubt an Runen, die von ihnen herrühren sollen.

Es handelt sich hier um den berühmten Assonet-Rock oder Dighton Writing Rock, „das unzweideutigste redende Denkmal der Anwesenheit der Skandinavier an der amerikanischen Küste", welches zu degradiren ich keinerlei Anstand nehme.

Schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts bemerkte ein gelehrter Nordamerikaner, Dr. Danforth, auf dem östlichen Ufer des damals noch mit seinem indianischen Namen Assonet genannten Taunton-Flusses einen Felsen mit seltsamen Zeichen, von denen er 1680 eine rohe Abbildung entwarf, da er in denselben eine Inschrift in einer unbekannten Sprache vermuthete. Dreissig Jahre später sandte ein Geistlicher aus Boston, Cotton Mather, der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London eine neue, auch nur wenig genaue Zeichnung des Writing Rock ein. Seitdem ist derselbe oft abgebildet und aufgesucht worden und die merkwürdigsten Vermuthungen wurden über die Urheber der „Inschrift" aufgestellt; Phönizier und Karthager wurden in's Treffen geführt. Humboldt, das richtige ahnend, stellte diese Felsbilder mit seinen Orinoco-Felsritzungen und mexikanischen Hieroglyphen zusammen, wodurch er wohl auf indianischem Ursprung dieser Petroglyphen deuten wollte[1].

[1]) Vues des Cordillères. Paris 1810. I. 182.

Als 1829 die nordische Alterthumsforscher-Gesellschaft zu Kopenhagen mit der Herausgabe der Antiquitates Americanae umging, wandte sie sich an die gelehrten Gesellschaften der Vereinigten Staaten mit der Bitte, ihr über jene Gegenden Auskunft zu ertheilen, nach denen die Entdeckungsreisen der alten nordischen Seefahrer gerichtet gewesen waren. Unter den verschiedenen Mittheilungen, welche eingingen, befand sich auch, von der Rhode-Island Historical Society zu Providence gesandt, eine Zeichnung des Dighton Writing Rock aus dem Jahre 1830, welche sofort die Kopenhagener Gelehrten an altnordische Denkmale erinnerte. Was man zu suchen wünschte, sollte bald aus dem Felsgekritzel herausgelesen werden.

Sechs und eine halbe englische Meile südlich von der kleinen Stadt Taunton (Massachusetts), auf dem östlichen Ufer des Taunton-River liegt auf angeschwemmtem Boden ein vereinzelter feinkörniger Grauwackeblock von 11½ Fuss Länge und 5 Fuss Höhe, der bei Fluth zwei Fuss hoch mit Wasser bedeckt wird. Seine Oberfläche trägt nun die Felsritzungen, welche so viel Aufsehen erregen sollten (Taf. V, Fig. 50). Die verwischten Menschengestalten, die verworrene Masse wirr durcheinander laufender Striche beschäftigte den Scharfsinn ausgezeichneter Gelehrter, und Finn Magnusen, wie Rafn, die speziell sich mit der Inschrift abgaben, erkannten in den Figuren sogar einen Kampf der Nordmänner mit den Skrälingern und lasen einige runenartige Zeichen auf der Mitte des Steins: Nam Thorfins, d. h. Besitznahme Thorfin's. Auch die Zahl 131 deutete man heraus, fand überhaupt das ganze Gekritzel mit Hilfe von sehr viel Gelehrsamkeit höchst interessant und entdeckte darin die Begegnisse Thorfin's während seines Aufenthaltes in Vinland. Zu einer ähnlichen Meinung kam ein deutscher Gelehrter, Karl Heinrich Hermes [1]), der sich folgendermassen auslässt: „So roh die Zeichnung der menschlichen Gestalten ist, so bemerken wir doch einen wesentlichen Unterschied in den Figuren auf der linken Seite, von dem Standpunkte des Beschauers, im Vergleiche zu jenem auf der rechten Seite. Die ersten sind nicht allein grösser, sondern sie haben auch längliche Gesichter, während bei den letzten die Köpfe durch eine kreisförmige Rundung bezeichnet sind. Diese Unterscheidung erscheint uns als keine zufällige, da wir wissen, dass zwar nicht die Indianer, wohl aber die Eskimos allen späteren europäischen Reisenden durch ihre kreisförmige Gesichtsbildung aufgefallen sind. Wir sehen daher in

---

[1]) Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer. Braunschweig 1844. 128.

dem Bilde auf dem Writing Rock eine Begegnung der alten Nordmänner mit den Skrälingern dargestellt und finden in der eigenthümlichen Gestalt, die den letzteren gegeben ist, eine Bestätigung der Annahme, dass zu dieser Zeit die Sitze der Eskimostämme sich auf der Ostküste von Nordamerika bis unter die Breitengrade erstreckten, unter denen Vinland, das Neu-England der Neueren, lag. Möglich ist es, dass die Begegnung, die wir dargestellt zu sehen glauben, eine feindliche war; denn die Kugeln, die auf dem Bilde durch die Luft fliegen, können füglich die Schleudersteine vergegenwärtigen, die den Skrälingern zur Waffe dienten." So sündigte man in Auslegungen lustig darauf los und kam nicht auf das natürlichste und einfachste, dass es nämlich sich hier um eine ganz gewöhnliche indianische Felsritzung handelt, die mit den isländischen Entdeckungsfahrten nichts gemeinsam hat, als dass sie im ehemaligen Vinland liegt.

Der ganze Habitus des Dighton Rock deutet auf indianisches Machwerk und was die Runen betrifft, auf welche die Kopenhagener Gelehrten ihren ganzen Bau stützten, so sind sie nicht vorhanden, wenigstens nicht in der Form, wie die Antiquitates Americanae sie mittheilen, wie überhaupt die ganzen daselbst Taf. X mitgetheilten Zeichnungen ungenau sind [1]).

Schoolcraft untersuchte den Felsen im August 1846 im Auftrage der New-Yorker historischen Gesellschaft, nahm genaue Copien (von denen wir Taf. V, Fig. 50 die unsrige gepaust haben) und legte dieselben einem Algonkinischen Priester, Chingwauk, vor, welcher in der Lesung indianischer Bilderschrift, dem Kekiwin, sehr erfahren war. Ohne Zögern erklärte er die Dighton-Rock-Petroglyphen für Muz-zin-nabik, d. i. Felsschrift, indianischen Ursprungs und erläuterte, dass sie auf die zwei Nationen Beziehung habe. Die Erklärungen der einzelnen Zeichen, wobei Chingwauk sicher das Gras wachsen hörte, wird von Schoolcraft [2]) ausführlich mitgetheilt, kann hier aber übergangen werden. Schoolcraft ist allerdings geneigt, auch einige Runenzeichen und namentlich die Zahl CXXI anzuerkennen, fügt aber hinzu: my observation did not enable me to find the expected name of Thorfin [3]). Weit einfacher wäre es doch gewesen, die runenähn-

[1]) The letters which appear in the Rhode Island Historical Society's copy, as published at Copenhagen, are either imprecise or wholly wanting, sagt Schoolcraft, der den Felsen genau untersuchte. Histor. and Statist. Inform. respecting the Indian Tribes. I. 111.

[2]) A. a. O. 114—117.

[3]) A. a. O. 118.

lichen Zeichen als zufällig stimmend anzusehen, zumal derartige „Runen“ sich auf einer Menge Felsritzungen auf der ganzen Erde nachweisen lassen.

Durch vielfache Uebereinstimmung schliessen sich an die nordamerikanischen die sibirischen Petroglyphen an.

Sibirien. Die sibirischen Felsritzungen wurden durch Johann Philipp von Strahlenberg zuerst beschrieben, der als schwedischer Kriegsgefangener nach Sibirien verschickt worden war. Wenn die sämmtlichen Völker im Norden der alten Welt von Lappland bis an die Beringstrasse unter sich in Sitten und Lebensweise ungemein viel übereinstimmendes haben, so tritt auch anderseits diese Uebereinstimmung wieder zwischen ihnen und den nordamerikanischen Indianern auf und ist bis in feine Einzelheiten leicht zu erkennen. So kann es denn auch nicht überraschen, wenn die sibirischen Petroglyphen „in denen Felsen und Steinen, entweder eingegraben oder daran gemahlet, auf die Art fast wie die Lappen auf ihre Trummeln zu machen pflegen“, mit den nordamerikanischen sehr verwandt sind.

Strahlenberg [1]) führt nun folgende Felsritzungen an, die er zumeist selbst gesehen und abgebildet hat. 1) In „Gross-Permia, unweit der Stadt Tzerdyn“, mit einer rothen, unauslöschlichen Farbe entweder eingebrannt oder geschrieben. Diese Petroglyphen (Taf. VI, Fig. 53) haben offenbare Aehnlichkeit mit den früher beschriebenen schwedischen, zeigen Renthiere, Wasserlinien und die üblichen primitiven Gesichter. 2) Am Ufer des Tom, zwischen Tomskoi und Kusnetzkoi (Fig. 54). 3) Am Jenissei, zwischen Krasnojarsk und Abakan roth aufgemalte Figuren (Fig. 55) an den hohen, glatten Felsufern. Da dieselben weit über Menschenhöhe angebracht sind, so fragt Strahlenberg verwundert, wie die Maler dahin gelangt sein könnten? Er glaubt, dass dies mittels steinerner, in die Felsen eingetriebener Keile geschehen sei, die man als Treppen benützte und in der That fand er am Jenissei auch solche eingetriebene Steinkeile [2]). 4) Nahe bei Abakan am Jenissei fand Strahlenberg eine Anzahl Hügelgräber [3]), die theils mit behauenen, theils mit rohen Steinen bedeckt waren und an jeder Ecke einen höheren und breiteren Stein hatten, „worauf allerhand Charakteres eingehauen waren.“ Diese Grabsteine (Taf. VI, Fig. 56) weisen mit nordamerikanischen Indianergrabsteinen sehr viel

[1]) Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia etc. Stockholm 1730. 4°. 337.

[2]) A. a. O. 340.

[3]) A. a. O. 357.

ähnliches auf. Taf. VI, Fig. 57 sind solche nach Schoolcraft [1]) zum Vergleiche neben die sibirischen Collegen gestellt worden. Fig. 57b. ist der Grabstein eines berühmten Chippeway-Häuptlings Shinga-ba-wasin oder Bilderstein, welcher 1828 am Obern See starb. Er war vom Totem des Kranichs, welcher Vogel auf dem Grabsteine steht und zwar umgekehrt, weil es sich um einen Todten handelt. Sechs Ehrenmarken sind zur Rechten angebracht, auf die Kriege des Verstorbenen zeigend, drei Ehrenmarken zur Linken, auf die Friedensschlüsse hinweisend, an denen er Theil genommen, worauf auch der Pfeifenkopf deutet. Fig. 57a ist der Grabpfeiler (Adjedatig) des Häuptlings Wabojeeg vom Addik- oder Renthierclan, der 7 Kriegszüge ausführte. Der dritte indianische Grabstein (Fig. 57c) steht über der letzten Ruhestätte eines Häuptlings vom Schildkrötentotem. Die ausgefüllte Xförmige Figur gilt als Todessymbol [2]). 5) Am Ursprunge des Irbitstromes (Ural) auf einem 18 Ellen hohen Felsen sind Figuren (Taf. V, Fig. 51, 52) etwa 1/4 Elle lang, einige auch kleiner mit rother Farbe „eingebrandt,“ die wir von gewöhnlichen Petroglyphen nicht zu unterscheiden vermögen [3]).

Australien. Ueber Felsritzungen und Skulpturen der Australier hat Angas geschrieben [4]), der sie an den Küsten und Häfen von Neu-Süd-Wales entdeckte. Sie sind sehr zahlreich, namentlich an den flachen Felsen der Vorgebirge. Angas sah sie bei Camp Cove und North Land, wo sie fast einen Zoll tief in den Felsen gehauen, aber zum Theil verwischt und mit Buschwerk überwachsen sind, was für ihr hohes Alter spricht. „Anfangs konnten wir kaum glauben, dass diese Skulpturen das Werk der Eingeborenen seien und hielten ein Känguru für europäische Arbeit. Doch als wir weiter forschten, fanden wir die einsamsten und unzugängigsten Plätze mit ähnlichen Ritzungen bedeckt und es zeigte sich, dass die Darstellungen sich nur auf eingeborene Gegenstände beschränkten, so z. B. Kängurus, Opossums, Haifische, Schilde, Bumerangs und Menschen in Corroberri-Tanz-Stellung. Europäer würden Schiffe, Pferde, Menschen mit Hüten dargestellt haben, wenn sie überhaupt an die mühsame und langwierige Arbeit sich gemacht hätten. Ein alter Berichterstatter, der 1803 über Neu-Süd-Wales schrieb, bemerkt von den Eingeborenen, dass sie einigen Geschmack für Skulptur besässen und dass ihre

[1]) Information on the Indian Tribes. I. Taf. 50.
[2]) Schoolcraft. I. 356.
[3]) Strahlenberg 364. Taf. 13—16.
[4]) Sein Bericht steht in Wood, Natur. Hist. of Man. II. 94.

meisten Geräthe mit rohen Schnitzereien geziert seien, die sie mit zerbrochenen Muschelschalen herstellten. Auf den Felsen sähe man häufig verschiedene Figuren von Fischen, Keulen, Schwertern, Thieren. Einige dieser Fischfiguren massen bis 25 Fuss Länge und es ist merkwürdig, dass die Zeichnungen der Schilde genau übereinstimmen mit den noch heute bei Port Stephens gebrauchten Schilden. Diese skulpirten Darstellungen bestätigen Capitän Grey's Entdeckung von Zeichnungen der Eingeborenen an der Nordwestküste. Zu Lane Cove, Port Aiken und Point Piper trafen wir auf ähnliche Felsritzungen." Die menschlichen Figuren, die mit ausgebreiteten Armen und Beinen, wie im Tanze, dargestellt sind, erscheinen äusserst lebhaft und gut gezeichnet und auch die Thiere, namentlich Kängurus, sind ausserordentlich naturgetreu.

In einigen Theilen Australiens sind die Felszeichnungen und Einritzungen gewöhnlich in Höhlen aus Sandstein angebracht. Bei den hier dargestellten menschlichen Figuren fällt auf, dass der Mund stets fehlt, während Augen, Nase, ja selbst die Kniegelenke deutlich angegeben sind. Menschliche Hände und Arme sind oft in die Felsen eingemeiselt. Grey fand in Nordwest-Australien eine Höhle, in welcher der einheimische Künstler die Figur eines Armes mit der Hand schwarz aufgemalt und den umgebenden Fels weiss mit Pfeifenthon überstrichen hatte, so dass man beim Eintritt in die Höhle glaubte, der Arm eines Schwarzen werde dem Besucher entgegengestreckt[1]).

Die Abbildungen von australischen Felsritzungen, die genau der obigen Schilderung entsprechen und welche ich Taf. VI, Fig. 58, 59 mittheile, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Jung, der sie an Ort und Stelle abzeichnete.

Von rohen Zeichnungen, Thiere, Vögel und Menschen darstellend, auf Felsen und Bäumen in Tasmania berichtet J. Bonwick; auch „merkwürdige Hieroglyphen, den Totems amerikanischer Stämme ähnlich", werden erwähnt[2]), über die wir ohne Abbildung uns kein Urtheil erlauben können, die aber in die Kategorie der gewöhnlichen Steinritzungen gehören dürften. Die Kunst, mit Holzkohle zu zeichnen, die ein Zeitvertreib der Tasmanier war, führte bei den Stämmen an der Austerbucht den Namen Makuluna, bei Port Davey im Süden aber Pallapoirena.

---

[1]) Wood. II. 96.

[2]) Globus. XVII. 379.

Nachträge.

S. 14. **Schicksalsvögel.** Sind die Alfurus von Ceram auf Reisen und es fliegt ein gewisser Vogel über den Weg, so machen sie halt und biwakiren, um erst am folgenden Tag die Reise fortzusetzen; ebenso geht es, wenn sie eine Schlange auf dem Weg finden — dann tödten und essen sie dieselbe jedoch. Schulze in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1877. 120.

S. 15. **Schicksalsvögel.** Eine Eule trägt nach dem Ableben des Pimaindianers in Arizona dessen Seele in das Jenseits; der Schrei dieses Vogels zeigt den nahe bevorstehenden Tod eines der Ihrigen an; sie scheuen sich vor diesen Vögeln und tödten sie nie. Spring im Globus XXXII. 295.

S. 17. **Schicksalsvögel.** Der Ruf einer Eule (Spiloglaux boobook) wird von den Westaustraliern für ein böses Omen angesehen; man erwartet, dass Jemand stirbt, wenn man sie hört. Jung im Globus XXXII. 383.

S. 24. **Hausbau.** Es ist nicht gleichgiltig wie die innere Anlage der Häuser in Japan getroffen wird. Will der Eigenthümer Glück haben, so muss der Eingang im Südosten liegen, die feuerfeste Vorrathskammer aber im Nordosten; die Schlafzimmer sollen nach Südwest liegen. Ztschft. f. Ethnologie IX. 334.

S. 35. **Böser Blick.** Die Yuma-Indianer am Colorado glauben an den Zauber des bösen Auges. Gatschet in Ztschft. f. Ethnologie IX. 348.

S. 42. **Knoblauch.** In Japan werden Schnupfen und Husten verscheucht, wenn man ein Stück Knoblauch im Hause aufhängt. Ztschft. f. Ethnologie IX. 332.

S. 60. **Lappenbäume.** Der Krankheiten verursachende böse Dämon, welchen der ostafrikanische Fetischmann austreibt, wird von diesem veranlasst, in einen leblosen Gegenstand überzugehen und darin seinen Sitz (Keti = Stuhl) einzunehmen. Es kann dies eine Perle, ein Stückchen Holz, ein Streifen Schlangenhaut, ein Fetzen, ein Nagel, ein Stück Papier etc. sein. Diese Nägel schlägt der Neger in einen Baum, oder er hängt die Lappen daran. Doch findet eine Verehrung des Baumes selbst nicht statt. It is merely the place for the laying of ghosts, where by appending the Keti most acceptable

to the spectrum, he will be bound over to keep the peace with man. Ein Engländer in Sansibar wurde in seiner Häuslichkeit dadurch gestört, dass die Sklaven haufenweise kamen, um in einen Baum, welcher in seinem Hofe stand, Nägel einzutreiben, und eiserne Ringe oder Lappen daran zu hängen. Er liess ihn desshalb umhauen. R. Burton, Lake Regions of Central Afrika. II. 353.

S. 94. **Fussspuren.** Auf der Insel Titicaca im gleichnamigen See, wohin die Incaherrscher walfahrteten um das Heiligthum der Sonne zu verehren, findet sich nicht ferne von der Bucht von Kentipunco, wo jene landeten, die meterlange Fussspur des Inca Yupanqui, welche noch heute von den Indianern verehrt wird. Squier, Peru. 328.

S. 99. **Menschen in Stein verwandelt.** Bei Yunguyo am Titicacasee liegt ein von phantastisch geformten Felsen umgebenes hübsches Thal, die ohne viel Einbildungskraft wie ungeheure Thiere und Menschen erscheinen. Nach der alten peruanischen Tradition sind es in Steine verwandelte gottlose Menschen, die ein erzürnter Gott auf diese Weise bestrafte, zur Warnung für alle, welche auf der Walfahrt nach den heiligen Inseln des Titicacasees sich nicht durch Fasten und Bussen gehörig vorbereitet hatten. Squier, Peru. 317.

S. 99. **Menschen aus Steinen erschaffen.** Als unter den Hidatsa-Indianern (Grosventres) am Missouri eine grosse Hungersnoth herrschte, wurden sie durch ein Wunder davon befreit. Es fielen auf göttliches Geheiss Steine auf die Prärie und aus diesen entstanden Büffel, welche sie schlachteten. Matthews, Ethnography of the Hidatsa-Indians. Washington 1877. 37.

S. 102. **Erdbeben.** Der böse Geist der Yumaindianer schläft auf dem Berge Avi komé hoch oben am Coloradoflusse. Wird er im Schlummer unruhig und schüttelt er sich, so entsteht ein schwaches Erdbeben; dreht er sich aber ganz um, so geräth alles ins Schwanken. Gatschet in Ztschft. f. Ethnologie IX. 348.

S. 115. **Speiseverbote.** Bei den Westaustraliern dürfen Mädchen nach dem elften Jahre kein Bandicuts (Perameles) mehr essen, sonst werden sie unfruchtbar. Junge Männer bekommen keinen schönen Bart, wenn sie das Fleisch des schwarzen Adlers geniessen, auch können sie dann keine Kängurus mehr sehen. Jung im Globus XXXII. 383.

S. 115. **Speiseverbot bei Schwangerschaft.** Das schwangere Weib eines Hidatsa-Indianers vermeidet es, Maulwürfe oder Spitzmäuse zu essen, da sonst ihr Kind kleine Augen bekommt; isst sie

Stachelschweinsfleisch, so wird ihr Kind schläfrig; Schildkrötenfleisch, so wird es faul. Matthews, Ethnography of the Hidatsa-Indians. 50.

S. 150. **Haarscheeren als Trauerzeichen.** Hinter die hieroglyphische Bezeichung der Trauer, senem, setzten die Aegypter das Zeichen einer Haarlocke als generelles Determinativum, da die Locke in conventioneller Weise den Begriff der Trauer, bei der die Männer sich die Haare abschnitten, andeutete (Ebers).

S. 153. **Der Schmied.** Ptah, der höchste der ägyptischen Götter, welcher dem grossen Gotte Ra die Elemente zur Schöpfung lieferte, trägt auf seinem Haupte in den Darstellungen gewöhnlich die Schmiedekappe.

S. 155. **Der Schmied.** Als der Inka Yupanqui das im nördlichen Peru gelegene Reich Chimu eroberte, da entführte er, wie Cieza de Leon berichtet, die Handwerker aus demselben, weil sie so geschickt in der Bearbeitung der Metalle waren, in seine Hauptstadt Cuzco. Squier, Peru. 170.

S. 162. **Schwiegermutter.** Der Gebrauch, dass ein Schwiegersohn mit der Schwiegermutter nicht sprechen darf, welcher bei den Hidatsa- (Grosventres), sowie anderen westlichen Indianern herrscht, kommt mehr und mehr in Abnahme. Matthews, Hidatsa-Indians. 54.

S. 179. **Personennamen.** Viel Aberglauben herrscht noch heute bei den christlichen Grönländern nach altem heidnischen Brauche. Das Kind wird gleich nach der Geburt nach einem verstorbenen Verwandten benannt; dadurch wird dem Todten Ruhe verschafft und zwischen ihm und dem Kinde eine Art Verwandtschaft hergestellt. Ist aber der Todte erst vor kurzem oder unter ganz besonderen Umständen gestorben, so *darf der Name nicht unnöthigerweise ausgesprochen werden* und aus diesem Grunde hat gemeiniglich ein Jeder zwei Namen, von denen einer später für den gewöhnlichen Gehrauch gegeben wird. Der erste, nach dem Verstorbenen gegebene Name heisst „Atekok" und wird jetzt sehr geheim gehalten, namentlich vor den Missionaren. Der zweite Name ist jetzt ein europäischer.

Die Grönländer sind sehr zurückhaltend in der Nennung ihres eigenen Namens. Fragt man sie danach, so geben sie gewöhnlich einer anderen Person ein Zeichen, dass diese die Antwort ertheilen möge. Henry Rink, Danish Greenland. London 1877. 206.

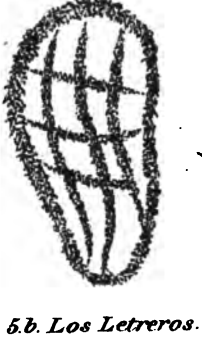
S. 186. **Knotenschrift.** Als Laglaize sich in das Land der Karons (Neu-Guinea) begab, theilte er deren Häuptling mit, wie lange er bei ihnen zu bleiben wünsche. Dieser machte nun in eine dünne biegsame Baumwurzel ebensoviel Knoten, als die Anzahl der von

Laglaize angegebenen Tage betrug. Jeden Tag nahm er dann ein Stückchen mit einem Knoten von der Wurzel ab, bis dass nur noch zwei Knoten übrig blieben. Alsdann bedeutete er Laglaize, dass es nun an der Zeit sei, die Rückreise zur Küste anzutreten. Tijdschrift van het aardrijkskundig Genootschap. Deel III. 106. 1878.

Will ein Miwock-Häuptling (Californien) in seinem Dorfe einen Tanz abhalten lassen, so sendet er Boten in die benachbarten Rancherias; jeder derselben trägt eine Schnur, in welche eine bestimmte Anzahl Knoten eingeknüpft ist. Jeden folgenden Morgen löst der so eingeladene Häuptling einen Knoten und wenn er beim vorletzten angelangt ist, dann zieht sein ganzes Dorf mit Mann und Weib und Kind zum Tanze. St. Powers, The California-Indians in Overland Monthly, April 1873. 325.

S. 248. **Werthmesser.** Die Wogulen schätzen noch jetzt das Geld viel geringer als Tauschwaaren, die sie nöthig haben, z. B. Pulver, Salz, Leinwand, Tabak, Mehl. Eichhornfelle waren in früheren Zeiten bei ihnen das allgemeine Tauschmittel oder geradezu die gangbarste Scheidemünze und in ihrer Sprache bezeichnet man noch jetzt die Kopeken mit demselben Worte. Für Rubel haben sie die Bezeichnung „hundert Eichhörnchen". Russ. Revue 1876. 8. Heft. 101.

sel Ferro.



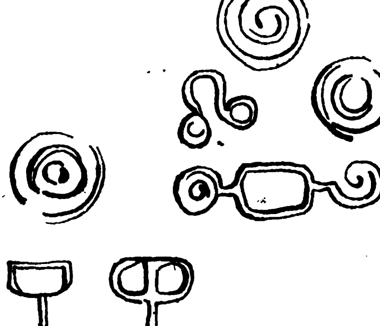
5.b. Los Letreros.

Einzelnes Zeichen in ⅓ nat. Grösse.

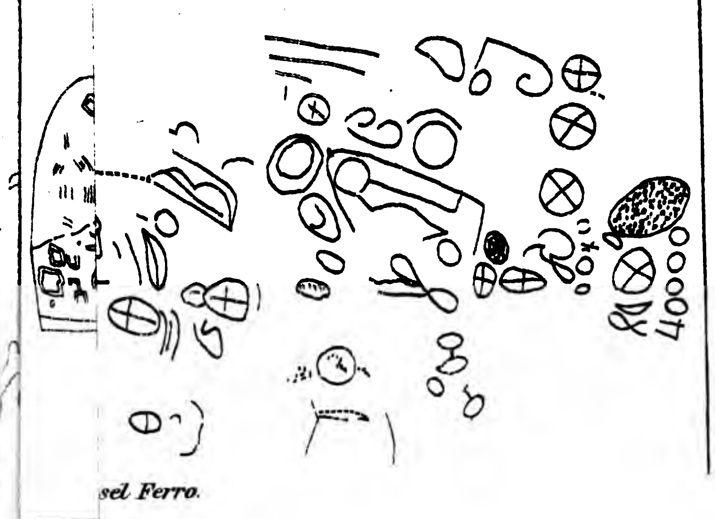
c. r. l. m. d.

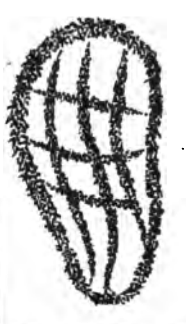


lan

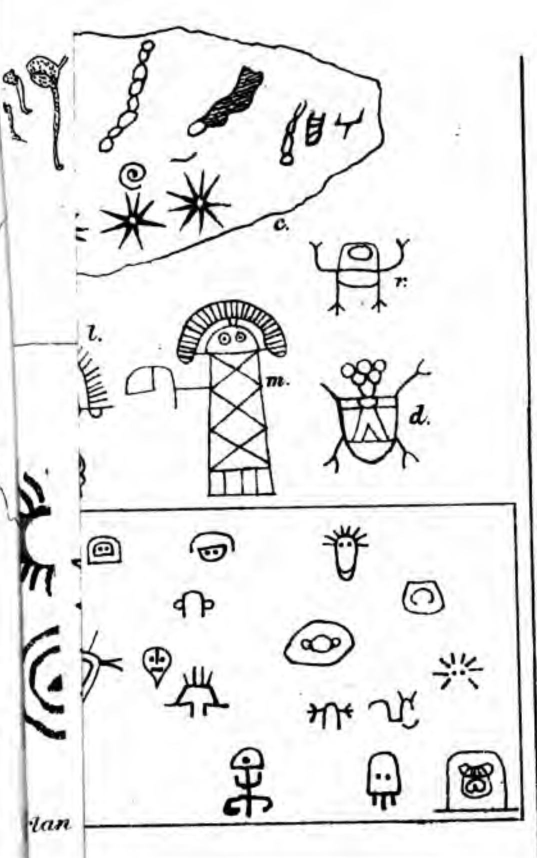


12. Am Madeira.

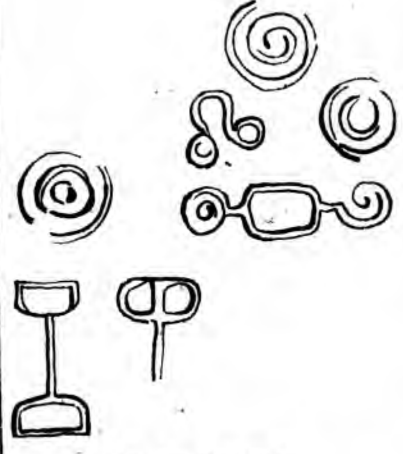




5.b. Los Letreros.
Einzelnes Zeichen in ⅓ nat. Grösse.







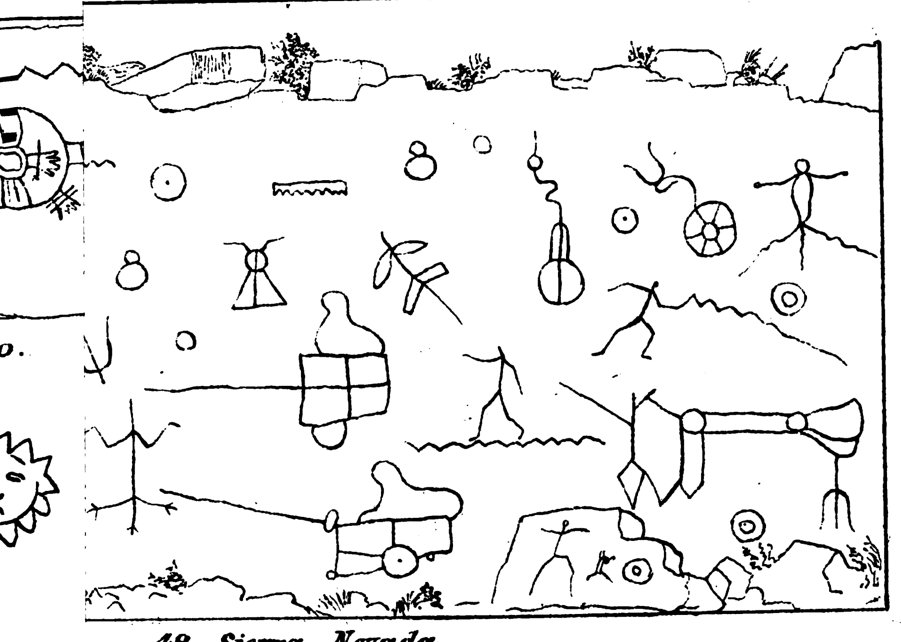
12. Am Madeira.

16. Ceará, Brasilien.

Menschengrösse

25. Saboya. Columbia.

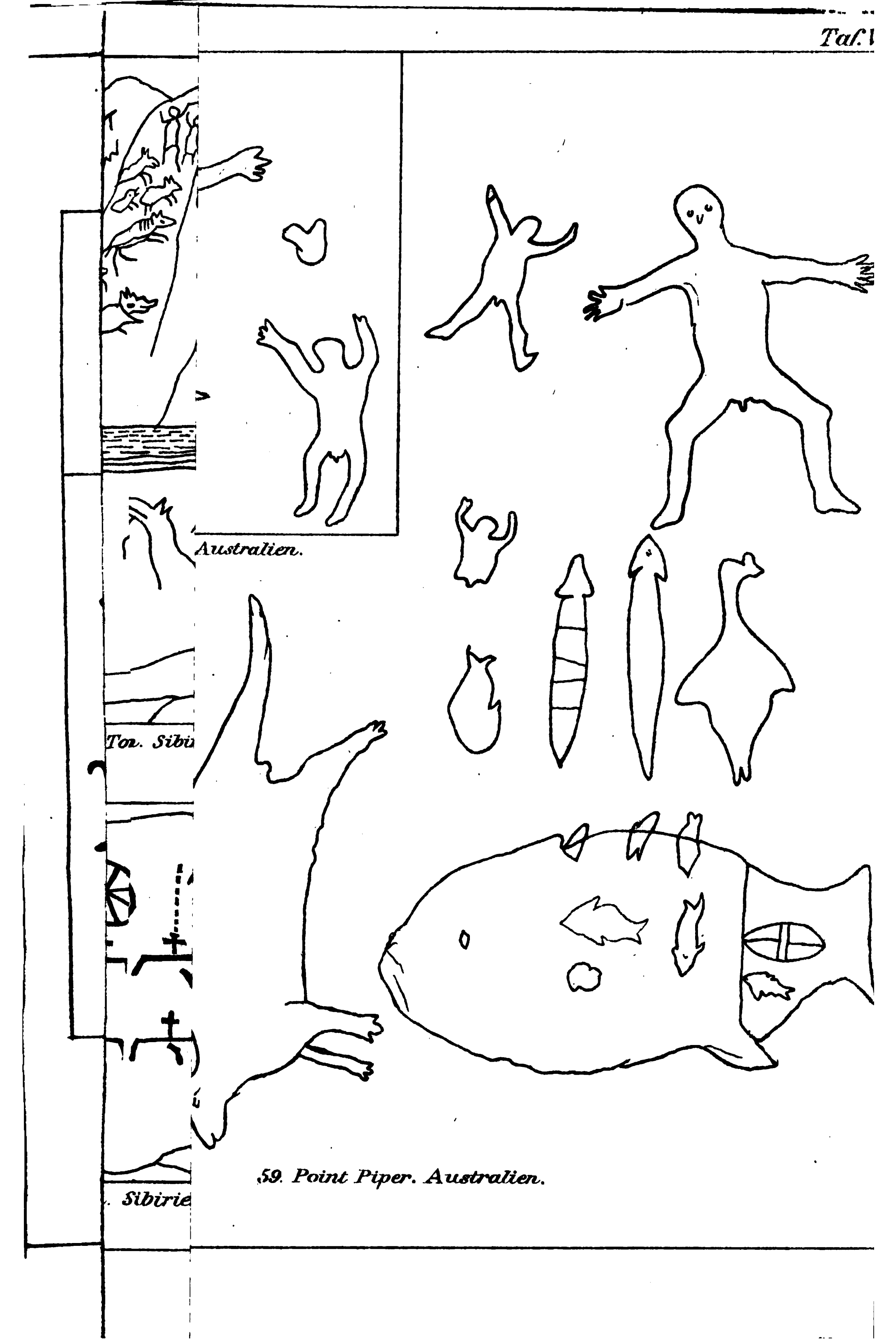
26. Tunama. Columbia.



48. Sierra Nevada.

...irien.

52. Am Irbit Sibirien.



59. Point Piper. Australien.

